

Unterhaltungen

des

literarischen Kränzchens in Königsberg

im Auftrage herausgegeben

von

Dr. R. Reusch.

Erster Jahrgang 1865.

Inhalt.

- Vorträge.** H. Elbitt: Die Seejungfer S. 8., de Strand-
rieder S. 61.; D. Fabricius: Pompeji bis 1850. S. 13. 40.;
G. Flatau: Ueber das Reisen S. 75.; Th. Gehrman:
Sage, im Deutsch-Kroner Blatt S. 83.; Dr. A. Hagen: Die
Frauen in Shakespear's Dramen, Shakespear in Königsberg
Beil. zu Nr. 2.; Dr. E. Hagen: Immanuel Kant S. 35.;
Dr. Herbst: Hernan Caballero S. 4.; A. Hiersemenzel:
Gleichklangsräthsel S. 124.; M. Hoffheinz: Erbkönig S. 81.;
E. Hubaczek: Lobed's Akademische Reden S. 90.; Dr. Leh-
mann-Danzig: Wieland's Parole „Hör' auf“ S. 133. 148.;
Dr. Resselmann: Hafs und seine Dichtungen S. 65.;
Dr. Reusch: Schäfers Klagegedicht S. 54.; D. Rosenkranz-
Friedland: Dr. Joseph Levin Saalschütz S. 31., Was ist Novelle?
S. 121. — **Gedichte.** Th. Gehrman: Des Flaumbar-
Gram S. 34., Abschied zu den Ferien S. 95.; H. Hartung:
Burschen-Festlieder S. 27.; A. Hiersemenzel: Glosse S. 132.;
G. Hilber: Das große Herz S. 39.; E. Hubaczek: Melanie
S. 15., Sonett S. 47., Liedchen aus Anakreon S. 64., Psalm
Beil. zu Nr. 2.; A. M. R.: Am Meere S. 14.; J. Lehmann-
Trempen: Räthsel S. 130.; H. Reusch: Auch ein Frühlingssied
S. 13.; Dr. Reusch: Rathnuß aus der Hühlerin S. 39.;
A. Stobbe: Stiftungssied S. 131.; C. Struve: Des Zechers
Rechtfertigung S. 17.; R. Symanski-Barten: Hymne an die
Nacht, der Schnitter und die Blumen, Engelsfußstapfen, König
Wittlaß's Trinkhorn, des Sklaven Traum aus Longfellow S. 86. ff.;
E. Wichert: Begrüßung nach den Ferien S. 3., Glosse S. 132.,
de Wilde-Dresden: Dirk Willemsz aus H. Tollens S. 51.;
Th. Wohlmann: Räthsel S. 47. 64. 164. — **Besprechungen.**
Dr. Ettmüller: Herbstabende und Winternächte S. 115.;
G. Hilber: Tegner's Ael und die Nachtmahlskinder S. 34.;
E. Müller-Thorn: Darwin und Darwinismus S. 129.;
Dr. Resselmann: Sadi's Rosengarten S. 15.; Dr. Pfeiffer:
Waltther von der Vogelweide S. 1.; A. Stobbe: Lustspiele und
Gedichte S. 79.; Dr. Weiß-Krojanke: Ranken und Neben S. 145.,
Alle Kamelle S. 11., Stromtied S. 43., Merseburger Segen
S. 73. 115., Lustspiel ohne Liebe S. 43., Jefferson's Lebens-
regeln S. 75. — **Berichte.** Vorberathung S. 1. 38. 50.;
Sitzungen S. 2. 17. 33. 49. 65. 81. 114. 129. 145.; Finanz-
kommission S. 97.; Preiskommission S. 162.; Dramatische Sektion
S. 99. 113. 113.; Volksthumssektion S. 145. 159.; Bibliothek S. 164.;
Generalbericht des Ordners S. 159. — Briefwechsel S. 48. 64.
80. 112. 128.; Druckfehler S. 80. 112.

Königsberg, 1865.

Verlag der Akademischen Buchhandlung Schubert & Seidel (H. Seidel).

Katalog unserer Bibliothek.

Die wenigen gekauften Bücher sind in dem nachfolgenden Katalog mit einem vorgelegten Stern bezeichnet. Die übrigen sind geschenkt und zwar, insofern der Name des Gebers nicht in Klammer beigefügt ist, von dem Verfasser. Die fehlenden Nummern enthalten Fortsetzungen früherer.

1. Alt' und neue Welt. Poetische Erzählungen. Berl. 1859. (Kopernicus-Verein Thorn.)
- *2. Freytag: Die Fabier. Trauerspiel. Leipz. 1859.
3. Schlieben: Theodor von Corsika. Komödie. Berl. 1860.
4. Elbitt: Erinnerung an Pestalozzi. Königsb. 1846.
- *5. Rousseau: Almanach deutscher Mäusen. Königsb. 1861.
6. Schillerlotterie. Dresd. 1861. (H. Neusch.)
7. Lit. Kränzchen: Jahresberichte 1858—64, Festzeitungen u.
9. v. Duisburg: Erinnerungsblätter. Gedichte. Danz. 1847.
10. Elbitt: Die städtische höhere Töchterschule. Königsb. 1855.
11. Abramowski: Harmlose Gedichte. Elbing 1861.
12. Lehmann: Sprachliche Bemerkungen über Lessing. Programm. Marienw. 1862.
13. Delbermann: Germanische Melodien. Bonn 1862. (Frischbier.)
15. Vierte Säcularfeier der Buchdruckerkunst. Gedenkblätter.
16. Gelegenheits-Schriften und Gedichte.
17. Spindler: Vergiß mein nicht. Stuttg. 1845. (Frischbier.)
18. Preuß. Provinzialblätter:
Alte. Archiv. für Wissenschaft u. Jahrg. 1841 und 42.
Neue. Jahrg. 1846—51.
— Andere Folge. Jahrg. 1852—57.
— Dritte Folge: B. 1. Hft. 2. 3, B. 2. Hft. 2. ff., B. 10. (Alterthums-Gesellschaft Prussia, A. Hagen, Platau, Neusch.)
22. Polytechnische Gesellschaft. Jahresberichte (Elbitt).
23. Beschreibung der Domkirche. Königsb. 1820. (Neusch.)
24. Faber: Nachrichten vom Galtgarbberg und Schloß Minau. Königsb. 1821. (Neusch.)
25. Violét: Blüten der Poesie und Prosa. Danz. 1862. (Frischbier.)
26. Sering: Nur ein Menschenleben. Ged. Braunsb. 1863.
27. Böhnke: Die Rache. Drama. Königsb. 1857.
28. Wichert: Der Wiking v. Samland. Tragödie. Berl. 1860.
29. — Licht und Schatten. Schauspiel. Berl. 1861.
30. Dorr: Zwischen Wiesel und Nacht. Plattb. Gedichte. Elbing 1862. (Neusch.)
31. Brandtstätter: Ueber Schillers Lyrik. Programm. Danz. 1863. (Lit. Verein Danzig.)
32. Stobbe: Sonette aus neuester Zeit. Königsb. 1863.
33. Lit. Kränzchen: Sagen des preuß. Samlandes. Aufl. 2. Königsb. 1863.
34. Neusch: Plattb. Gedichte. Königsb. 1863.
35. Meuter: Schurr-Murr. Wismar 1863.
36. — Ode Kamellen. Wismar 1863. ff.
37. de Wilde: Camprodon's die Blume eines Tages. Schauspiel. Leipz. 1855.
38. Frischbier: Preuß. Sprichwörter und volkst. Redensarten. Königsb. 1864., Aufl. 2. Berl. 1865.
39. Preuß. Almanach. Jahrg. 2—6. (1857 ff.)
41. Fr. Neusch: Kant und seine Tischgenossen. Fragment.
- *42. Altpreuß. Monatschrift. Jahrg. 1864. ff.
44. Götting: Gedichte. Leipz. 1780. (Neusch.)
45. Zacharia: Scherzhafte epische Poesien. Braunsb. 1751. (Neusch.)
46. Herder: Volkslieder. Leipz. 1778. ff. (Neusch.)
47. König: physikalisch-ökonomische Gesellschaft: ihre Schriften. Jahrg. 1860. ff.
48. Ruhn: Indische und germanische Segensprüche.
49. Prowe: Kleindeutschland. Beitrag zur Lesung Jean Pauls. Programm. Thorn 1864.
51. Neusch: Nordische Göttersagen. Berl. 1865.
- *52. Pfeiffer: Deutsche Klassiker des Mittelalters. B. 1. Walther von der Vogelweide. Leipz. 1864., B. 2. Rurum 1865.
53. Nesselmann: Sadi's Rosengarten. Berl. 1864.
54. Dichterschule Breslau: Aus Herz und Welt. Bresl. 1863.
55. — Lieder und Balladen. Bresl. 1864.
- *56. d'Hericourt: Annuaire des Sociétés savantes. Paris 1865.
57. Lit. Kränzchen: Unterhaltungen. Jahrg. 1865. ff.
58. Silber: Tegner's Ael. Königsb. 1864.
59. — — Nachtmahlstinder. Königsb. 1864.
60. Gervais: Die antike und die klassische französische Tragödie nach Gottsched's Auffassung. Allenst. 1864.
61. Zacher: Die Historie von Genesefa. Königsb. 1860. (Seidel.)
62. Weiß: Ranken und Reben. Gedichte. Rudolst. 1861.
65. Schlesi'sches Dichterkränzchen: Musenalmanach. Jahrg. 1862 und 64. (Verein für Poesie Breslau.)
66. Finckenstein: Die Schöpfung. Gedicht. Bresl.
67. — Ernste Lieder für leichte Leute. Bresl. 1858.
68. Krüger: Die Salzburger-Einwanderung in Preußen. Gumb. 1857.
69. — Rosalie Schönschlag. Leben und Gedichte. Gumb. 1860.
70. Der Pilot. Unterhaltendes Wochenblatt. 1857. Nr. 49., 1858. Nr. 15., 1859. Nr. 11. 13. 35., 1860. Nr. 2. (Weiß.)
71. Müller: Darwin und Darwinismus. Scherzhafte-poetische Schöpfungsgeschichte. Thorn 1865.
72. Fabricius: Zur religiösen Anschauungsweise des Livius. Programm. Königsb. 1865.
- *73. Borilla: Don Juan Tenorio. Drama. Madr. 1857.
- *74. Büchmann: Geflügelte Worte. 1864.
76. Mannhardt: Roggenwolf u. Roggenhund. Danz. 1856.
77. Nesselmann: Sadi's Diwan. Berl. 1865.
78. Friedrich: Das hohe Lied Salomonis. Königsb. 1866.



Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

herausgegeben von dem zeitigen Ordner

No. 1.

Dr. H. Neusch.

1865.

Vorberathung den 4. Januar.

Das Kränzchen kommt, außer Juli und August, allmonatlich Mittwoch nach dem 1^{ten} 4 Uhr zu einer Vorberathung und Freitag nach dem 15^{ten} 6 Uhr zu einer Sitzung in dem Lokal der Deutschen Ressource zusammen. Die Sitzungen sind zu wissenschaftlicher, ins Besondere literarischer, ausnahmsweise auch dramatischer und musikalischer Unterhaltung, die Vorberathungen zur Erlebung der Vereinsgeschäfte bestimmt. Außerdem sammelt eine Kommission die preussischen Volksthümer: Sagen und Märchen, Gebräuche und Aberglauben, Lieder, Reime u. Die Besprechung politischer oder sozialer Verhältnisse, ja die unschuldigste Anspielung darauf bleibt in unserem Kreise unbedingt unterjagt, (Beschlüsse S. 32. 12. 24.)

Die Mitglieder des Kränzchens zerfallen in:

1. ordentliche, welche auf Anmeldung in der Vorberathung gewählt werden, in derselben demnächst stimmfähig und zum Besuche der Sitzungen nebst ihren Familien und Gästen berechtigt sind;
2. außerordentliche, welche von der Vorberathung berufen werden und die Rechte der ordentlichen Mitglieder, in der Regel jedoch nur für ihre Person haben. Ausnahmen bestimmt die Vorberathung;
3. auswärtige d. h. Freunde in und außerhalb hiesiger Stadt, welche an unserem Streben Antheil nehmen, ohne den Besuch unserer Zusammenkünfte zu beanspruchen. (Beschlüsse S. 2. 4. 6. 7.)

Unser Vereinsjahr ist das Osternjahr, bei dessen Beginne die ordentlichen Mitglieder 3 Thlr., die außerordentlichen und auswärtigen dagegen, insofern die Vorberathung keine Ausnahme bestimmt, 1 Thlr. Jahresbeitrag entrichten. Beitragende Mitglieder müssen ihren Austritt drei Monate vor Ablauf des Vereinsjahrs, also spätestens am 31. Dezember anzeigen. (Beschlüsse S. 3. 5.)

Unsere jetzige Vereinschrift „Unterhaltungen“, welche in die Stelle des bisher von uns herausgegebenen Preuss. Almanachs (1861. 1863.) tritt, soll nun ausschließlich das Leben und Schaffen des Kränzchens, namentlich die in seinen Sitzungen gehaltenen Vorträge, zunächst wo möglich stets die neuesten mittheilen, je nach den Rassenmitteln höchstens fünfwöchentlich in Nummern oder Doppelnummern erscheinen und, außer an wissenschaftliche und literarische Vereine oder

Autoritäten, nur an unsere Mitglieder (kostenfrei) vertheilt werden. Der gegenwärtigen Nummer ist die Beschreibung unserer Shakspeare-Feier (den 18. April 1864) mit den Reden des Professor Dr. A. Hagen „Die sittliche Haltung der Frauen in Shakspeare's Dramen“ und „Shakspeare in Königsberg“ beigegeben.

Auswärtige Mitglieder melden sich durch Franko-Einzahlung des Jahresbeitrags von 1 Thlr. unter dem Datum „den 1. April 1865“ an unser Mitglied, Buchhändler Seidel (Französische Straße Nr. 13.).

Sitzung den 20. Januar.

Tagesordner: H. Frischbier. — C. Fabricius trug, sich an einen Aufsatz der Londoner Vierteljahrsschrift (April 1864) lehnend, die Geschichte der Entdeckung Pompeji's bis 1850 vor und verließ, die ebenso fesselnde als rührende Schilderung der überraschenden und werthvollen Funde, welche jene Schreckstage der Nachwelt aufbehalten haben, für die neueste Zeit fortzusetzen. — H. Frischbier theilte die Lebensschicksale Walther's von der Vogelweide* (†1198) mit und belegte sie mit Liedern des gefeierten Minnesängers, deren hinreißender Schmelz in der Simrock'schen Uebersetzung meisterhaft bewahrt ist. Die nächste Veranlassung zu diesem Vortrage gab die neue Ausgabe von Walther's Gedichten (Deutsche Klassiker des Mittelalters Band 1. Leipzig 1864) welche wir dem, schon um die nordischen Edden hoch verdienten Professor Dr. Pfeiffer in Wien zu verdanken haben**). — H. Hartung und Dr. Knoke trugen launige Gedichte, ersterer aus der Jubelzeit unserer Alma Albertina, vor; J. Hegel fügte Gedichte aus dem Ost- und Westpr.

*) Vergleiche Heinrich Kurz Geschichte der deutschen Literatur Leipzig 1861. Bd. 1. S. 48.

**) Sie ist zu unserer Bibliothek angeschafft und wird gewiß Jedem, der an unserer alten Literatur überhaupt Geschmack findet, durch die eingehende und anziehende Forschung über Walther's Leben, welche die Einleitung bildet, durch die erläuternden Vorworte, welche die verschiedenen Sangweisen des Dichters eröffnen, durch die gediegenen Sach- und Worterklärungen endlich, welche jede Strophe begleiten, freudig überraschen. Solche allgemein verständliche, gründlich belehrende und bequeme Ausgaben unserer alten Klassiker haben wir bisher nicht besessen. Schade, daß der überaus kleine und feine lateinische Druck das Werk nur sehr scharfen und kräftigen Augen zugänglich macht.

Musenalmanach von 1856 hinzu. Diesen tüchtigen Almanach, an welchen sich demnächst unsere Almanache anschließen, brachte hauptsächlich die aufopfernde Thätigkeit unsers außerord. Mitgliedes des Gymnasial-Direktors Dr. Lehmann in Marienwerder zu Stande und wandte dadurch der allgem. Landesstiftung „Nationalbank“ ein Kapital von mehr als 1000 Thlr. zu. — Schließlich wurden die aufgeworfenen Fragen über die Berechtigung des „Lokal dramas“ und die Bedeutung des Titels „Uminer Stromtid“, wie Dr. Fritz Reuter sein neuestes Werk nennt, besprochen. Man verheißt das Wort „Stromtid“ aus Reuters eigenen Schriften zu erklären.

Begrüßung des Kränzchens

nach den Sommerferien 1864.

Nach trübem Sommers regenreichen Tagen
Versammelt uns die altgewohnte Stätte,
Und wieder gilt's zu rathen und zu fragen —
Ob Jemand etwas vorzutragen hätte?
Lang oder kurz, gereimt und ungereimt,
Nur nicht gezögert, alles kommt gelegen;
Wir hoffen, manches Saatkorn hat gekeimt,
Und rechnen stark auf reichen Ferienregen.
Nur keine Furcht, den Markt zu überschwemmen —
Wein's nöthig wird, weiß man schon einzudämmen.
Nicht wahr — es ist nicht Einer unter Ihnen,
Dem nicht, für unsers Kränzchens Wohl bedacht,
In einer sternenhellen Zukinacht
Die Muse des Gesanges wär' erschienen.
Gestehn Sie's nur, mir sagen's Ihre Mienen,
Sie tragen sämmtlich, uns zu überraschen,
Viel Manuscript versteckt in Ihren Taschen. —
Sie streiten's ab? Mein Himmel nur nicht zieren!
Wie schrecklich mangelhaft ist das Statut! —
Ging es nach mir, ich sagte kurz und gut:
Der Ordner hat das Recht zu visitiren!
Ich wollte wetten, grade bei den Damen,
Fänd' man Gedichte mit und ohne Namen. —
Man überstimmt mich? schön! ich muß mich beugen;
Allein bedenken Sie, wie lang der Winter,
Drei Monat noch davor und drei dahinter —
Ich rufe sie gesamt zu meinen Zeugen,
Daß ich, komm's wie es will, die Schuld nicht trage,
Giebt's über große Ebbe später Klage.
Was meinen Sie: da steht der Fragekasten —
Wie wär's, wenn Sie so im Vorübergehn, —
Es dürft's ja keine Menschenseele sehn —
Mit Ihren Schätzen ihn geheim belasten?
Er ward zu reichem Vorrath eingerichtet,
Und ist jetzt immer schon so schnell gelichtet.
O! senken Sie den Blick nicht erdenwärts,
Ich appellire an Ihr gutes Herz —
So Manche giebt's, der wüßte viel zu sagen —
Am Ende ist's doch nicht so schwer: zu fragen.
Am Besten ist's: wer Antwort geben will,
Legt selbst die Frage in den Kasten still,

Und präparirt sich, ist ihm leicht bekommen,
Auf dies und das, was kann zur Sprache kommen.
Es gilt kein Zwang — die freie Wahl hat Jeder
Vom Platz zu sprechen oder vom Rathgeber,
Auch geben wir es jedem Redner nach,
Ob er sich lesen will im Musenalmanach.

Nun denn — ein frohes neues Kränzchenjahr
Und frischen Muth zu jugendlichem Schaffen!
Noch ist die Welt der Poesie nicht baar,
Noch floh die Muse nicht im Lärm der Waffen;
Noch ließ die Politik mit kaltem Hauch
Nicht jedes Blatt in ihrem Kranz ersterben;
Noch soll uns kein blasirter Kritiker auch
Die Freuden der Geselligkeit verderben.
Die Herzen warm, die Blicke himmelan —
Und leiste Jeder, was er leisten kann.

E. Wichert.

Fernan Caballero:

Cuentos y poesias populares Andaluces.

Vortrag von Oberlehrer Dr. Herbst.

Fernan Caballero ist seit einigen Jahren ein in Spanien hochgeachteter und verehrter Name, während er in Deutschland bisher wenig bekannt war, und erst in neuester Zeit anfängt zur Geltung zu kommen. Die Spanier besaßen nämlich seit mehr als 150 Jahren und bis vor kurzem keine Original-Romane; sie kannten und lasen nur die Uebersetzungen oder Nachahmungen fremder, besonders englischer und französischer Werke der Art. Warum dies so war, muß hier unerörtert bleiben, weil ich nur eine kurze Notiz zu geben gedenke. Aber es war so, und die denkenden Spanier wußten es und gestanden es ein: „Spanische Original-Romane erwarten, heißt etwas Unmögliches erwarten,“ das war die allgemeine Ansicht. „Weder unsre Sitten, noch unsre Geschichte, noch selbst unsre Namen eignen sich dazu; das ist eine Gattung die wir wohl für immer werden aus der Fremde beziehen müssen.“

„Dieser wenig schmeichelhafte Ausspruch,“ sagt der Dichter Luis de Eguilaz im Jahre 1852, „galt noch vor kurzer Zeit für ein unbestreitbares Axiom und unsre Schriftsteller verschmähten es, ihr Ingenium in einer Klasse von Werken zu verwenden, die sie für unfruchtbar von Haus aus hielten, in einer Klasse von Werken, die ihrem Verfasser weder Ehre noch Gewinn einbringen konnten.“*) Wem verdankt es nun Spanien, daß dies nicht mehr so ist? Fernan Caballero hat zumeist das große Verdienst, praktisch bewiesen zu haben, daß jenes Axiom ein Irrthum, eine Unwahrheit sei: er hat eine Reihe von spanischen Original-Romanen geliefert, er hat den Sittenroman für Spanien neu geschaffen. Es ist also immerhin eine Persönlichkeit, mit der sich in Rapport zu setzen von Interesse sein dürfte, zumal für unsre deutschen Damen, da Fernan Caballero, trotz der Ritterlichkeit seines Namens, dem schwa-

*) Ferd. Wolf in Ebert's Jahrb. für romanische und engl. Lit. I. 251. und ff.

chen Geschlecht — wie man es so oft zu nennen beliebt — angehört und deutsches Blut in seinen Adern hat. Mit andern Worten: Er ist eine sie, grade wie der George Sand eine Madam Debevant oder der Daniel Stern eine Marie de Flavigny, Comtesse d'Agoult ist. Johann Nicolas Böhl de Faber, allen Freunden der spanischen Literatur durch seine vortrefflichen Sammlungen rühmlichst bekannt, hatte eine talentvolle Tochter Cäcilie, vermählte von Arrom, und diese — halb Deutsche, halb Spanierin — ist es, welche für ihre schriftstellerische Thätigkeit den Namen eines Fleckens in der Mancha „Fernan Caballero“ anzunehmen für gut befunden hat. Ihre Werke erscheinen in Deutschland seit kurzem in zwei verschiedenen Uebersetzungen, ob alle, weiß ich nicht, da mir keine derselben in die Hände gekommen ist. Ich kenne nur das Original und zwar die wenigen Bände, welche Brockhaus in Leipzig in seiner Collection de Autores Españoles bisher hat abdrucken lassen; unter diesen aber hat mich am meisten der Band interessiert, welcher Andalusische Volksmärchen und Lieder (Cuentos y Poesias populares Andaluces) enthält. Aus letzterem erlaube ich mir in eigener Uebersetzung Ihnen ein Märchen mitzutheilen, das bei uns aller Welt bekannt ist und bei dem Sie daher ohne Weiteres werden Vergleichen anstellen und sich ein Urtheil bilden können. Ich habe es gewählt, weil es das erste ist und weil mir die dramatische Einleitung merkwürdig erschien, indem sie uns die Art und Weise veranschaulicht, wie der Verfasser solche Sachen aus dem Munde des Volkes sammelt. Ueberdies hat dieselbe für uns Deutsche noch ein besonderes Interesse dadurch, daß wir aus ihr die Bekanntschaft der Andalusier mit der Sage von Peter Schlemihl erkennen:

Onkel Franz, der mit dem Knüttel.

- Fernan. Tante Sebastiana, ich komme mit der ganz bestimmten Erwartung her, daß Ihr mir ein Märchen erzählt.
- Tante Seb. Señor, sagen Sie das doch meinem Hans, der weiß sie schon, . . . es ist nicht anders, als wenn er auf dem karminrothen Felsen studirt hätte.
- Fernan. Auf der Peña Carmesi? Was ist die Peña Carmesi, Tante Sebastiana?
- Tante Seb. Wissen Sie das nicht? Die Peña Carmesi ist ja der Felsen, auf welchem der Marquis von Villena mit dem Teufel studirte.
- Fernan. Was Ihr da sagt!
- Tante Seb. Ei gewiß, Señor. Jeden Tag stellte der Satan eine große Tafel auf und es zeigte sich der auf der Peña Carmesi eingeschriebene Text, und so lernte der Marquis so viel, daß er zuletzt mehr wußte als sein Lehrer. Da ließ der Teufel unversehens die Tafel auf den Marquis fallen, um ihn zu tödten: aber dieser hatte den Braten gerochen und sprang zur Seite, so daß die Tafel nur seinen Schatten traf, er aber hatte hinfort keinen Schatten.

- Fernan. Es ist nicht das erste Mal, daß ich höre, daß Menschen, die ihre Seele dem Teufel verschrieben, ihren Schatten verlieren; dasselbe wird in Deutschland und in Frankreich erzählt, und ein Autor von großem Ruf hat über diesen Gegenstand eine Erzählung geschrieben.*). Aber da kommt Onkel Romance; wenn er eine Gasse haben und mir einen Gefallen thun will, so wird er mir das Märchen erzählen, das Ihr mir in seinem Namen versprochen habt.
- Onkel Rom. Ei, Señor, sind wir denn schon in den Winterabenden?
- Fernan. Erzählt Ihr mir ein Märchen; oder soll ich gehen?
- Onkel Rom. Señor, soll es denn etwa gedruckt werden?
- Fernan. Was liegt Euch daran?
- Onkel Rom. Alles was gedruckt wird muß Salz haben, und ich habe nie in einer Saline gearbeitet.
- Fernan. Fangt an, Ohm Romance.
- Onkel Rom. Herr Jesus, Señor, seien Sie doch nicht so hastig! Es kann ja nicht Alles im Sturm gehen! Ich bin schon dabei. —

Also, Señor, es war einmal ein Mann, der lebte lustig in den Tag hinein, und da verschwanden, borgen und nicht bezahlen, der nächste Weg ins Hospital ist, so hatte unser Mann in kurzem Alles verthan und es blieb ihm nichts im Vermögen als 30 Tage im Monat, und zum Rauen die Nägel. Zuletzt kam er denn so herunter, daß, wenn er nichts nach Hause brachte, die Frau ihn prügelte und die Kinder ihn ausschimpften, bis er seines Lebens überdrüssig wurde, sich von seinem Gvatter einen Strick ließ und aufs Feld ging, um sich aufzuhängen. Er band den Strick um einen Olivenbaum und wollte sich ihn eben um den Hals legen, da erschien ihm ein kleiner Kobold in Mönchstracht und sagte: — Mensch, was willst du thun? — Mich erhängen; seht ihr's denn nicht? — Wie? du, ein Christ, willst thun, was Judas that? Schäm dich, und laß ab davon. Nimm diese Börse, die niemals leer wird, und bessere dein Leben.

Unser Mann nahm die Börse, zog einen Thaler nach dem andern heraus, und sah, daß sie wie der Mund der Weiber war, welcher Worte und immer neue Worte heraussprudelt, und sich doch nimmer erschöpft. Als er das sah, machte er den Strick los, rollte ihn zusammen und nahm den Weg nach Hause. An dem Wege aber lag ein Wirthshaus, da ging er hinein, und ließ sich von Allem was vorhanden war zu essen und zu trinken geben; er bezahlte auch Alles prompt, weil der Wirth, welcher wußte, daß es mit ihm schief stand, ihm eine so große Beche nicht borgen wollte. Er aber aß und trank sich so voll, daß er unter den Tisch fiel und fester schlief, als die Todten auf dem Kirchhof.

Der Gastwirth, welcher sich überzeugt hatte, daß die Börse, aus welcher der Schlafende sein Geld nahm, niemals leer wurde, befahl seiner Frau, eine ähnliche zu machen, worauf er dem tio

*) Peter Schlemihl von Carlos Rodier. Wer hat diese Volkslieder vom Norden nach dem Süden, vom Süden nach dem Norden gebracht? und wie?

Curro die echte Börse fortnahm und die nachgemachte in die Tasche steckte.

Als der tio Curro aufgewacht war, machte er sich auf den Weg und kam nach Haus so fröhlich wie ein sonnenheller Tag.

Freut euch! rief er der Frau und den Kindern zu. Hier ist Geld die Hüll' und die Füll'; unser Elend ist zu Ende.

Er steckte die Hand in die Börse und zog sie leer heraus; er versuchte es wieder, aber da ließ sich nichts herausnehmen. Als die Frau das sah, schwoll ihr so der Kamm an, daß sie ihn braun und blau schlug und ihn gehörig zurechtete.

Verzweifelter als je nahm er wieder den Strick und ging sich hängen. Er kam an den nämlichen Ort wie früher und band den Strick an den Ast des Delbaums. Was willst du thun, Christenmensch? ertönte die Stimme des Kobolds, der ihm rittlings auf der Gabel des Baumes erschien. — Mich hier aufhängen wie eine Schnur Knoblauchsköpfe am Deckbalken einer Küche, antwortete mucksch der tio Curro. — Also ist dir die Gebuld schon wieder einmal ausgegangen? Señor, wenn ich aber nichts zu essen habe! — Es ist deine Schuld, nur deine Schuld, indessen. . . tritt näher. Nimm dieses Tischtuch, dann wird es dir nie an Essen fehlen. Der Kobold reichte ihm ein Tischtuch und verschwand zwischen den Zweigen.

Der tio Curro breitete das Tischtuch auf dem Boden aus, und kaum lag es da, als es sich mit Gerichten bedeckte, eins immer würziger als das andre, so daß selbst der Koch des Königs sie so nicht hätte zubereiten können.

Nachdem der tio Curro sich vollgestopft hatte, bis er nicht mehr konnte, legte er das Tischtuch zusammen und ging nach Hause.

In der Schenke überfiel ihn der Schlaf, und er legte sich hin und schlief ein. Der Wirth, welcher ihn wiedererkannte, vermuthete gleich, daß er etwas Gutes bei sich hätte; er stahl ihm das wunderbare Tischtuch und legte ein anderes an die Stelle.

Als tio Curro nach Hause kam, schrie er der Frau und den Kindern entgegen: Kommt, kommt essen, und diesmal, denk' ich wohl, sollt ihr schon satt werden. Darauf breitete er das Tischtuch aus, das er aber statt mit Speisen, nur mit Flecken von allen Formen und Farben bedeckt sah.

Da hättet ihr mal sehen sollen! Mutter und Kinder fielen über ihn her und machten ihn für die Tragbahre der barmherzigen Schwestern zurecht.

Der tio Curro griff wiederum nach dem Strick und ging sich aufhängen. Da gab ihm das Mönchlein, welches keins war, einen kleinen Knüttel und versicherte ihm, daß mit Hilfe desselben alle Welt seine Seele in Ruhe lassen würde und daß er nur zu sagen brauchte: „Knüppelchen, marsch!“ damit Alle davon ließen und ihn in ungestörtem Frieden ließen. . . .

Unser Mann schlug nun mit seinem Knüttel den Weg nach Haus ein, aufgeblasener als ein Alkalde mit seinem Amtsstab, und kaum sah er die Kleinen auf sich zukommen, Brod fordernd mit Schmäh- und Schimpfreden, nach dem Beispiel ihrer Mutter, da rief er seinem Knüttel zu: „Knüppelchen, marsch.“ Das Wort war kaum gesagt, als der Knüttel anfang den Knaben Hiebe auszutheilen, daß es ihnen grün und gelb vor Augen wurde.

Die Mutter eilte den Kindern zu Hilfe; „auf sie, Knüppel,“ schrie tio Curro, „auf sie und con amore!“ und der Knüttel gab ihr eine solche Tracht Prügel, daß er sie tödtete.

Man meldete es der Justiz und der Alkalde erschien mit seinen Häschern. „Knüppelchen, marsch!“ sagte der tio Curro so wie er sie sah, und der Knüttel versetzte ihnen solche Schläge, daß jeder einen harten Thaler werth war. Er schlug den Alkalden todt, und die Häscher liefen davon, bis sie keine Sohlen mehr unter den Füßen hatten.

Da schickte man einen Expreß an den König und meldete ihm das Vorgefallene, und der König schickte ein Regiment Grenadiere, um den Knüttel-Curro gefangen zu nehmen. Nicht so bald aber sah dieser sie ankommen, als er rief: „Knüppelchen, marsch!“ und ihn mitten in ihre Reihen schleuderte. Der aber fing an auf den Rippen der Grenadiere umherzutanzten, daß es klapperte wie in einer Walkmühle: den einen machte er lahm, dem andern zerbrach er den Arm, dem Kommandanten schlug er ein Aug' aus; um es kurz zu machen: alle Grenadiere warfen die Flinten und die Tornister weg, und stieβten auseinander, ohne auf ihren Weg zu sehen, denn sie glaubten, daß der Teufel hinter ihnen drein wäre.

Frei von Sorgen legte sich der tio Curro zum Schlafen nieder, indem er den Knüttel, damit man ihn nicht stehle, an seiner Brust verwahrte.

Als er aufwachte, fand er sich an Händen und Füßen gebunden; man schleppete ihn in den Kerker, wo ihm seine Sentenz vorgelesen wurde, welche lautete: Tod durch Hängen.

Am folgenden Morgen zogen sie ihn aus dem Kerker und banden ihm, als er auf dem Schaffot stand, die Hände los, da nahm er seinen Knüttel heraus und sagte: „Knüppelchen, marsch!“ und warf ihn nach dem Henker, der von den Hieben todt blieb. Laßt mir den Menschen los, rief da der König, denn wo nicht, so wird er mir alle meine Unterthanen umbringen; sagt ihm, daß ich ihm ein Stück Land in America schenke, wenn er sich nur davon macht.“ Und so geschah es; seine Majestät gab ihm einen Landstrich auf der Insel Cuba, wo er eine Stadt baute, und in dieser schlug der tio Curro mit seiner Keule so viele Menschen todt, daß sie davon den Namen Matanzas (Todtschlagestadt) erhielt.

Die Seejungfer*)

von Oberlehrer Elvitt.

Verhandelt Lapehnen**) den 19. Juli 1863.

Erschienen ist: 1) der Ausgebinger Johann Ernst J., 65 Jahr alt, und giebt Folgendes auf Befragen zu Protokoll:

*) Diese Mittheilung giebt ein klares und lebhaftes Bild von der richtigen Weise, wie man nach Sagen forschen muß. Gleiche Forschungen hatte schon in den zwanziger Jahren der verstorbene Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Carl Sagen angestellt. Seine Protokolle, in denen namentlich die Warnicker Förster das Leben dieser weißen Frau befundet hatten, sind aber leider verloren gegangen.

**) Die Dorfschaften Rantau, Neu-Kuren, Lapehnen, Saffau, das Gut Georgswalde, die Oberförsterei Warnicken und die Dör-

Mein Schwager Gottl. E., Ausgebinger in Groß Kuren, erzählte mir vor drei Wochen, daß daselbst ein Mädchen, welches Seeland holen wollte, in der See und zwar in der Entfernung von „ein Sutterzug hoch“*) (100 Schritt) mehrere Gestalten gesehen, die wie badende Herrschaften aussahen und zwar nur wie Frauen. Vor Schreck ließ sie den gesammelten Sand fallen und eilte den Seeburg hinauf, weil sie daselbst einen Mann bei der Ackerarbeit bemerkte. Daselbst angekommen, machte sie den Mann auf die Gestalten aufmerksam, die derselbe aus der Entfernung nicht deutlich erkennen konnte, weshalb er mit dem Mädchen bis an den Rand des Berges ging, von wo aus er nun deutlich Frauengestalten sah und zwar zwei abgesondert von einer größeren Zahl, die auf ungefähr zehn angegeben werden könne. Die zwei abgesonderten, so wie die beisammen gebliebenen Gestalten machten tauchende Bewegungen mit dem Körper und plantzten mit den Händen im Wasser, doch bald nach dem Beobachten der Weiden auf der Höhe begaben sich die zwei Gestalten zu den übrigen, worauf alle heftig auf und ab tauchten, das Wasser umherspritzten und eine große Unruhe zeigten, auch sich allmählig vom Ufer entfernten und verschwanden. Weiter hat Zeuge über diese Erscheinung nichts erfahren, doch ist ihm schon mehrfach das Erscheinen von Seejungfern zur Kenntniß gekommen, wenn er diese auch nie mit eigenen Augen gesehen. Er erinnert sich deutlich, daß, als er noch ein Kind war, Seejungfern bei Neukuren gesehen seien, unmittelbar vor einem Unglück, welches Neukurner Fischer auf dem Meere ereilte, so daß sie ihren Untergang fanden. Auch herrscht bei den Strandbewohnern die Ansicht, daß das Erscheinen von Seejungfern stets ein Unglück andeutet.

2) Die verm. Louise R. geb. E., entfernte Verwandte des vorhin genannten E., 71 Jahre alt, giebt Folgendes zu Protokoll: Vor ungefähr dreißig Jahren, als ich schon verheirathet war, wohnte ich in Rantau. Daselbst wurde Bernstein gegraben und ich karrie an der Grube. Eines Tages bemerkte ich und die anderen Arbeiter in der See auf eine Entfernung von „ein Pflug-Gewende“ (100 Schritt) eine weibliche Gestalt, gleich einer badenden Frau. Dieselbe hatte schwarze Haare, welche bis zur Schulter hinab reichten und unten sich kräuselten, während dasselbe oben glatt war und eine Scheitel zeigte. Das Gesicht, ein Menschengesicht, sah freundlich aus, und die Andern haben sogar rothe Backen gesehen. Die Brust war eine volle Frauenbrust, und der Körper unterhalb nur etwa bis zur Nabelstelle über Wasser. Die Arme hatten zum Körper die Stellung, als ob man sie in die Hüfte stemmt, doch waren bei der tauchenden Bewegung immer nur die Oberarme, nie die Unterarme deutlich zu sehen. Allmählig begab sich die Gestalt in hohe See und dabei wollen die Andern auch den hintern Theil des Körpers als glänzenden Fischkörper bemerkt haben.

3) Der Ausgebinger Gottlieb M., 76 Jahr alt, erklärt auf Befragen über die Seejungfer folgendes:

fer Groß- und Klein-Kuren liegen der Reihe nach von Osten gen Westen hart an dem Gestade der Döjse.

*) So weit als der Fischer in die hohe See fahren muß, um den Sutter (Sandaal, Ammodytes Tobianus) zu fangen, der ihm als Köder für Dorsche und andere größere Seeische dient. Vergl. Dr. Gebauers Kunde des Samlandes. Königsberg 1844.

Gesehen habe ich keine, aber gehört habe ich Verschiedenes. Der Wirth B. in Saffau erzählte, daß der Waldwärter S. in Georgswalde vor mehr als vier Jahren eine Seejungfer geschossen habe, als zwei derselben sich daselbst zeigten. Ueber das Verbleiben der geschossenen Seejungfer sei ihm nichts bekannt, wol aber habe sich der verstorbene Christian J. in Neukuren, wiederholt dahin geäußert, daß er Seejungfern gesehen und zwar während er auf See mit dem Fischen beschäftigt gewesen. Dennoch sei derselbe mit seinem Boote nie verunglückt. Ueberhaupt meint Zeuge, daß die Seejungfern ihren Geschäften nachgehen und sich um den Menschen nicht bekümmern. — a. u. s. —

Auf Grund der Aussage des M. begab ich mich den 21. Juli Vormittags zu dem Wirth B. in Saffau, um von ihm die Bestätigung der Angabe des M. zu erfahren. Derselbe erklärte indeß: nur erzählt zu haben, daß der Waldwärter S. nach einer Seejungfer geschossen. Ob sie getroffen sei, habe er nicht erfahren.

Nunmehr begab ich mich am Nachmittage desselben Tages nach Georgswalde, wurde dort nach der Schirrkammer geführt und zu einem alten Manne, als dem S., gewiesen. Auf meine Frage, ob er sich noch erinnere, daß er einmal nach einer Seejungfer geschossen, lächelte er und sagte: Seejungfern gäbe es nicht, was die Leute dafür ansähen, wären Seehunde und nach einem Seehund habe er auch geschossen.

Den 27. Juli fuhr ich nach Groß Kuren, um den Gottlieb E. aufzusuchen. Ich kehrte bei der Frau Henriette St. ein; doch als ich ihr den Grund meines Besuchs sagte, meinte sie, daß ich gar nicht nöthig hätte, den E. zu fragen, da das ganze Dorf von der Erscheinung Kenntniß habe. Auch ihr Knecht, der zur Bernsteingrube gegangen, habe die Seejungfern gesehen und wie er, so die 68 Männer, welche jetzt dort grüben. Dennoch ließ ich den 71 Jahr alten E. holen und er bestätigte die Aussage seines Schwagers J. aus Lapehnen, indem er mir hinzusetzte: „Das Erscheinen der Seejungfern fand vor dem großen Wasser und Sturm, kurz vor dem 13. Juni d. J. statt und zwar um die Vesperzeit, als die See ganz blaß (glatt) war. Drei Seejungfern badeten abgesondert von fünf andern; jene weiter nach Klein-Kuren hin, diese der Groß-Kurner Bernsteingrube ziemlich nahe. Sie waren wie Frauen anzusehen und besonders ihr schwarzes glatt herabhängendes Haar auffallend, so wie die Brüste.“ Als ich die Meinung äußerte, daß es auch wohl Seehunde oder Seeschweine gewesen sein könnten, lachte der in großer Bescheidenheit vor mir stehende Mann und erklärte: „Seehunde und Seeschweine, die auch vorkommen, waren es nicht; sie sind jedem Fischer zu bekannt, als daß wir uns hätten irren können.“ Nun begab ich mich noch zur Bernsteingrube, bei welcher die Mitzeugen thätig waren, und die Fischer bestätigten, was mir mitgetheilt worden.

Zeit und Witterung gestatteten es, weiter nach Klein-Kuren zu gehen. Ein Heer von Kindern, groß und klein, bestimmte mich hier zum Niederlassen und bald waren auch einige Mütter dabei, die ich, nachdem die beschenkten Kinder sich zerstreut hatten, mit ernsthafter Miene fragte, ob es wol Seejungfern gäbe. Einmüthig erfolgte die Bejahung meiner Frage, ja eine alte Frau rief ihren Mann, den 63jährigen Christoph P. herbei,

welcher erzählte, daß er die drei Seejungfern, von denen ich gehört, mit eigenen Augen gesehen habe. Sie kamen noch seiner Angabe bis zu den Hüften über den glatten Wasserspiegel hervor, tauchten ab und auf, schlugen mit den Armen und spritzten mit dem Wasser umher. Ihr Körper war gefärbt wie ein Menschenkörper und ihre Brüste Frauenbrüste. Genauere Angaben über das Gesicht und über die Hände konnte er nicht machen, nur als ich ihn fragte, ob sie nicht krauses Haar auf dem Kopf gehabt, etwa solches, wie ein Pudel, lachte er und hob ausdrücklich hervor, daß das schwarze Haar glatt herabgehangen, und zwar bis auf die Schultern oder noch tiefer. Den untern Körpertheil habe er nie zu Gesicht bekommen, man wisse aber, daß der Körper in einen Fischschwanz übergehe. Furcht vor der Erscheinung kamte er nicht. Beim Scheiden bat ich daher den Alten, seine Nachbarn darauf aufmerksam zu machen, daß es wünschenswerth wäre, eine Seejungfer einzufangen, und sofort nach Königsberg zu schaffen; allein er zweifelte daran, daß ihnen dies gelingen werde. —

Somit weicht die von meinen Augenzeugen bekundete Gestalt wesentlich ab von der, welche in unsern Sagen*) S. 26. nach dem Berichte des Einwohner L. in Mausehen aufgestellt worden. „Krauses, zottiges Haar, gerade so wie das eines schwarzen Pudels“ wurde auch nicht von einer Seite wahrgenommen, ja es wurde im Gegentheile behauptet, daß das glatt herabhängende schwarze Haar wie Menschenhaar ausgesehen. Auch den Fischschwanz hat hier Niemand gesehen, sondern nur davon gehört. Daß endlich die Erscheinung der Seejungfer — wie es in den Sagen Seite 27. heißt — nichts Ontes bedeute, bestätigen zwar, außer den berühmten waghalsigen Groß- und Klein-Kurnern, alle Zeugen; daß aber „das Fischerboot, von welchem sie gesehen worden, in den nächsten drei Malen, daß es zur See geht, verunglücke,“ davon wußte kein Zeuge etwas, ja Gottlieb M. widerlegte diesen Glauben bei seiner mitgetheilten Vernehmung vom 19. Juli 1863 durch die Erfahrung des Christian J.

Alle Kamellen.

1.

Löwer Reuter!

Dei kunn oof wull schriewe „Hochwohlgeborner Herr“, man datt hefft nusch to bedüde onn sone nuschtnigge Wertter plegge wi Pladditsche gottloff noch nicht to bruuke. Alfau, Löwer Reuter, dät schöck Di ee hagelniet Boof, wie et ewent uuten Gi gefrape öff, onn bönn stahne alle mine pladditsche Leeder.***) Bömm et fründschastlich opp, man glow nich wo, datt dät mi schons mött Di meete wull. Ah nei, du steichst mi noch veel to hoch! Dei weet nich eenmal, wat diene „Alle Kamelle“ fönn, onn mien eenzger Trost blöfft, datt dat hier önn Kengsbarg kein Mönsch nich weet.

De Gene secht: „Kamell öff dat puchliche Drampelbeer“, denn öwer diene Kamelle mott föck jeder strack puchlich lache.

*) Sagen des Preuß. Samlands, herausgegeben von dem literarischen Kränzchen. Königsberg 1863.

**) Dr. R. Neusch Plattdeutsche Gedichte. Berlin 1863.

Awersch de Verklärung wöll mi nich önnne Kopp, wiel sone hochschnutzge Deere, de föck ferr Gilt sehne laate, wull keine pladditsche Name nich dräge warre. De Andre secht: „Kamelle sind die Kamellen!“ Man dat's oof keine pladditsche Bloom nich. Goot von Buute sitt se wull halwegs uut, awersch wott helpt mi all ehr Schönheit, wenn se oolt wart? Wer göfft wott ferr oole Kamelle? Eenmal önn Struuf onn denn uuten Huus — so moeke se mött ehr. Da öff doch ons Romey, dem se oof Kamelle heete, ee ganz andre Bloom; sau recht pladditsch, hinger alle Lün to finge, oof noch verdreegt onn denn erscht recht to bruuke, onn — wi doftig! „I nei“, secht de Derte — „datt laat sönnne, ons Romey öff ganz goot ferr'm Buuf, man nich ferr de Käs!“ Na, onn da hefft he egentlich oof recht onn denn pakt oof Romey nich, denn Dine Geschöchte stahne nu eenmal öm goode Gerook. Also schriew mi doch, wenn Du mal Tiet häst, wat Dine Kamelle fönn. Öwersch böst Du wo oof 'on Mann, wi ons oof Götthe, de allens öwer föck löse leet onn doch nie nusch seet? — Denn mott dät de Frag bei onserm literarische Kränzle önnne Fragelaste schmiere, na onn — denn weete se oof nusch. Datt Du awersch wennigstens weest, wott ons Kränzle öff, pakt dät Di siene groote Schröfte bi. Önn nu Gedenwend onn ee fröschet Hart, veel Gesondhet onn wennig Schmart, ee Döntesatt onn ee Wienglas to, dei Dags deeg Arbiet, awersch Nachts oof Roh! Königsberg i. Pr., den 1. Juni 1863.

Dr. R. Neusch.

2.

Min leide Fründ,

Sallst vesmal bedankt sin för Dine fründliche Geschenken; öwer ik kenne sei all. Din Fründ Lehmann in Marienwerder hett mi all de Musenallmanachs schickt, un dor hewen ik de meisten von Dine Niemels all drin lesen. Indessen en düwelter Strang hölt beter; un indem dat an den zweiten Strang Du Di sülwst anknüppt heft, is dat en großes Plesir för mi west. Un dorüm dank ik Di of nich so sühr för de Bänker, as för Di sülwst. — Da! Ratt heft of en Fisch! —*)

Du fröggt, wat „alle Kamellen“ heit, dat will ik Di jegen: dat heit so vel ungefähr, as „Meidinger“, as alle längst an de Schauh afgedragene Geschichten, de halb vergeten sünd un stammt sik von de Kamellenblaumen her, de of nich recht mihr für Bukweidag' helpen willen, wenn sei awerschörrig worden sünd.

De Nedensort is bi uns gäng' un gäw, un wenn Einer recht wat vertellen will, denn föllt em en Anner wull in de Ned' un seggt: na, dat lat man, dat sünd alle Kamellen.

Ik wull, Du wirft in desen Ögenblick hir bi mi, denn künnst Du Di recht nüdlich up 'ne Rist setten un Di mit mi wat vertellen, denn en Staul künn ik Di nich anbeiden, indem dat ik keinen heww. Bist Du all mal eins ut Hüfung smeten worden un heft Du all mal mit all Dine Padenellen up de apne Strat legen? — Woll nich. — Awer ik ligg hilt all up de Strat, denn awermorgen wander ik ut nah Eisenach, nah de alle Wartborg, un bi mi süht dat ut — Gott, du bewahre! — Sodom und Go-

*) Wir wechselten unsere Photographien.

morrha is en Minnerspill dorgegen. — Dorüm möst Du mi of nich äwel nehmen, wenn ik nu nich wider schriwen kann, denn in desen Ögenblick kömmt mine Fru un nimmt mi dat Tintfatt för de Näs weg, denn 't fall of inpakt worden; dat Wenglas hett sei all bi Sid bröcht.

Ik wünsch Di vel Gaudes, vel Glück un Segen; kein Hartleb, keine Krankheit mag Di bebrapen, öwer vör Allen kein Untog! Un nu lew recht woll un lat mal wedder wat von di hören, un den 2te Deil von de Stromtid, de nu brücht worden fall, schick ik Di, so drad hei farig is.

Adjüs of!

Din

Fritz Reuter.
Magister artium.

Nigenbramborg, den 17. Juni 1863.

Auch ein Frühlingslied.

Oft in trüb'n Wintertagen
Schaut ich zu dem Fenster hin,
Drüben in dem kleinen Häuschen,
Doch gar stille war es drin.

Niemand regt sich, Niemand schaltet,
Niemand schaut zum Fenster aus;
Ach, da wohnen alte Leute
In dem öden stillen Haus!

Wie der Winter nun entwichen
Und die Frühlingssonne lacht,
Hat sich Leben dort gefunden;
Sieh, ein Kindlein ist erwacht!

Morgens stand es schon am Fenster,
Steht und schaut den ganzen Tag,
Schaut und schaut und wird nicht müde;
Was es da nur sehen mag?

Gleich dem Blümlein, neu erstanden
Auf dem öden, weiten Feld
Schaut das Kindlein gar so freundlich
Froh und heiter in die Welt.

An des bunten Lebens Treiben
In der vielbewegten Stadt,
An der Sonne hellem Glanze,
Sieht das Kind sich nimmer satt.

Alles heut ihm hohe Wonne,
Alles dünkt ihm gar so neu;
Ach, wenn ich dies Kindlein sehe,
Wünsch' ich, daß ich auch eins sei;

Seinem Beispiel mücht ich folgen,
Ewig schauen und ewig sehn,
Noch am Lebensabend sagen:
O! das Leben war doch schön!

S. Neusch.

Die Seeschäferschen.

Weiß wie Schwäne kommts gezogen,
Sanft sich schaukelnd auf der Fluth,
Und es sind des Meeres Wogen
Flüchtend vor des Sturmes Wuth.

Schweigend schiffen ihre Bahnen
Hin sie durch das hohe Meer,
Denn es zieht ein Lebensahnen
Sie zu fernern Ufern her.

Gleich dem Jüngling, der die Nähe
Der Geliebten schweigend sucht
Und dann seines Herzens Wehe
Endlich aus in Klagen ruft:

Also naht den Gestaden
Klagend sich der Wellen Schaar;
Müde von des Suchens Pfaden
Werden sie ihr Ziel gewahr.

Ueberfürt in Schaum verwandelt
Nun sich wild, indem sie landet,
Und verschwindet dann im Sand,
Sagt mir, was die Welle fand?

Dr. Knobbe.

Am Meere!

Ich ging in Gedanken verloren
Am Meeresufer entlang,
Da tönte mir in die Ohren
Ein wunderbarer Klang.

Es tönte von allen Seiten
Es tönte von fern und nah;
Was war's? ein wildes Streiten
Der Wellen hörte ich da.

Gar muthig die Wellen wollten
Erklimmen des Ufers Rand,
Sie rasten heran und rollten
Besiegt zurück in den Sand.

Und lauter riefen die Stimmen:
„Frisch auf, hurrah hinan!
„Wer des Ufers Rand kann erklimmen
„Das ist ein braver Mann!

„So manches Schiff ist zerschellenet,
„Gebrochen von unserer Wuth,
„Und dieses Ufer stellet
„Hier Schranken unserm Muth?!

„Frei wollen wir sein auf Erden
„Und ziellos schweifen umher,
„Und Alles, Alles soll werden
„Ein einziges, großes Meer!

„Nur muthig, ihr Wellen, gerungen
„Und kühner hinauf auf den Strand,
„Durchbohrt mit den spitzen Zungen
„Den leicht beweglichen Sand!

Da sprach der Wind: „Ihr Thoren,
„Beruhigt euch nur und seid still!
„All eure Müh ist verloren,
„Wenn ich, euer Herr, es nicht will.

„Ich bin das Haupt, ihr die Glieder
„Und alle Macht ist mein!
„Denn lege ich ruhend mich nieder,
„So hört ihr ja auf zu sein!“

Der Streit war zu Ende. Ich lachte
Und lenkte weiter den Schritt;
Ich theile, was ich dabei dachte,
Euch wohl ein andermal mit!

A. M. R.

Melanie.

„Sie sind ja, wie ich denke,
Ein sprachkund'ger Mann,
Der deutsch und auch lateinisch
Und gar noch griechisch kann.
Nun kenn' ich eine Dame,
Melania genannt;

Ist Ihnen dieses Namens
Bedeutung nicht bekannt?

Man hat mich freilich früher
Mit Griechisch auch geplagt,
Mir aber hat das Lernen
Nie sonderlich behagt.“

So sprach zu mir vor kurzem
Ein junger Lieutenant,
Den ich, distret, nicht nenne,
Er wird auch so erkannt.

„Melania heißt die Schwarze,“
Sprach ich, „das leuchtet ein.
Es könnte drum der Name
Für's schwarzbraun Mädel sein,
Das in des Volkes Liedern
So oft besungen wird,
Das mit den dunkeln Augen
Der Männer Herz verwirrt.“

„Die Deutung ist nicht übel!“
Fiel schnell der Lieutenant ein.
„Ja wohl!“ sprach ich. „Indessen
Es kann auch anders sein.“

Melania heißt auch Schwärze
Nach griechischem Sprachgebrauch;
Drum heißt es gleichfalls Dinte,
Und Pech bedeutet's auch.“

„Ja nein!“ rief er dazwischen,
„Das ist gewiß nicht wahr!“
Doch ich: „Sie können's lesen!
Hier steht's gedruckt ganz klar.
Befriedigt Sie indeffen
Die letzte Deutung nicht,
Will ich noch eine geben,
Die Ihrem Wunsch entspricht.“

Die wird und muß gefallen,
Denn sie ist höchst galant:
Es wird das schwarze Weibchen
Melanion genannt.

Nun wählen nach Belieben
Sie eine von den drei'n!
Ich wünsche, die Dame möge
Für Sie das Weibchen sein.“

Sa'di's Rosengarten.

Unter dem neuen Zuwachs, durch den die Büchersammlung
unserer Gesellschaft in jüngster Zeit bereichert worden ist, halten
wir es für unsere Pflicht, ein Werk hervorzuheben, dessen all-
mähliges Werden und Wachsen das Kränzchen in einem ge-

wissen Maße mitangesehen hat. Es ist „der Rosengarten des
Scheikh Muslih = eddin Sa'di aus Schiras, aus dem Persi-
schen überfetzt von G. F. F. Nesselmann.“ — Wir erinnern da-
ran, daß der geehrte Uebersetzer bereits im März 1862 die Güte
hatte, uns über seinen Dichter Mittheilungen zu machen, und
damals, wie gleichfalls im Dezember 1863, Proben seiner noch
ungebrachten Uebersetzung vorzutragen, und daß Bruchstücke der
seither zuerst in dem von unserm Kränzchen herausgegebenen
Preussischen Almanach für 1863 S. 39—86 veröffentlicht wor-
den sind. Das Werk, wie es jetzt in seiner Vollendung vor uns
liegt, umfaßt (außer der Eingangspforte) acht Abtheilungen, über
deren Inhalt Sa'di sich selbst in folgenden Worten (S. 22.) aus-
spricht:

„Als ich die Anordnung des Buchs in genaue Erwägung
zog, und der Abschnitte Auseinanderlegung erwog, schien mir
Vündigkeit der Rede das angemessenste, bis endlich diese Fülle von
Rebegepränge und dieser Garten voller Baumgänge gleich des
Paradieses Pracht in der Abtheilungen acht sich bringen ließ.
Auf Kürze bin ich darum bedacht gewesen, damit man sich nicht
ekle, es zu Ende zu lesen.“ Er spricht demnach:

über die Sitten der Könige,
über die Gesinnungen der Dervische,
über den Werth der Genügsamkeit,
über die Vortheile der Schweigsamkeit,
über Liebe und Jugend,
über Schwäche und Alter,
über den Einfluß der Erziehung,
über die gesellschaftliche Bildung.

Daran schließt sich ein Nachtrag, welcher einige Sprüche aus
den in der Uebersetzung übergangenen Erzählungen enthält; den
Schluß bildet ein kurzer Abriß von Sa'di's Leben.

Wir wollen noch hinzufügen, daß das Buch von der Kritik
ungemein günstig aufgenommen ist; und, wenn wir auch über
die Treue der Uebersetzung uns selbst kein Urtheil erlauben kön-
nen, so dürfen wir doch wohl sagen, daß die Sprache in derselben
eine durchaus fließende und zugleich kräftige ist. Daß inte-
ressanter und eigene Gedanken anregender Stoff dem Buch
nicht mangelt, beweist schon die Inhaltsangabe; möge es deshalb
fleißig gelesen werden!

Fragen und Bitten.

1. Woher stammt der Ausdruck „Charade“?
2. Was weiß man über die Lebensschicksale des leider zu
früh abgerufenen Otto Rupperts?
3. Im Jahre 1862 soll uns eine längere Dichtung „Die
Tugend“ von M—n behufs Aufnahme in den Almanach zuge-
gangen sein. Die Redaktionskommission besitzt ein solches Ma-
nuscript nicht; befindet es sich etwa noch in der Hand eines Mit-
gliedes?

4. Mehrere Buchstaben unseres Alphabets klingen in der
Aussprache mit ganzen Worten gleich; z. B. c (geh', zäh'), e (Gh',
eh'), g (geh'). Man wolle solche Gleichklänge zu Räthseln be-
nutzen und diese zur April-Vorberathung einsenden.

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens in Königsberg

herausgegeben von dem zeitigen Ordner

No. 2.

Dr. A. Reusch.

1865.

Dieses Vereinsblatt wird nur an Mitglieder ausgegeben. Auswärtige Mitglieder, d. h. Freunde unseres Strebens in und außerhalb hiesiger Stadt
welche nicht den Besuch unserer Zusammenkünfte beanspruchen, erhalten dasselbe, gegen franco-Einzahlung des Jahresbeitrags mit 1 Thlr. unter dem Datum
„den 1. April 1865“ an Buchhändler Seidel (Französische Straße 13.), ebenso franco zugesandt. Exemplare, deren Nr. 2. den Vereinsstempel trägt,
bitten wir als Geschenk anzunehmen.

Sitzung den 17. Februar.

Tagesordner Th. Düring. — Dr. Hoffmann las Fritz
Reuter's Erzählung „Woans is tau 'ne Fru kam“*) in der
Sprache des Originals mit vielem Geschick und trefflicher Cha-
rakterisirung der beiden Hauptfiguren in deren Gesprächen vor,
so daß der Humor, den Reuter in seine Geschichte zu legen ge-
wußt, zur vollsten Geltung kam und die zahlreichen Zuhörer in
die heiterste Stimmung versetzte. Nach der üblichen Pause folgte
ein kleines Konzert, in welchem mehrere Damen und Herren die
Gesellschaft durch den Gesang beliebter Lrien, Duett's und Ter-
zett's aus verschiedenen Opern erfreuten. Zum Schlusse recitirten
E. J. Kaufmann und E. Hubacek einige Gedichte, letz-
terer das folgende von Geist und Humor sprudelnde Lied,
welches dem sel. Gymnasialdirektor Dr. Struve**) zugeschrieben
wird und unseres Wissens nur abschriftlich umgeht:

Rechtfertigung.

Ihr nennt mich einen Trinker,
Als wär' ich gar ein Schlauch,
Der unvernünftig trinkt
Und ohne Gründe auch.

Doch das ist böser Leumund;
Denn — hört mich an in Ruh' —
Sobald ich trinke, hab' ich
Auch meinen Grund dazu.

Wenn oft ich trinke, ist es
Aus Frömmigkeit geschehn;
Denn Wein ist Gottes Gabe,
Wer blüht' ihn drum verschmähn?

Dann trink' ich klug zu werden,
Ich dummer, leerer Trost;***)
Denn kaum hab' ich getrunken,
So hab' ich was im Kopf.

*) Alle Kamellen, Aufl. 5. Theil 1. S. 1—35.

**) Wir erinnern uns noch mit Vergnügen an seine schönen
Uebersetzungen Horazischer Oden und an einen Geburtstagsgruß
welcher durch die launigsten Doppelreime überraschte. Sind die
Dichtungen dieses begabten und allbeliebten Mannes nirgend ge-
sammelt oder wenigstens theilweise aufbehalten?

***) Variante: „Ich armer Lehrer-Trost“.

Dann trink' ich auch, weil Mitleid
Mich für den Wein erfüllt,
Der schuldlos sitzt gefangen,
Wenn ihn das Faß umhüllt.

Trink' ich des Abends, schau' ich
Aus Wißbegier zur Höl',
Damit ich dann am Himmel
Die Doppelsterne seh'.

Aus Wahrheitsliebe endlich
Da leer' ich manches Glas;
Denn alle Welt ja weiß es:
„In vino veritas!“

Seht ihr, ich bin kein Trinker;
So trägt oft falscher Schein!
Stets hab' ich Grund zum Trinken,
Doch, ach! nicht immer — Wein!!

Pompeji bis zum Jahre 1850*)

Vortrag von D. Fabricius.

Am 24. August 79 nach Christus, als Titus über das rö-
mische Reich herrschte, an einem jener schönen Tage, wie sie nur
Italien kennt, konnte sich Pompeji noch im hellen Sonnenschein
an den Ufern der lieblichen Bucht von Neapel. Die Einwohner
folgten ihrem verschiedenen Beruf, kauften und verkauften, scherz-
ten und lachten, rüsteten ihre Schiffe für ferne Meere aus
brachten ihre verschiedenen Waaren auf die vollen Märkte und
betrieben eifrig die Vorbereitungen für neue Spiele und Gladia-
torenkämpfe, nachdem diese lange Zeit von Nero verboten gewesen.
Reiche römische Patricier, die müde vom Treiben der großen
Stadt, eine kühlere und gesündere Luft suchten, erfreuten sich der
angenehmen Ruhe in den freundlichen Villen, welche den Abhang
des Berges, versteckt unter Weinbergen und Gärten, bedeckten.
Sie waren so zahlreich, daß sie eine zusammenhängende Stadt
zu bilden schienen.

Sechszehn Jahre vorher hatte ein Erdbeben von außeror-
dentlicher Heftigkeit die Tempel, das Forum und andere öffent-

*) Ich gebe eine freie Bearbeitung eines Aufsatzes über Pompeji
in der Londoner Vierteljahrsschrift vom April 1864. Er ist auf ein
größeres Publikum berechnet, und dürfte auch in unsern Kreisen
an vieles schon Bekannte erinnern und allgemein verständlich sein.

liche Gebäude bis in ihre Grundvesten erschüttert, die Statuen umgestürzt, die Mauern mancher Wohnungen zerstört und sogar einzelne Theile der soliden Befestigung der Stadt vernichtet. Damals waren die meisten aus den zerstörten Gebäuden geflohen, aber sicher gemacht durch eine Reihe von Jahren, in denen der Berg keine Spur von Gefahr zeigte, kehrten sie in ihre Häuser zurück; sie beschäftigten sich damit, dieselben auszubessern, die umgestürzten Statuen wieder auf ihre Postamente zu bringen und von Neuem die öffentlichen Gebäude zu schmücken. Der Vulkan, der über ihnen drohte, war ruhig. Die an seinem Fuße Lebenden hatten keine andern Traditionen von ihren Vorfahren, als solche, welche die Fruchtbarkeit des Bodens, den großen Reichthum der Vegetation, das süße Feuer der Weine und die Schönheit der Blumen rühmten.

Der tiefere Kenner der Natur freilich las schon in den verschiedenen Lagern von Lava, die den Fuß des Berges umgaben, die Geschichte desselben; der Boden erzählte ihm von dem einst thätigen Krater, daß in vergangenen Zeiten dieser ruhige, grüngekleidete Gipfel ein zerstörender Vulkan war, der mit Lava und Asche die Umgegend überschüttet hatte.

Obgleich schon lange in der Hand der Römer, hatte Pompeji doch bis zur Zeit des großen Erdbebens viel von dem einfachen Charakter der altitalienischen Landstädte behalten, und ein großer Theil der Bevölkerung mochte noch das Dörfliche sprechen. Die Einwohner waren aber stolz auf ihr römisches Bürgerrecht und strebten danach auch ihre Stadt nach dem Muster Roms zu bilden. Darum hatten sie, als sie ihre verfallenen Gebäude wieder herstellten, die Gelegenheit dazu benutzt, die neuen Moden aus der Hauptstadt einzuführen, ihre Häuser mehr nach römischem Geschmack zu bauen und ihre öffentlichen Gebäude mit größerem Luxus und größerem Glanz zu schmücken. Auch die Straßen mit tiefen Gleisen durch die plumpen Räder der Landwagen ausgefahren, waren für die eleganten Kutschen der römischen Patrizier beinahe unwegsam geworden. Man war nun eben im Begriff das alte Pflaster zu entfernen und neue Steinplatten zu legen, die aus den harten Lavaströmen, welche sich in der nächsten Nachbarschaft fanden, gebrochen wurden.

Die Einwohner waren überdies mit einem Wahlkampf von städtischen Beamten beschäftigt. Ein neuer Magistrat und neue Stadtverordneten sollten gewählt werden. Einflußreiche Bürger und Wahlmänner warben für die begünstigten Candidaten. Die Eigentümer der benachbarten Villen und die Bevölkerung der Dörfer hatten sich in der Stadt versammelt, um an dem Kampfe Theil zu nehmen, und da es eine Zeit allgemeiner Aufregung war, füllte sich das Forum, die Tempel und die Theater mit einer unruhigen Menge.

Plötzlich und ohne daß warnende Vorboten einer größeren Katastrophe sich gezeigt hätten, brach eine Säule von schwarzem Rauch aus dem hohen Berge hervor und erhob sich zu einer gewaltigen Höhe. An dem wolkenlosen heitern Himmel vertheilte sie sich gleich dem Gipfel einer mächtigen italienischen Pinie, verbarg die Sonne und überschattete die Erde Meilen weit. Die Dunkelheit wurde zur tiefen Nacht, die nur erleuchtet ward von blauen Schwefelflammen, welche aus der pechschwarzen Wolke zuckten. Bald darauf fiel ein dichter Regen von feiner leichter

Asche beinahe unmerkbar auf das Land und über die Stadt. Dann folgten schnell Wolken von kleinen heißen Steinen, gemischt mit schwereren Massen und verbreiteten erstickende mephitische Dämpfe. Nach einer Weile hörte man ein Rauschen, als ob ein großer Strom sich näherte, und sogleich ergossen sich dampfende Bäche von dickem schwarzem Schlamm, langsam aber unwiderstehlich, vom Abhange des Berges herab, wälzten sich durch die Straßen und schlichen tödtlich in alle Winkel, in die sogar die feine Asche nicht hatte eindringen können. Jetzt war keine Möglichkeit mehr zu entfliehen; kein Mensch konnte sich gegen den doppelten Feind vertheidigen. Es war zu spät für diejenigen, welche zurück geblieben waren, sich zu retten. Alle, die in den innersten Theilen der Häuser oder in den unterirdischen Gängen Schutz gesucht hatten, wurden für immer begraben. Diejenigen, welche auf den Straßen zu entfliehen versuchten, wurden von den kleinen heißen Vinstainen überschüttet, die viele Fuß tief lagen, oder in die Schlammhöhe versenkt, oder von den Steinen, welche vom Himmel fielen, zerschmettert.

Wenn sie diesen Gefahren entgingen, wußten sie nicht, geblendet von der treibenden Asche und im Dunkeln tappend, welcher Weg einzuschlagen war, wurden von den Schwefeldämpfen überwältigt, sanken auf den Landstraßen nieder und waren bald unter der vulkanischen Masse begraben. Auch Viele, die das freie Feld beim Anfange der Eruption erreichten, kamen von der Dunkelheit und der fallenden Asche überrascht, kläglich auf den Feldern oder an der Seeküste um, wo sie umsonst die Mittel zur Flucht gesucht hatten. In drei Tagen war die dem Untergang geweihte Stadt verschwunden; sie lag unter einer gewaltigen Masse von Asche, Vinstain und gehärtetem Schlamm, zu welchem die späteren Eruptionen, die von Zeit zu Zeit im Laufe der achtzehn Jahrhunderte erfolgten, neue Schichten hinzufügten. Allmählig lagerte sich eine reiche Frucht-Erde darüber, die auf dem vulkanischen Boden entstand, und nun ward wieder der Weinstock und der Delbaum gepflegt.

Die unglücklichen Bewohner, welche die Katastrophe überlebten, kehrten, als die Gefahr vorüber war, zu ihren verschütteten Häusern zurück. Manche gruben unter den Ruinen, um ihr Eigenthum zu finden, das sie bei ihrer Flucht zurück gelassen. Was am werthvollsten war, wurde so in vielen Fällen wieder gefunden. In einer späteren Periode suchte man die Statuen auf den öffentlichen Plätzen sorgfältig auf und entfernte sie, um andere Plätze damit zu schmücken; der kostbare Marmor und die behauenen Steine wurden zum Bau anderer Gebäude verwendet, und die Ruinen gewährten so vielen Generationen eine reiche Fundgrube von Baumaterial; aber kein Versuch ward je gemacht, die Stadt selbst wieder aufzubauen oder eine andere an ihrer Stelle zu errichten.

Während die Jahre vergingen, verschwanden alle Spuren von der Stadt, ausgenommen der obere Theil eines großen Gebäudes, wie des Amphitheaters, welches sich über den umliegenden Boden erhob; ihre Ruinen lagen tief unter bebauten Feldern, und Pompeji schief 1700 Jahre lang eingehüllt in sein Todtenkleid von Lava, Schlamm und Asche, und so blieb es verlassen und vergessen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Das ist die Geschichte der Vernichtung dieser jetzt berühmten Stadt, wie sie geschrieben steht auf ihren Trümmern, die in unsern Tagen ans Licht gebracht wurden. Jedes Ereigniß, welches wir erwähnt haben, ist in ihnen zu lesen. Die Geschichte Pompejis und seiner Bewohner, die von den gleichzeitigen Geschichtsschreibern vernachlässigt ward, und die Erzählungen von seiner Zerstörung können aus seinen Trümmern ergänzt werden.

In neuester Zeit hat Fiorelli, der vor Kurzem von der italienischen Regierung an die Spitze des königlichen Museums in Neapel gestellt ist, und der vorläufig auch die Ausgrabungen in Pompeji leitet, die Bemerkungen und Tagebücher derer zusammengestellt und veröffentlicht, welche in dem Laufe der Zeit bei den Entdeckungen in Pompeji theilhaftig waren, von dem ersten Auffinden der Trümmer im vorigen Jahrhundert ab bis auf die Gegenwart; sie bestehen zum größten Theile aus einzelnen Bemerkungen, die in kurzen Zwischenräumen zuweilen von Tag zu Tag über die Fortschritte der Arbeiten und die verschiedenen Gegenstände, die in den Ruinen gefunden worden, gemacht sind. Einige von diesen Dokumenten sind gestohlen worden, aber von Fiorelli bei Privatpersonen wieder gefunden. Die größere Zahl war sorgfältig in den Archiven des Museums aufbewahrt. Sie geben eine Masse neuen und interessanten Stoffes, der vorher denen, die über Pompeji schrieben, unzugänglich war. Die genaueren und in einzelnen Fällen sorgfältigen Berichte, welche sie enthalten, setzen uns in den Stand, die Gebäude, welche seit ihrem Auffinden verfallen waren, in ihren Grundrissen wieder zu erkennen und Vieles zu verstehen, was sonst dem Alterthumsforscher dunkel blieb.

Fiorelli hat der Archäologie einen wichtigen Dienst geleistet und die literarischen Schätze seines Landes vermehrt.

Wir lernen aus diesen Berichten, daß die Ausgrabungen, welche zur Entdeckung von Pompeji führten, während der Herrschaft Karls des III., des ersten Bourbonen, der König in Neapel war, gemacht wurden. Anfangs waren die Tagebücher über diese Arbeiten in spanischer Sprache geschrieben. — Im Jahre 1748 hatte man einen gewissen Don Rocco Alcubiere geschickt, um einen unterirdischen Kanal zu untersuchen, der von den Spaniern im sechzehnten Jahrhundert zum Zweck einer Wasserleitung für eine Pulverfabrik gebaut worden war. In dem kleinen Städtchen Torre dell' Annunciata an der Bucht von Neapel hörte er von den Bewohnern des Ortes, daß die Trümmer eines verschütteten Hauses ungefähr zwei Meilen davon entdeckt seien, und daß Statuen und andere Gegenstände des Alterthums dort gefunden waren. Es fiel ihm ein, die Trümmer könnten zu der alten Stadt Stabia gehören, welche gleich Pompeji bei der großen Eruption vom Jahre 79 n. Chr. zerstört ward, und deren Lage man in dieser Gegend vermuthete. Es war wohl bekannt, daß in der Erde, zwischen dem Fuß des Berges und der See mehr als eine Stadt begraben lag; Reste von Antiquitäten wurden häufig in der Nähe dieses Ortes entdeckt.

Die Wasserleitung nun, die wir erwähnt haben, ging gerade durch das Centrum von Pompeji und hatte die Fundamente vieler alten Gebäude bloß gelegt.

Ehe wir weiter gehen, dürfte es von Nutzen sein daran zu erinnern, wie Pompeji verschüttet wurde. Es ist allgemein, aber

irrtümlich angenommen worden, daß die Stadt durch Lava, die der Krater auswarf, zerstört ward. Solche Lava-Ströme, breite Streifen von schwarzem Fels, können sich an den Abhängen des Berges herabgezogen haben; einige mögen sich von der großen Eruption, die die Stadt zerstörte, datiren; aber es ist gewiß, daß keiner von ihnen die Stadt selbst erreichte. Pompejis Zerstörung hatte zwei Ursachen. Asche und kleine Vinstaine, weißen Kohlen ähnlich, wurden aus dem Krater geworfen und fielen in dichten Schichten auf das umliegende Land. Sie wurden wahrscheinlich durch den Wind in eine bedeutende Entfernung getragen, aber der größte Theil scheint an der Küste zwischen dem Fuß des Berges und der See niedergefallen zu sein, an welcher Herculaneum, Pompeji und Stabia lagen. Die Italiener nennen diesen Vinstain lapillo. In Verbindung mit ihnen stürzten Ströme von Schlamm, gebildet von Asche, Lava und anderen vulkanischen Massen, und gemischt mit Wasser, das der Krater reichlich auswarf, am Abhange des Berges hinab, dehnten sich breit aus, als sie das tiefere Land erreichten, und bedeckten vollständig alles, was in ihrem Bereich lag. Dieser dicke Schlamm häufte sich auf, wo er gehemmt wurde, und drang in jeden Winkel und jede Spalte ein, verhärtete bald und bedeckte jeden Gegenstand, mit welchem er in Berührung kam.

Beim Aufdecken der Trümmer ist die Art und Weise, in der die Stadt verschüttet wurde, genau zu erkennen.

Die kleinen losen Vinstaine oder lapillo und der harte Schlamm wird in bestimmt geschiedenen Lagern und Schichten gefunden, welche zuweilen in einander übergehen. Der lapillo bildet gewöhnlich die unterste Schicht, bedeckt das Straßenpflaster und den Boden der tieferen Räume bis zu der Höhe von einigen Fuß und beweist, daß die Stadt zuerst von Vinstain-Massen überschüttet wurde. Die Keller und die Räume, in die der lapillo nicht kommen konnte, wurden mit dem harten Schlamm gefüllt, welcher den Vinstainen folgte und über ihnen in sichtbaren Schichten liegt. Es kann nicht genau bestimmt werden, wie tief die Stadt bei der Eruption im Jahre 79 nach Christus begraben ward. Einige von den Lagen der vulkanischen Substanzen rühren von folgenden Eruptionen her. Die Höhe der verschiedenen Schichten von dem Niveau ab gerechnet, auf welchem die Stadt erbaut war, bis zur heutigen Oberfläche scheint zwischen 20 und 40 Fuß zu wechseln.

Gell, der beste Gewährsmann in dieser Sache, beschreibt folgender Massen einen Durchschnitt der Lagen neben dem Amphitheater in einer Tiefe von 20 Fuß:

„Wenn wir das Ganze in fünf Theile sondern, so finden wir unten zuerst drei Schichten aus Vinstain in kleinen Stücken, die ähnlich einer kleinen weißen Kohle, den Boden bis zu einer Höhe von 12 Fuß bedecken. Der nächste Abschnitt ist zusammengesetzt aus sechs Theilen; er beginnt mit einer Lage von kleinen schwarzen Steinen, die nicht mehr als drei Zoll dick ist; dieser folgt eine Schicht von Schlamm und Erde, welche mit Wasser vermischt in einem flüssigen Zustande niedergeschlagen zu sein scheint. Auf dieser liegt eine andere dünne Schicht kleiner Steine von verschiedener Farbe, in der Blau vorherrschend ist; eine zweite Lage von Schlamm ist von einer dritten durch eine schmale Wellenlinie von bläulichen Steinen getrennt und bildet den vierten Abschnitt,

während der fünfte oder die oberste Schicht ganz aus vegetabilischer Erde besteht, hauptsächlich entstanden durch die allmähliche Zerstörung der vulkanischen Massen.

Nach dem Bericht von der Eruption, die der jüngere Plinius gegeben hat, scheint sie drei Tage gedauert zu haben. Es war also viele Zeit denen zur Flucht gestattet, welche sogleich die Stadt verließen. Wahrscheinlich entkam die bei weitem größere Zahl. Von denen, die in der Hoffnung, daß die Eruption halb aufhören werde, zögerten, flohen einige nicht eher, bis die Schlammmassen die Stadt erreicht hatten. Dies beweist die Zahl der Skelette, die auf der Oberfläche des lapillo in der Schicht des verhärteten Schlammes, der unmittelbar darüber liegt, gefunden wurden. Man sagt, daß ungefähr 600 bis jetzt in den Trümmern entdeckt sind. Wir können keine Nachricht über mehr als die Hälfte finden. Unter diesen sind auch jene 36, die man für Soldaten hält, weil sie in einer Kaserne zusammen lagen. Gell, der im Jahre 1832 über 160 Verschüttete zählt, berechnet die Durchschnittszahl im Verhältniß zu den noch nicht ausgegrabenen Theilen auf 1300.

Da die Bevölkerung von Pompeji wahrscheinlich 20,000 betrug, so ist klar, daß ein großer Theil der Einwohner seine Flucht bewerkstelligte.

Die Nachrichten von den Entdeckungen von Pompeji begannen mit einem Vorschlag, der am 23. März 1748 Karl dem dritten vom Colonel Alcubiera gemacht wurde, Ausgrabungen dazu veranstalten, wo man die Trümmer des Hauses entdeckte, und daß dem Gouverneur von Torre dell' Anunciata der Befehl gegeben wurde, die Arbeit so viel als möglich zu unterstützen. Es war indeß nicht früher, als am 2. April, daß es ihm glückte 12 Arbeiter zusammen zu bringen. Seine Untersuchungen wurden bald belohnt. Am 6. desselben Monats berichtet er mit vieler Genugthuung die Entdeckung eines Gemäldes, das Frucht- und Blumen-Guirlanden, ein Portrait — sehr groß und im großen Styl — einen Helm, eine Eule, verschiedene kleine Vögel und andere Gegenstände darstellte. Das Haus, welches dies Gemälde enthielt, stand in der Straße, die später als Strada della Fortuna bekannt ward. Am 19. fand man das erste Gerippe, auf dem lapillo im Lavaschlamm liegend! Das erste öffentliche Gebäude, das aufgedeckt ward, ist das Amphitheater. Im Monat Dezember war es soweit von Schutt frei, um dem erfreuten Spanier es zu ermöglichen, den Riß des Gebäudes zu vervollständigen; er übertreibt die Größe desselben, wenn er erklärt, daß es 15,000 Personen fassen könne. Die erste Inschrift, die amtlich erwähnt wird, ist noch erhalten; sie zeigt an, daß ein gewisser M. Crassus Salz- und Wasserbäder dem Publikum feilbietet.

Die Nachrichten gehen in spanischer Sprache bis zum Juni 1764, von wo ab die italienische gebraucht ist. Der Name Pompeji kommt zum ersten Male acht Jahre nach der Entdeckung der Trümmer 1756 vor. Bis dahin glaubte man noch immer, daß es Stabia sei. Eine Inschrift, die den Namen Pompeji's enthielt, wurde im Jahre 1763 gefunden und machte jeden fernern Zweifel über den Namen der Stadt unmöglich.

Die Ausgrabungen wurden viele Jahre hindurch im kleinen Maßstabe und ohne bedeutenden Erfolg fortgesetzt. Die Arbeiter waren hauptsächlich verurtheilte Sträflinge, welche man paarweise an einander kettete, und mohamedanische Sklaven, die man See-

räubern abnahm. Es ward das größte Geheimniß bewahrt, und kein Fremder erhielt Zutritt zu den Ruinen. Ein bestimmter Plan scheint von der ausgegrabenen Stadt nicht gemacht zu sein; auch versuchte man nicht die Gebäude wieder herzustellen und zu erhalten. Die Nachrichten umfassen genaue Beschreibungen der Entdeckungen, der Statuen, der Gemälde an den Wänden, und der verschiedenen Objekte in Gold, Silber und anderem Metall. Solche Dinge wurden eifrig gesucht und der königl. Sammlung, sobald sie gefunden waren, abgeliefert.

Man machte Copien von den bedeutendsten Gemälden, welche dann von den Wänden entfernt und in das Museum gebracht wurden. Die Gebäude, in denen man sie gefunden, überließ man dem Verfall, oder man bedeckte sie wieder mit Schutt, der bei den nächsten Ausgrabungen aufgehäuft ward.

Viele Statuen, welche während der ersten Periode genannt werden, hatten noch die Farben, mit denen sie ursprünglich bedeckt waren, und gaben so unumstößliche Beweise denen an die Hand, welche behaupteten, daß die Alten gewohnt gewesen, ihre Skulpturen mit Farben zu schmücken. Solche Farben werden immer in den Berichten genau erwähnt. So hören wir am 18. Februar 1765 von der Entdeckung einer Statue der Venus, die das Bad verläßt und ihre Haarflechten ordnet; sie ist naßend von der Hüfte aufwärts, ihr Haar ist blond und um ihren Hals ist ein goldenes Geschmeide befestigt, die Brust und der obere Theil des Leibes ist vergoldet, die Kleidung, welche den unteren Theil der Gestalt verhüllt, ist roth. Darauf wurde im Jahre 1766 hinter der Zelle des Isthempels in einer Nische, welche mit Verzierungen in Stuck geschmückt war, eine Statue des Bacchus gefunden; sein Haar war theilweise vergoldet, theilweise gemalt, ebenso seine Augenbrauen und Augen; die Traubenbüschel, die in einer Guirlande seine Schläfe umgaben, waren gemalt; seinen Hals, seine Arme und Handgelenke schmückten goldene Spangen; das Ziegenfell, das auf seiner linken Schulter hing, war goldgefleckt, und seine Schuhe waren theilweise vergoldet, theilweise gemalt. Der Baumstamm, gegen den er lehnte, und der Tiger an seiner Seite waren farbig; auch viele andere Theile der Statue schienen ursprünglich vergoldet oder gemalt gewesen zu sein, aber die Vergoldung war mit der Zeit verschwunden, und man konnte nur wenig Spuren davon entdecken. Eine weibliche Figur in Marmor, in demselben Tempel entdeckt, hatte den obern Theil der Kleidung über dem Gürtel vergoldet und der untere Theil war roth geschmückt mit verschiedenen Zierrathen von Gold.

Im Dezember 1766 wurden die Kasernen der Gladiatoren entdeckt; man erkannte sie an den vielen Inschriften, die die Namen der einzelnen Gladiatoren-Rotten enthielten und an den rothen Zeichnungen von Zweikämpfen auf den Wänden. Eins von den zahllosen Zimmern war ein Gefängniß, dessen Inhalt noch unter den merkwürdigsten Resten im Museum von Neapel aufbewahrt ist. Die Gerippe von vier Gefangenen wurden hier, die Füße in Fesseln gelegt, gefunden. Ein Schloß an dem Balken, welcher ihre Füße festhielt, war noch vorhanden, und auf dem Boden lag der Schlüssel, der wahrscheinlich von den Wachen zurückgelassen wurde, als sie ihr trauriges Amt im Stiche ließen. Vier Helme mit geschlossenem Visir, mehrere Paare Handschuhe und Stücke von Bronze in ausgezeichneter Arbeit waren von den

Nägeln herab gefallen, auf denen sie an den Wänden hingen. Einige Alterthumsforscher sind der Meinung, daß sie nicht zum Gebrauch benutzt wurden, sondern Preise gewesen, die ausgezeichnete Gladiatoren erhalten hatten; ihre Größe, ihr Gewicht und die auffallende Schönheit der eingemeißelten Figuren und Verzierungen, mit welchen sie geschmückt sind, können diese Vermuthung bestätigen. Ein oder zwei Münzen von geringem Werth, ein irdener Topf und eine zerbrochene Dellampe waren die einzigen Gegenstände, die man neben einem Weinkrug ohne Boden fand, in dem Knochen eines neu geborenen Kindes lagen. Waren diese vielleicht Beweise eines Verbrechens, welches von einem unglücklichen Bewohner der Zelle begangen wurde?

Der 6. April 1769 ist ein großer Tag für Pompeji gewesen. Aufseher über die Ausgrabungen war zu dieser Zeit Signor la Vega, ein intelligenter Alterthumsforscher, der zuerst etwas ähnliches wie einen speziellen Plan von den Ruinen entworfen zu haben scheint. Er hatte ein scavo, eine Ausgrabung für den König vorbereitet. Seine Majestät langte an, begleitet von der Königin und dem Kaiser von Oesterreich, Joseph II. sammt dessen berühmtem Minister, dem Grafen Kaunitz, und dem englischen Repräsentanten am neapolitanischen Hofe, Sir William Hamilton nebst dessen Antiquar d'Ancrevil, welcher auf Befehl des Königs der Führer der ausgezeichneten Gesellschaft wurde. Der scavo war ungewöhnlich ergiebig; eine Anzahl von interessanten Gegenständen in Bronze und anderem Metall, in Glas, terracotta und Knochen wurden aus dem lapillo gegraben. So reich war der Fund, daß der Kaiser, welcher der Scharfsichtigste der Gesellschaft gewesen zu sein scheint, einen Betrug vermuthete, wie er wahrscheinlich schon früher häufig den königlichen Besuchern gespielt wurde. Er wünschte zu wissen, ob diese seltenen Reliquien nicht künstlich dorthin gebracht seien vor seiner Ankunft. Signor la Vega beilegte sich ihm zu beweisen, daß sein Verdacht ungegründet sei und seiner Majestät höfische Complimente zu sagen; daß ihm allein, von allen lebenden Herrschern ein solch glücklicher Fund vom Schicksal zugeführt worden. Ihre Kaiserliche Majestät war nur wenig befriedigt mit der Art und Weise, in der die Arbeit vorwärts ging und warf seinem königlichen Bruder ohne Umstände Nachlässigkeit vor. Als man ihm sagte, daß nur 80 Arbeiter beschäftigt seien, fragte er den König, wie er es gestatten könne, daß ein so großes Werk so langsam vorschreite. Ihre Majestät erwiderte nach guter neapolitanischer Sitte, daß allmählig alles geschehen müsse. Das befriedigte den eifrigen Kaiser nicht; 3000 Mann wenigstens, rief er, sollten bei solch einem Werk beschäftigt sein; es giebt nichts Aehnlicheres in Europa, Afrika, Asien oder Amerika, und diese Entdeckungen sind die ganz besondere Ehre von Euer Majestät Königreich. Als ihm der Plan von den Ruinen gezeigt wurde, fragte er nach mehreren Gebäuden, welche er nicht gesehen hatte. Auf die Nachricht, daß sie wieder mit Schutt bei andern Ausgrabungen bedeckt wurden, äußerte er bitter, es sei schlimm, daß der König so etwas habe dulden können. Die Majestät warf den Tadel auf seinen verstorbenen hohen Vater, und Signor la Vega bemühte sich weitere Erklärungen und Entschuldigungen beizubringen, die aber von dem Kaiser wahrscheinlich für wenig genügend befunden wurden.

Eine der interessantesten Entdeckungen, die in dem Journal erwähnt ist, wurde am 12. Dezember 1772 gemacht. Wochenlang waren die Arbeiter damit beschäftigt gewesen, die Ruinen eines Hauses von beträchtlicher Größe auszugraben, das offenbar die Wohnung eines reichen Mannes, außerhalb des Thores von Herculaneum lag. Nachdem sie viele Zimmer durchsucht hatten, die verschiedene Gegenstände von Werth enthielten, kamen sie auf einen langen unterirdischen Gang. Hier fand man in dem gehärteten Schlamm eine Gruppe von Skeletten, die aus 18 ganz ausgewachsenen Personen bestand, meistens Frauen, einem Knaben und einem sehr jungen Kinde. Man vermuthet, daß dies die Reste der Familie des Hauseigenthümers waren, der ohne zureichenden Grund Diomed genannt wird nach einem Grabmal, das in der Nähe war und diesen Namen trug. Die Opfer der Eruption hatten sich in einen gewölbten Corridor geflüchtet, an einen Ort, der wegen der vielen darin gefundenen Weinflaschen für einen Weinkeller gehalten wurde. Sie hatten gehofft, daß die starken Steinmauern sie gegen die Massen von Bimstein und Asche und die Felsstücke, welche anfangs aus dem Dunkel, welches den Himmel bedeckte, herabfielen, schützen würden, und hatten thörichter Weise geglaubt, daß dies nur kurze Zeit dauern werde. Sie waren aber nicht außerhalb des Bereichs des tödtlichen Schlammes, der durch die kleinen Fenster eindrang und durch jede Oeffnung strömte und sich allmählig rings um sie aufhäufte. Da gab es kein Mittel mehr zur Flucht; denn der Eingang war ihnen verschlossen durch die aufgehäuften „Lapillo“.

Zusammen gekauert in einer Ecke und einander mit den Armen umschlingend, waren sie allmählig von dem steigenden Schlamm bedeckt worden. Wir wollen hoffen, daß sie nicht einem langsamen Tode ausgesetzt waren, sondern betäubt von den Schwefeldämpfen sehr bald das Bewußtsein verloren. Der Schlamm härtete sich schnell und bewahrte beinahe einen vollständigen Abdruck der unglücklichen Opfer, wie sie im letzten Todeskampfe sich aneinander anklammerten; eine rührendere Gruppe, als je ein Bildhauer gemeißelt hat. Das Fleisch und alle weichen Theile der menschlichen Gestalt waren längst dahin, aber die Knochen waren noch übrig in der hohlen Form, welche die Glieder gebildet hatten; an einzelnen Schädeln fand man noch Haare und man konnte erkennen, daß ein junges Mädchen ihre langen Locken in künstliche Flechten gewunden hatte. Die Kleider die sie getragen, fand man verkohlt, und es waren nur Reste übrig, welche nach dem Abdruck, den sie auf den Schlamm gemacht, ihr Gewebe erkennen ließen und zeigten, daß einige von denen, die umkamen, in gröbere Gewänder gehüllt gewesen, als andere. Der Aufseher, welcher bei der Entdeckung zugegen gewesen, war sogar im Stande zu erkennen, daß die meisten von den Frauen ein leinenes Tuch auf dem Kopfe trugen, welches auf ihre Schultern herabfiel, daß ihre Kleidung in den meisten Fällen aus mehreren Gewändern bestand, eines über dem andern, daß ihre untern Glieder bekleidet waren mit weiten leinenen oder Tuchstreifen, zugeschnitten in der Form von langen Weinkleidern, und daß, während einige Schuhe oder Sandalen trugen, die Füße anderer nackt waren. Eine Dame zeichnete sich durch reiche Toilette, Juwelensmuck und die Schönheit ihres Leinenzeuges aus. Das ganze Trauerspiel wurde so klar; die Diener und

Angehörigen der Familie hatten mit ihrem Herrn und ihrer Herrin denselben Todeskampf gekämpft. Stücke der Abdrücke von der Gruppe, die wir beschrieben haben, wurden aus dem Boden rings um ausgegraben. Die vollkommene Form einer Mädchenbrust von schönen Umrissen mit dem dünnen Kleide, das sie theilweise bedeckte, war lange Zeit einer der interessantesten Gegenstände in dem Museum von Neapel. Sie ist jetzt beinahe in Staub zerfallen. Unglücklicher Weise hatte sich die scharfsinnige Idee, welche später Signor Fiorelli ausführte, die von den Körpern gebildeten Abdrücke als Formen für Gypsfiguren zu benutzen, noch keinem von denen offenbart, die damals die Ausgrabungen leiteten. Viele Zierrathen in Gold und Silber, wie Armbänder, Broschen, Halschmuck und Ringe, einige geschnittene Gemmen, 28 Münzen, besonders von Vespasian, bronzene Candelaber und Theile von einem Kästchen, wahrscheinlich dem Juwelen-Behälter der Dame vom Hause, ein Bund Schlüssel, ein hölzerner Kamm, ein Korallenstück und einige andere Gegenstände wurden in der Nähe dieser Gruppe gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Einweihfeier des neuen Albertinums^{*)}

am 20. Juli 1862

von
H. Hartung.

1.

Vergessene Freunde.

In ihrem Feierkleid erglänzte
Die neue Universität!
Mit mancher Jubelsahne weht
Ihr zu die Stadt, die grünbefränzte.
Schon nennen helle Kirchenglocken,
Den Weibtag im Feierton,
Der Studio drückt in blonde Locken
Die kleine bunte Mütze schon.

Philister, — säume jetzt nicht weiter,
Zieh aus das enge Sorgenkleid,
Erschein zu diesem Feste heut
Studentisch leicht und jugendheiter.
Die Requisiten aufzusuchen,
Die all' im Geiste, wie im Traum,
Zu mir schon treu herüber lugen,
Steig ich hinauf zum Bodenraum.

Ich treff' in der verborgnen Ecke
Die alten Freunde richtig an,
Und ziehe alle, Mann für Mann,
Hervor aus dunkeltem Versteck.
Die Mütze, den Stock, — die armen Tröpfe,
Die Pfeife, Band der Brüderschaft,
Sie haben all' sich graue Köpfe
Begrünt in Staub und Kerkerhaft.

^{*)} Liebes-, Frühlings- und andere bloße Gefühlsposseien finden — wie hier vorweg bemerkt werden mag — bei uns keinen Anklang.

Komm, rothe Mütze — laß Dich drücken
Erst an mein Herz — und dann auf's Haupt;
Den Freund, den man schon todt geglaubt,
Begrüßt man wieder mit Entzücken.
Wie stehen Dir so schön die Wunden,
Die kassend melden, was Dich ehrt,
Die ich Dir gab in schönen Stunden
Aus vollem Herz und scharfem Schwert.

Und Du, mein alter Ziegenhainer,
An meine Brust, — in meine Hand,
Von allen Helfern, die ich fand,
So treu war in der Noth mir keiner.
Es steht auf Deiner Außenfläche
Der Freunde Namen allzumal,
Mit Dir bezahlt' ich manche Bege,
Und schlug mich durch durch manche Qual.

Und hier die Pfeife, welche Länge,
Und welche bunte Quaasten dran,
Dich küßt' ich immer zärtlich dann,
Wenn um uns klangen die Gesänge.
Vergebens wär's, daß ich Dich stopfe,
Den Liebesdienst versteh' ich kaum,
Auch dampfte heut aus Deinem Kopfe
Nicht feurig mehr mein Jugendtraum.

Wahrlich mir scheint, als ob die Probe
Zu kleiden mich in Jugendtracht,
Sich etwas wunderbarlich macht,
Ein wenig eng ist die Gardrobe.
Doch soll's den Muth mir nicht vertreiben
Daß Keinen hier verschont die Zeit,
Wir wollen gute Freunde bleiben,
Und sind in gleichem Alter heut.

Wie wird die rothe Mütze passen
Zu meinem ältern Angesicht,
Wir sind's, die frohen Bursche, nicht,
Die jugendlich zusammensaßen.
Seitdem vergingen viele Jahre,
Dein Jugendroth ist sehr gebleicht,
Auch mir schrieb in die braunen Haare
Manch' grauen Strich die Zeit vielleicht.

Ich lese, Stock, in Deinen Narben
So manchen Namen, wohlbekannt,
So manchen, der mir schnell verschwand,
Und Viele, — die schon lange starben.
Doch auch bei mir kannst Du hier lesen
Von meiner Stirn in tiefer Schrift,
Was für Gedanken drinn gewesen,
Die Zeit schrieb's drauf mit scharfem Stift.

Doch mag ein graues Haar mich necken
Und manche Falte im Gesicht,
Wir grämen heut' uns deshalb nicht,
Die alte Mütze soll's verdecken.
Horch, wie dadrauß' die hellen Glocken
Schon rufen zu dem Feiertag.
Ja dorten sind' ich grau're Locken
Und alt're Mützen noch genug.

2.

Auch ein vergessener Freund.

34: Grüß' Dich Gott, guter Freund,
Habe lang nichts mehr erfahren,
Dank dem Feste, das nach Jahren
Wieder Beide uns vereint.
Hast noch ganz Dein alt' Gesicht,
Bist ein wenig ernst geworden,
Warst doch einst ein loser Wicht,
Und so recht von Grund verborben.

Er: Freund, Du denkst der alten Zeit,
Aber diese liegt so weit!

34: Ha, ich bring' sie nah Dir gern;
Warst ein höllisch flotter Junge,
Deinem Schläger, Deiner Zunge,
Hielt sich jeder Andre fern.
Schwärmtest für Gesang und Wein,
Und auch öfter für die Schönen,
Alma mater nicht allein
Liebtest Du mit zartem Sehnen.

Er: Schweige, Freund, bei Alma mater,
Denk', — ich bin Familienvater.

34: So!? — Doch scheint deshalb nicht todt
Deine Liebe zu dem Glase;
Ja so sagt mir Deine Nase,
Die verschämte ist ganz roth.
Warst der größte Lügenmund,
Triebst die Dinge bis zur Spitze,
Heute denk' ich noch zur Stund'
Deiner gottvergeßnen Witz.

Er: Freund, hemm' der Erinnerung Woge,
Denk', — ich bin ein Theologe.

34: Sei meintwegen so und so,
Frag' Dich nicht nach Deinem Orden,
Doch ich merk', daß Du geworden
Ein Philister comme il faut.
Und wenn heut, Du Würd'ger, Dir
Meine Rede nicht behagte,
So vergieb die Sünde mir,
Daß ich Dir — die Wahrheit sagte.

3.

Commerce.

Welch bunt Getriebe wälzt sich durch die Gassen?
Seht Jung und Alt in wunderlicher Tracht,
Man trägt Fourage, Waffen gar in Massen,
Gilt's einem Feldzug? Giebt es eine Schlacht?
Wie hell die Schläger und die Mützen blinken,
Zum Schießhaus ziehn die frohen Schaaren heut,
Das grüßt von Fern uns schon im Blumenkleid
Mit bunten Flaggen, die im Winde winken.

Ob draußen lange schon die Sterne prangen,
Der ruh'ge Bürger längst im Bette träumt,
Hier ist der Jubeltag erst aufgegangen,
Mit Lieberlust, in der der Becher schäumt.

Durch Hornsignal gebietet Alma mater
Jetzt jeder andern Freude Gast,
Auf euren Platz, ihr Bursche, jung und alt,
Beginnen soll der große Landesvater!

O schönes Lied aus alten guten Tagen,
O schöner Brauch aus junger bess'rer Zeit,
Wie machst du wunderbar das Herz mir schlagen
Und weckst die Träume der Vergangenheit.
Doch nicht vergleichbar sind damals die Lieder
Mit diesem Eindruck, der uns beben macht,
Dies kann ich nur vergleichen einer Schlacht,
So überwält'gend schlägt's die Sinne nieder.

Wie in der Schlacht, so blinken hundert Hieber,
Und tausendfältig rollt der Donner her,
Ein jeder Ton wälzt sich als Well herüber,
Das ganze Lied gleicht einem wilden Meer.
Und Jeder reicht dem Freunde seine Rechte,
Und Jeder küßt den Bruder, treu und werth,
Ein Jeder stößt die Mütze durch und schwört;
Stets weiter hüpfet der Schläger im Gesechte.

Ich habe nie im Schlachtgedräng gestanden,
Doch hier vor Augen steht mir laut das Bild,
Begeisterung, wie sie Selben nur empfanden,
Und Feuereifer, lodernnd jugendwild.
Den Graubart seh' ich hier die Mütze schwenken
Und singen fröhlich an des Enkels Seit',
Nicht anders kann ich mir, in Glieder eingereiht,
Die Freiheitskämpfer jener Tage denken.

Noch Stundenlang seh' ich den Schläger blinken,
Bis Tabacksdampf und Lärm das Feld umzieht,
Bis hie und da die tapfern Bursche sinken
In Bruders Arm, — ach — todtentleib und müd'.
O möge blühen bis zu späten Tagen
Das heil'ge Reich der freien Wissenschaft,
Für das heut Jung und Alt mit frischer Kraft
Hier diese große Friedensschlacht geschlagen.

4.

Wie ich meinen Theologen widerstand.

Ich lasse ihn selbst reden.

Sieh! wie die Tisch und Bänke tanzen,
Das ist doch ein fröhlich Fest,
Bruder, — Schmollis jetzt der Ganzen,
Sieh, ich komm Dir diesen Nest.
Kennst mich heute wohl nicht wieder,
So voran in Sans und Braus,
Sieh, der Wein weckt mir die Lieder,
Zieht mir den Philister aus.

Lustig hier und lustig da,
Lustig hier und lustig da,
Ubi bene, ibi patria.

Lieber Bruder, sei so gut,
Fürcht' nicht meine Nase,
Das ist nur der Trauben Blut
Spiegelnd aus dem Glase.

Sieh auch nicht auf's Haupt, mein Kind,
Auf die Glatz, die kleine, —
Denk', — die schönsten Nächte sind
Stets voll Mondenscheine!
Meinem Lockenhaare — wiss', —
Floß schon lang die Thräne;
Keinen Wig! — de mortuis
Nihil nisi bene.

Ach! wenn von der Jugendzeit
Die Gemeinde hörte,
Und daß ich die Tugendheit
Dester heute stürte!
Pfarrer Luther lebe lang,
Klassisch ist sein Lehren:
„Ehre Wein, Weib und Gesang!“
Werb' dich auch bekehren.
Denk', — nach wenig Jahren nur
Hat uns schon der humus,
Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus.

Seht den Bruder Rechtsverdreher,
Wie er aus der Waage weicht,
Ja das nefas wird ihm schwe-er,
Nur das Fass studirt sich leicht.
Vor dem Arzt stieh ich behende,
Streckt mir schon die Arme aus,
Fall ich dem erst in die Hände,
Komm ich nur als Krüppel raus.
Brauche Jeder, wenn er krank,
Zum Recepte meinen Trank,
Morgens spät und Abends früh
Nimm ein Glas Crambambuli.
Cram-bim-bam-bambuli Crambambuli.

Seh' ich recht?! — Der Brüder Blüthe
Liegt gefallen im Gesicht,
Ach, das steigt mir zu Gemüthe,
Weinen — das bekommt mir schlecht.
Bringt mich selbst zur Todtenkammer,
Wo die Theuern liegen, — schwach,
Morgen folgt ein Trauerjammer
Jedem Helben hintennach.
Hier ist's schön; — hier laßt mich heute,
Ach, wie herrlich ruht sich's da, —
So im Kreis — an Bruders Seite
Zuh-fi-falle-ralle-ra!

Dr. Joseph Levin Saalschütz.

Nekrolog von D. Rosenkranz.

(September-Sitzung 1863.)

Unser Kreis zeichnet sich, wie ich wohl behaupten darf, vor vielen ähnlichen dadurch aus, daß er an dem Schicksale seiner einzelnen Glieder einen lebhaftern Antheil nimmt, als dies in der Regel zu geschehen pflegt. In dieser Rücksicht kann unsere erste Zusammenkunft nach den Ferien nicht vorüber gehen ohne einige

Worte der Erinnerung an unsern Professor Saalschütz, welcher am 23. August dem Kränzchen für immer genommen wurde.

Schlicht wie seine Erscheinung, einfach und ruhig wie sein Denken und Handeln, so verlief auch sein Leben. Am 15. März des Jahres 1801 in Königsberg geboren, fand er hier auf dem Gymnasium und der Universität seine Ausbildung. Vorzugsweise dem Studium der hebräischen Archäologie zugewendet, hatte er im Jahre 1824 die Genugthuung, der erste Israelit zu sein, welcher auf unserer Albertina zum Doktor der Philosophie promovirte. Nach einer 3—4jährigen Beschäftigung an der jüdischen Gemeindeschule zu Berlin folgte er einem Rufe nach Wien als Prediger und Religionslehrer. Hier hatte er sich bedeutenderer Erfolge zu erfreuen. Seine 1833 erschienene Gotteslehre wird noch jetzt in österreichischen und ungarischen Schulen dem israelitischen Religionsunterricht zu Grunde gelegt. Doch schon 1835, bald nach seiner Verheirathung, führte ihn die Sehnsucht nach Familie und Vaterland wieder nach Preußen. Geehrt durch das von seinen Schülern dargebrachte Geschenk einer werthvollen Polyglotte, kehrte er als Prediger und Religionslehrer hierher zurück. Alle, die seinem amtlichen Wirkungskreise näher gestanden haben, rühmen die Treue und den Eifer, womit er sich ihm widmete. Daneben aber strebte er auch wissenschaftlich vorwärts und habilitirte sich 1849 als Privatdocent der hebräischen Archäologie. Leider blieb seine Hoffnung auf eine ordentliche Professur in diesem Fache unerfüllt, obgleich gebiegene wissenschaftliche Arbeiten von seiner Gelehrsamkeit Zeugniß ablegten. Hervorzuheben sind sein „mosaisches Recht“, von welchem jetzt in Amerika eine englische Uebersetzung erscheint, und seine „hebräische Archäologie.“

An unserm Kränzchen hing der Dahingegangene mit treuester Liebe. Es gab keinen eifrigern Theilnehmer an den Vorberathungen, keinen thätigern Mitarbeiter in den Kommissionen, keinen regelmäßigern Besucher unserer größeren Zusammenkünfte. Zweimal war er in diesen durch längere Vorträge um unsere Unterhaltung bemüht; beide der Aesthetik angehörend, trug der eine, über die Tanzkunst, einen ernsteren Charakter, während der zweite, über die Mode, einen kaum erwarteten Humor entwickelte. Ein leichter glücklicher Tod, wie wir ihn uns wohl Alle wünschen möchten, rief ihn ab, ehe er uns einen dritten Vortrag mittheilen konnte, der, für das Kränzchen bestimmt, in seinem Pulse vorgefunden worden.

Meine Damen und Herren, einem Manne, welchem jede Ostentation fremd war, ziemte kein prunkvoller Nekrolog; und so mag denn einer Pflicht der Freundschaft mit diesen einfachen Worten ein Genüge gethan sein. Es bedurfte ihrer gewiß nicht, um unsern Saalschütz in diesem Kreise auch über das Grab hinaus ein freundschaftliches Andenken zu erhalten.

Beilage: die in Nr. 1. versprochene Shakspearefeier des Kränzchens. — Sie, wie die folgenden Nummern des Blattes werden an auswärtige Mitglieder erst nach Eingang des Jahresbeitrags versandt. —

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

herausgegeben von dem zeitigen Ordner

No. 3.

Dr. A. Reusch.

1865.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern oder Doppelnummern und wird nur an Mitglieder ausgegeben. Auswärtige Mitglieder, (d. h. Freunde unseres Strebens in und außerhalb hiesiger Stadt, welche nicht den Besuch unserer Zusammenkünfte beanspruchen) erhalten dasselbe durch Buchhändler Seidel (Französische Straße 13.) gegen 1 Tplr. Jahresbeitrag (Postenzahlung mit dem Datum „den 1. April 1865“) franko zugesandt.

Vorberathung den 8. März.

Zu Vorstehern der Gesellschaft für das Osterjahr 1865—66 sind gewählt: Tribunalsrath Dr. A. Reusch (Ordner), Regierungsassessor J. Marcinowski (vertretender Ordner und Korrespondent), Pfarrer F. Thiel (Schriftführer), Lehrer S. Frischbier (vertretender Schriftführer und Bibliothekar), Geheim-Sekretär G. Dühring (Schatzmeister), Partikulier W. Seidler und Divisionsauditeur A. Hirssemenzel (Rekonomen). Dazu treten die Sektions- und Kommissions-Ordner: Professor Dr. A. Hagen, Professor Dr. E. Hagen, Buchdruckerei-Besitzer S. Hartung, Professor Dr. Resselmann, Stadtgerichtsrath S. Reusch, Buchhändler S. Seidel, Stadtrichter E. Wichert.

Vergl. Beschlüsse S. 14. 16. ff. 23. ff. *)

Sitzung den 15. März.

Tagesordner E. Wichert. — Die dramatische Sektion**) des Kränzchens hat es im letzten Jahr zu regelmäßigen Arbeiten nicht bringen können; die an die Mitglieder erlassene Aufforderung, zu einem engeren Kreise zusammenzutreten, um unter Leitung des Ordners E. Wichert dramatische Leseübungen vorzunehmen, ist ohne ausreichenden Erfolg geblieben. Es schien jedoch nicht wünschenswerth diese Angelegenheit damit für gänzlich abgethan zu erachten, ohne vorerst nochmals den Versuch gemacht zu haben, durch praktisches Beispiel anregend zu wirken. Zu diesem Zwecke hatte A. Hagen ein von ihm schon vor

*) Diese Beschlüsse stellt unser Jahresbericht von 1864 zusammen, welcher (wie der frühere von 1862) Jedem, der sich für unser Leben und Schaffen interessiert, bei Ordner S. Seidel gern verabfolgt wird.

**) Sie bezweckt nicht theatralische, sondern nur deklamatorische Ausbildung, ein gewiß wichtiges Ziel, welches eben durch das Lesen mit vertheilten Rollen, bei welchem geübtere und jüngere Kräfte zusammenwirken, am sichersten und leichtesten erreicht wird. Der schon durch mehrere dramatische Arbeiten (General York, Wuthing von Samland, Licht und Schatten) bewährte Ordner der Sektion nimmt sich ihrer Leitung mit aufopfernder Treue an, und so können wir nur wünschen, daß die jetzt noch gebotene günstige Gelegenheit allseitig benutzt werde.

mehreren Jahren verfaßtes, theils in gereimten Versen, theils in Prosa, theils in fünffüßigen Jamben geschriebenes Lustspiel in 5 Akten „Die Jägerin“ dem genannten Ordner anvertraut, welches nun auf das Maß eines Leseabendes reducirt, zur Vorlesung mit vertheilten Rollen kam. Das Arrangement war derart getroffen, daß die Mitlesenden, sechs Damen und sieben Herren, sich in der nach dem Saale hin durch Vorhänge geschlossenen Halle hielten und auf das erhöhte Podium hinaustraten, sobald ihre Mitwirkung nöthig wurde, sich dorthin auch wieder zurückzogen, so oft im Stück ihr Abgang angezeigt war, sodaß also auf dem Podium selbst stets nur die in jeder Scene Betheiligten standen. Es wurde dadurch den Zuhörern die Einsicht in den dramatischen Bau des Stücks sehr wesentlich erleichtert und zugleich das Auge beschäftigt, damit aber wenigstens ein Theil der Wirkung einer theatralischen Aufführung erreicht. Die Leitung ging vom Tagesordner aus, der seitwärts von einem erhöhten Plage her nach einer kleinen Einleitung, in der er die Vertheilung des Stücks motivirte und dessen Grundidee zu besserem Verständniß des Ganzen im Voraus anzeigte, den Anfang und Schluß der Akte durch die Glocke bemerklich machte, den Scenenwechsel und die einzelnen Auftritte kurz anzeigte und überall da, wo eine bestimmte Thätigkeit für den Schauspieler vorgeschrieben war, in den Vortrag der Lesenden die erforderlichen Bemerkungen einschaltete. Die Vorlesung dauerte von 6 1/2 bis 8 1/2 Uhr und schien im Allgemeinen auf die Versammelten einen recht günstigen Eindruck zu machen. — Nach einer größeren Pause empfahl zunächst der Ordner Marcinowski dem Kränzchen die von unserem Mitgliede G. Hilder neuerdings im Verlage von Gubner und Matz herausgegebenen und daselbst à 10 Sgr. käuflichen Uebersetzungen Tegnér'scher Dichtungen: „Arel“ und „Die Nachtmahlskinder“. Es folgte der Vortrag zweier sehr ansprechender Gedichte von Gehrmann: „Der Rosenkönig“ (nach Meiers Schwäbischen Volksagen S. 202.) und eines Liedes, welches sich vorzüglich zur Komposition zu eignen scheint:

Des Haimbarts schlafloser Gram.

Ich lieg' auf weichem Lager
Im stillen Kämmerlein
Und möcht' so gerne schlafen
Und möcht' so gerne schlafen
Und ach! kein Schlaf kehrt ein.

Ich dreh' mich in die Runde
Und Alles liegt nicht recht —
Und mücht' so gerne schlafen
Und mücht' so gerne schlafen —
Wenn's mir ein Gott doch brächt'!

Die Nacht will nicht verlaufen,
Die Erde rückt sich nicht —
Und mücht' so gerne schlafen
Und mücht' so gerne schlafen
Und krieg's nicht ins Gesicht.

Was frißt mir denn am Herzen?
Ach, daß ich es nicht wüßt!
Ich konnt' dich Liebchen küssen,
Ich konnt' dich Liebchen küssen
Und hab' dich nicht geküßt!

Demnächst trug H. Hartung einen gehaltvollen Dialog in Versen „Herr und Bettler“ vor und schließlich hatte Herr Dr. Hoffmann die Güte, uns durch den höchst launigen Vortrag zweier Gedichte Frig Reuter's zu erfreuen: „Wat wull de Kirl“ und „Du dröggt de Pann weg“*).

Immanuel Kant.

Vortrag von Professor Dr. C. Hagen.

Unser Kränzchen ist bis jetzt seiner Aufgabe, jedes literarische Unternehmen, soweit es in seinen Kräften stand, zu fördern, und wenn ihm dieses unmöglich war, wenigstens Kenntniß davon zu nehmen und Nachricht davon in seinem Kreise zu verbreiten, so unverbrüchlich treu geblieben, daß es auch das jüngst gefeierte Fest**) zu Ehren eines Mitbürgers, dessen literarische Größe jedermann mit Stolz auf seine Vaterstadt anerkennt, nicht unerwähnt lassen kann. Mehr als Erwähnung wäre hier aber überflüssig: denn von Kant weiß eben jeder Königsberger; Beschreibungen seines Aussehens und manche Anekdoten leben von ihm im Munde des Volkes. Daß der früher so beliebte Philosophendamm***) von Kants Spaziergängen seinen Namen hatte, war jedem bekannt, wie die Gedenktafel an dem Hause seiner Geburt†) noch die Erinnerung an ihn erhält; eine Menge von Schriften und Schriftchen stellt ihn als kenntnißreichen Gelehrten, als tiefen und ehrlichen Denker, als Bildner der Welt,

*) In dem letzten Liede geräth ein Schuster mit seiner Frau in so heftigen Wortwechsel, daß sie zuletzt garnicht mehr sprechen wollen und sich inzwischen, der Mann durch Pfeifen, die Frau durch Singen vergnügen oder vielmehr erbittern. Ihr „Füsterlütli“ und „Maderidallala“ wußte der geehrte Gast, welcher mit einem sonoren und beweglichen Organe gediegene musikalische Bildung verbindet, trefflich in den Vortrag einzuführen und einzuschmelzen. — Wir erinnern dabei an die wahrhaft bezaubernde Weise, in welcher Carl von Holtei seine Vaudevilles las. Abgesehen davon, daß er jede Figur in der vollsten Natürlichkeit und Lebendigkeit hinstellte, trug er die niedlichen Couplets, wir möchten sagen, schwirrend d. h. so vor, daß die Melodie deutlich durchzuhören war und dennoch die exakte Deklamation durchaus nicht in wirklichen Gesang überging. Möchte sich doch auch unter uns Jemand an dies Kunststück wagen!

**) Die Enthüllung der Kantstatue, welche am 18. Oktober 1864 stattfand. Die Statue ist das letzte Werk Rauch's. Vergleiche Dr. Münchenberg Königsberger Kunstblatt 1864. Nr. 4.

***)) Das Terrain, welches er umschloß, haben jetzt der Bahnhof und städtische Gartenanlagen eingenommen.

†) Prinzessinfraße Nr. 3.

namentlich unserer Provinz dar, so daß es unmöglich scheint, Neues oder Vollständiges über ihn zu sagen.

Am 22. April 1724 aus dem Schooße des Volkes hervorgegangen, — sein Vater war ein einfacher und sogar dürftiger Sattler — lernte er gleich an seinen Eltern die unteren Klassen des Volkes achten: denn sein Vater drang durch Ermahnung und Beispiel auf Fleiß und strenge Redlichkeit, die Mutter bei größerer Bildung und mit größerer Liebe auf Frömmigkeit, und Kant hat sich oft dieses Pietismus mit Dank und lobender Anerkennung erinnert, da er weit von dem Herrbilde verschieden war, das wir jetzt mit diesem Namen bezeichnen. Das Zurückziehen von den Zerstreuungen der Welt auf ein frommes Ueberlegen und Erkennen der Wohlthaten des Höchsten, die Milde des Urtheils, die in der Hoffnung auf Schonung von ihm auch gegen andere geübt wird, die Ruhe und Heiterkeit, die festen Glauben an die leitende Hand einer allmächtigen Liebe auch bei Unglück und nicht zu besiegendem Unrechte bewahrt, waren eine treffliche Anleitung für den künftigen Philosophen wie für den gesuchten Gesellschaftler. Vor dem Dünkel auf eigenes Talent, das mancher, der sich durch eigene Kraft emporarbeitet, anmaßend überschätzt, bewahrten ihn die mannigfachen Wohlthaten, die ihm aus niederen und höheren Ständen schon in der Kindheit, wo das Herz noch zu innigem, wahrhaftem Danke bereit ist, erwiesen worden, wie sein Verwandter, der Schuhmacher Richter, ihm wiederholt mangelnde Geldmittel überwies, und der Consistorialrath Franz Albert Schulz mit Rath und That ihn unterstützte, und den Wunsch seiner Mutter, ihn (und zwar Theologie) studiren zu lassen, dadurch erst möglich machte. Zu einer Predigerstelle führte aber der gewöhnliche Weg nur durch ein Schulamt, und war schon damals bei der geringen Ausbildung der einzelnen Wissenschaften, keine so enge begrenzt, so scharf von den übrigen getrennt, wie heutzutage, so mußte der Lehrer in allem Wissenswürtigen unterrichten zu können bereit sein, wenn er nöthigenfalls dazu gebraucht werden sollte.

Schon auf der Schule, wo Kant gerade zur Philosophie merkwürdiger Weise gar keine Neigung zeigte, trieb er mit seinen Freunden, dem großen Philosophen David Hume, der später die Universität Leyden verheerlichte, dem vielseitigen Cande, der leider als Rector von Mästenburg in andauerndem Unglücke unterging, dem großen Orientalisten Kypke und dem gesuchten Arzte Trummer, Studien, die über die Sphäre der Schule hinausgingen. Wenn hier gewöhnlich alte Schriftsteller vorgenommen wurden, wandte er sich, seit er zu Michaelis 1740 von 16 Jahren die Academie bezog, mehr der Mathematik und Physik zu, und hörte besonders bei Professor Knuken, der jene und die Philosophie, Leske, der diese vortrug, und bei seinem früheren Wohlthäter und Lehrer, Franz Albert Schulz, der zuerst Theologie auf Hochschulen deutsch zu lesen angefangen hatte (bisher war die lateinische Sprache im Gebrauch gewesen) und neben ihr obwohl auch Pietist, die oft als religionswidrig verrufene Wolfische Philosophie las.

So umfassend durch diese Beschäftigung seine Kenntnisse, so klar durch seine ganze Ausbildung sein Denken geworden, fehlte ihm noch jene Geselligkeit, der freie Umgangston, der damals fast für unvereinbar mit Gelehrsamkeit gehalten wurde:

ein sogenanntes Unglück führte Kant auch dazu. Seine schwache Brust verbot ihm das mehrmals nicht mit Unglück versuchte Predigen und eine Bewerbung um ein Lehramt an der Domschule ward ihm abgeschlagen. Seine Mutter hatte er schon als Schüler 1737 verloren, jetzt 1746 verlor er auch den Vater und war gezwungen, eine Hauslehrerstelle anzunehmen, die ihn in die Häuser der Grafen Hülßen-Arnsdorf und Rastherling-Kautenberg zu großem Vortheile seiner gesellschaftlichen Ausbildung brachte. So kehrte er 1755 in unsere Stadt zurück, wurde, erst damals 31 Jahre alt, Doktor der Philosophie, fing an zu lesen, und schrieb sein erstes Buch: „die Naturgeschichte des Himmels“, in welchem er als Vernunftschlüsse vieles vortrug, was nachher durch Lambert, Bode und Herschel aus Beobachtungen bestätigt wurde. Gleich Anfangs wurden seine Collegien mit Beifall aufgenommen, und schon in Jahresfrist ward sein geräumiger Hörsaal für so viele Zuhörer zu enge; nicht bloß der Inhalt derselben war so kenntnißreich, auch die freie lebhafteste Rede regte an, und nach damaliger Sitte hörten ja nicht bloß Studirende und diese nicht bloß die sogenannten Brodcollegien, sondern auch ältere Männer nahmen um ihre Kenntnisse zu erweitern Theil. Auch hatte dieser Beifall einen äußeren Vortheil: das Einkommen des academischen Docenten beruhte weniger auf einem festen Gehalte vom Staate, als auf dem Honorar für seine Vorlesungen und so konnte Kant die ihm angetragene Professur der Dichtkunst, weil er zu dieser keinen Beruf in sich fühlte, ablehnen, konnte sich begnügen 1766 mit der Unterbibliothekarstelle, ein Gehalt von 62 Thlr. fest zu erhalten, und noch spätere Berufungen nach Erlangen und Jena zurückweisen.

Die beste Folge dieses Beifalls aber war der vielseitige Verkehr, in den er mit reichen Kaufleuten, Beamten, Offizieren, Gutsbesitzern, Studirenden trat, und den er bei den reichlich fließenden Geldquellen, als Wirth wie als Gast, pflegen konnte, die eigentliche Grundlage seines Einflusses; denn die kleine Zahl der Tischgenossen, die er selbst einlud, und die zwischen zwei und fünf betrug, erlaubte ein ernstes und gründliches Gespräch und wenn Kant den fest absprechenden Tadel eines Jüngeren, das hochmüthige Verwerfen seiner Behauptungen durch unüberlegte Scheingründe mit kurzem Abbrechen des Gesprächs bestrafte, ließ er jeden Widerspruch, der ernste Belehrung suchte, gelten, und ließ ihm überzeugende Widerlegung zu Theil werden. Oft erklärte er das nicht genau genug aufgefaßte näher, ungesucht fanden sich Rügenwendungen seiner Sätze auf gewöhnliche Dinge des Privatlebens, und das alles brachte Kant mit dem Zauber vor, den die eigene Ueberzeugung von der vollen Wahrheit der Äußerungen verleiht: es war kein Wunder, daß die Jüngeren größtentheils überschwengliche Verehrer von ihm wurden, die Älteren seinen Lehren und moralischen Vorschriften unbedingten Gehorsam schulbig glaubten. Aber so manches in diesen idealen Vorschriften verletzte alte Gebräuche wie bestehende Staatsrichtungen, und so führte die wachsende Berühmtheit und der größere Einfluß auch Angriffe herbei. Als er in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ 1781 nur die Möglichkeit menschlicher Kenntniß und die Art, wie sie erworben würde, behandelte, erregte dies kein Aufsehen; als er aber in rascher Aufeinanderfolge (1785—90) seine „Grundlegung der Metaphysik der Sitten“,

„metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaften“, „Kritik der praktischen Vernunft“ und „Kritik der Urtheilskraft“ erscheinen ließ, und Philosophie auf Theologie, Jurisprudenz und Politik anwandte, erhob sich die Verleugung.

Am intolerantesten zeigten sich die Theologen. Der Befehl König Friedrich Wilhelms II., ihm bald eine bessere Stellung an der Hochschule zu übertragen, ward durch ein ungnädiges Cabinetsschreiben desselben über seine „Religion in den Grenzen der bloßen Vernunft“ in ein Verbot, etwas die Theologie berührendes zu schreiben und drucken zu lassen verwandelt, dem so gleich ein Verbot an alle Docenten der Königsberger Universität, über Kantische Religionsphilosophie zu lesen, folgte. Dieser Rückschlag war, da Kant inzwischen (1770) die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik erlangt hatte, nicht so bedeutend, und jedenfalls wäre er mit Wöllners*) Sturz beim Regierungsantritte des neuen Königs geendigt. Auch mit seinem Gewissen war Kant über pünktlichen Gehorsam ins Klare gekommen, indem er in sein Notizbuch schrieb: „Widerruf und Verleugnung seiner innern Ueberzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Falle, wie der gegenwärtige, ist Unterthanen-Pflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen.“ Aber verletzt fühlte er sich doch und zeigte dies, indem er seine Collegien auf eine Stunde täglich beschränkte, und abwechselnd Logik und Metaphysik, mit Ausschluß alles dessen, was verdächtig werden konnte, las.

In der Gesellschaft dagegen, nicht amtlich, glaubte er, seine Ansichten nicht verhehlen zu dürfen. Als die neuen Ideen sich zuerst im Kampfe Nordamerikas gegen England geltend machten, sprach Kant so begeistert für die Unterdrückten, daß ein in Königsberg ansässiger Engländer, sein nachheriger Freund Green, sich bis zu einer Herausforderung hinreißend ließ, Kant aber antwortete so entschieden und überzeugend, wie ein wissenschaftlicher Streit nicht mit Waffen entschieden, Druck nie gebilligt werden könnte, daß Green ihn bewunderte und dauernde Freundschaft mit ihm schloß. Noch mehr Anstoß erregte seine Theilnahme für die französische Revolution. Die im Ganzen ruhige Entwicklung der ersten Jahre bis 1792 billigte er ganz, dann erst wiederholte er zwar nachdrücklich sein Verwerfen jeder Revolution, und seinen Abscheu gegen die Greuel, die dort vorkamen, tadelte aber auch ohne Hehl die falschen Schritte der Gegner und die unerträglichen Uebelstände der früher getroffenen Einrichtungen, so daß selbst Freunde und Verehrer, namentlich höhere Staatsbeamte, an ihm irre wurden.

Dieses Gefühl, Anstoß zu erregen, steigerte sich durch Alter und Krankheit, wie es diese gegenseitig in ihren Folgen unterstützte. Im Jahre 1795 hatte er sich schon mehr zurückgezogen, Krankheit nöthigte ihn 1797 seine Vorlesungen ganz aufzugeben, und 1798 endete er auch durch den „Streit der Fakultäten“ seine schriftstellerische Laufbahn. Erst am 12. Februar 1804 trat sein

*) Joh. Christian v. Wöllner, geb. 1727, avancirte vom Landpfarrer bis zum Kultusminister und ist durch sein hartes Religions-Gedicht vom 9. Juli 1788 bekannt. Friedrich Wilhelm III. entließ ihn sogleich bei seiner Thronbesteigung (1797), worauf sich Wöllner auf seine Güter zurückzog und dort 1800 starb.

Tob ein, kurz bevor er seinen achtzigsten Geburtstag feiern konnte: groß durch die Uebereinstimmung im Wollen, Denken und Handeln, daher nie sich selbst ungetreu, angefeindet, aber bewundert von seinen Zeitgenossen, verehrt von der Nachwelt!

Das große Herz.

Man hat mich oft getadelt,
Vermahnt im Ernst und Scherz,
Dieweil man sagt, ich habe
Ein allzu großes Herz;
Dieweil ich Lieder gedichtet
Viel hundert an der Zahl,
Worinnen ich gesprochen
Von Liebe jedesmal.

Und diese Liebe, sagt man,
Hat sich so oft gewandt,
Als andre Namen werden
In meinen Liedern genannt.
Und andre Namen hört man
Mich nennen jeden Tag;
So viel als der Kalender
Nur immer zeigen mag.

Und wahrlich, schrieb ich gestern
Gedichte an „Marie“,
So feuß' ich „Agnes“ heute
Und morgen „Melanie“.

Und wenn die Leute sagen,
Solch Dankelmutz sei schlecht;
Da geb' ich ihnen schweigend
Und achselzuckend Recht.

Und doch, ihr lieben Leute,
Lebt Eine auf der Welt,
Die Keiner von Euch Allen
Für meine Geliebte hält.

Ich habe nie im Leben
Se Verse an sie gemacht,
Und doch an diese Eine
Am allermeisten gedacht.

G. Gilder.

Eine Rathnusz.

Nach dem Lieberbuche der Clara Faglerin.*)

Ein Jüngling sprach zu einer Maid:
„Gieb, Wunderholde, mir Bescheid:
Was soll ich lassen, soll ich thun,
Um einst in deinem Arm zu ruhn?“

Sie sprach: „So gieb mir, wenn du kannst,
Was du noch nie von mir gewannst,
Und was du längst an mich verlorst,
Als du zum Liebchen mich erkorfst,
Und was ich dennoch jetzt nicht habe.
Du selbst besitzt es, schlauer Knabe,
Noch jetzt, und wirfst es mir im Leben
Mit eignen Händen nimmer geben;
Und doch muß ich darauf bestehen
Und dir wird's leicht von Statton gehn!“

*) In der Ausgabe von Saltaus (1840) S. 182. Vergl. unsern Preuß. Almanach 1863. S. 184.

Nun rathet alle, die ihr's wißt,
Was das wohl für ein Kleinod ist?
Schon Einem ward es oft zu enge,
Zwei passen grade nur hinein,
Und dennoch ist's für eine Menge
Von Hunderten noch nicht zu klein!

H. Reusch.

Pompeji bis zum Jahre 1850.

Vortrag von D. Fabricius.

(Fortsetzung und Schluß.)

Am Anfange des jetzigen Jahrhunderts wurden die Ausgrabungen nur lässig betrieben. Keine Entdeckungen von einiger Wichtigkeit werden in den Berichten erwähnt. Die Würden-träger scheinen sich darauf beschränkt zu haben, einige der bedeutendsten Gebäude zu erhalten, die schon aufgedeckt waren, und sie von Schutt zu säubern. Man ließ in den Straßen und den verlassenen Ruinen Gras wachsen. Die Trümmer wurden so schlecht bewacht, daß häufige Klagen von Diebstählen an interessanten Gegenständen gehört werden.

In den Berichten vom März 1806 wird Prinz Joseph Bonaparte als Besucher erwähnt, und es wird pflichtgemäß verzeichnet, daß er großmüthig 2 Louisd'or und 48 Karolini den Soldaten schenkte, welche die Wache dabei hatten.

In demselben Jahre gab der intelligente Minister Murat's, Saliceti, einige Anregung die Arbeiten fortzusetzen, indem er auf seine eigene Kosten Ausgrabungen unternahm; aber seine Erfolge scheinen ihn nicht zu der Fortsetzung ermutigt zu haben. Denn der Versuch wurde bald aufgegeben, wie man sagt, weil es an Geld fehlte.

Bei den Regierungs-Unternehmungen wurden nur acht Mann beschäftigt, und auch diesen wurde ihr Arbeitslohn nicht ausbezahlt; es wird darauf aufmerksam gemacht, daß es deshalb natürlich schwer war, sie bei der Arbeit fest zu halten.

Nach der Wiederherstellung der Bourbonen betrieb man die Ausgrabungen mit mehr Eifer. Der König und die Königin besuchten sie häufig, und der Aufseher sorgte dafür, daß ein guter Fund von Alterthümern für den königlichen Besuch vorrätig war. Die Berichte von den Entdeckungen begannen bald in ganz Europa große Aufmerksamkeit zu erregen. Es gehörten die Ruinen von Pompeji jetzt zu den vorzüglichsten Objekten, welche den Strom der Reisenden nach dem Süden lockten. Besuche vornehmer Personen werden häufig in den Tagebüchern verzeichnet. Wenn solche in Neapel erschienen, beehrte man sie gewöhnlich mit einem besonderen scavo. Die Gegenwart der Prinzessin von Wales und Canova's wird namentlich genannt, und ebenso die von vielen gekrönten Häuptern und königlichen Personen aus verschiedenen Theilen von Europa.

Im Oktober 1818 finden wir den Bericht von einer merkwürdigen Entdeckung. Zwei Soldaten von der Veteranenwache, deren Pflicht es war, für die ausgegrabenen Monumente zu sorgen — nebenbei eine Pflicht, die sie sehr schlecht erfüllten, da häufig Klagen über Diebstähle und Beschädigungen an Gemälden, in den amtlichen Berichten vorkommen — marschirten einst auf den alten Wällen der Stadt umher, als sie plötzlich durch

die Erscheinung eines Fuchses aufmerksam gemacht wurden. Das Thier schlüpfte auf eine kleine versteckte Treppe, die in einen unterirdischen Gang neben den Mauern führte, aus welchen die Pompejanische Besatzung wahrscheinlich einen Ausfall machte, wenn sie einen Feind, der die Stadt bedrohte, zu überraschen beabsichtigte. Unsere beiden tapferen Veteranen, so heißt es in den Berichten, trugen kein Bedenken zu folgen, indem sie ihren Weg durch die Trümmer nach einem gewölbten Zimmer bahnten. Anstatt den Fuchs zu finden entdeckten sie Stücke einer bronzenen Figur, die auf menschlichen Schädeln und Knochen lag. Diese Fragmente gehörten offenbar zu einer Apollo-Statue, von der andere Theile das Jahr vorher aus einer Wasserleitung in der Mitte der Stadt ausgegraben waren, die eine Meile von den Wällen entfernt lag. Noch fehlten der linke Arm und das linke Bein. Diese fand man bald darauf unter einer Masse von einzelnen Stücken, die während früherer Ausgrabungen gesammelt und in ein Magazin gebracht wurden. So ist nun die ganze Statue restaurirt und einer der schönsten Schätze des königl. Museums. Diese Entdeckung beweist, daß ehe die Stadt verschüttet wurde, die Einwohner es versucht hatten, manche von den besten Sachen fortzubringen. Es ist wahrscheinlich, daß diese broncene Statue herunter geworfen ward und dabei zerbrach. Diejenigen, die einen Theil davon wegzuschaffen suchten, hatten sich bemüht durch einen geheimen Gang zu entkommen. Sie hatten aber die versteckte Thüre, die in das freie Feld führte, schon mit Bimsteinen verschüttet gefunden und kehrten nun um. Aber auch der Eingang war unterdessen für sie geschlossen, und sie mußten kläglich umkommen. Solche kleine Episoden geben den Ruinen ein eigenthümliches Interesse. Sie führen uns in einer lebendigen Weise die Schrecken der Katastrophe vor und schildern uns, wie in einem Buche, die Ereignisse des schrecklichen Tages.

Im Jahre 1829 besetzten die Oesterreicher die neapolitanischen Städte. Sie waren nicht weniger unbarmherzig gegen die Schätze Pompeji's, als sie gegen andere Denkmäler des italienischen Volkes gewesen. Einer der hauptsächlichsten Gründe des heftigen und unverföhllichen Hasses der Italiener gegen ihre früheren Unterdrücker, entsprang aus der Barbarei, die die Oesterreicher gegen die großen Kunstwerke zeigten, welche der Stolz und der Ruhm des italienischen Volkes sind. Die Politik der Oesterreicher scheint in Italien die gewesen zu sein, so weit sie es wagen konnten, alle Spuren und jede Erinnerung an die frühere Größe und das Glück des Landes, welches sie unterworfen hatten, zu zerstören, als ob sie durch solche Mittel die Ueberlieferungen der Vergangenheit hätten verwischen können; die seit Generationen den einzigen erblichen Besitz des italienischen Volkes bildeten. Sie quartirten ihre Soldaten in die al fresco gemalten Kapellen ein und in die Stadthallen. Sie verwandelten die Klöster, die voll von Wundern der Kunst waren, in Ställe und in Kriegs-Magazine und schickten ihre rohen und schnutzigen Kroaten in die herrlichsten Paläste, wo die kostbarsten Möbel und die reichsten Dekorationen der italienischen klassischen Zeit als Brennholz dienten oder muthwillig zerstört wurden. Es ist merkwürdig, daß eine Regierung, die sich ihrer Bildung und Civilisation rühmt und nördlich von den Alpen liegend nicht unempfindlich

für den Einfluß der schönen Künste und die gute Meinung in Europa ist, sich eine so ungewöhnliche Barbarei in Italien hat zu Schulden kommen lassen.

In den Tagebüchern der Ausgrabungen in Pompeji finden wir solche Bemerkungen wie folgende: „Den 30. Juni 1821. Gestern verübte eine Abtheilung österreichischer Soldaten, die in Torre del Annunciata einquartirt war, nachdem sie in die verschiedensten Theile dieser königl. Besitzung eingedrungen waren, die größten Excesse. Unter anderen zerschlugen sie eine schöne Amphora aus terra cotta und stürzten sogar die Säulen um, welche das Peristyl jenes alten öffentlichen Gebäudes trugen, das man für ein Pyceum hielt, und das mit dem Isis-Tempel in Verbindung stand.“

Während der Herrschaft der Bourbonen scheint der erste Zweck derer, die für die Ruinen sorgten, gewesen zu sein, interessante Entdeckungen zu machen, Fremde herbei zu locken, und so die Mittel für die Ausgrabungen zu vergrößern; nichts geschah aus wirklicher Liebe zur Kunst oder in jenem liberalen Geiste, der dieselbe charakterisiren sollte. Die Ausgrabungen in Pompeji waren gleich jedem anderen Dinge sonst im Königreich eine Erwerbsquelle für öffentlichen Diebstahl; sie wurden solchen Leuten anvertraut, welche die Umgebung des Königs bestechen konnten oder Einfluß am Hofe hatten; eine Zeitlang war es ein begünstigter Dekorations-Maler. Der Zweck war aus ihnen so viel als möglich Geld zu gewinnen. Fremde erhielten nur Erlaubniß die Trümmer zu besuchen unter den strengsten Vorschriften; zu zeichnen, zu copiren oder auch nur die kleinsten Notizen zu machen war streng verboten. Dem einfachen Reisenden wurde nicht einmal gestattet bei den Ruinen eine hingeworfene Skizze der schönen Scenerie, die sie umgab, zu machen; es geschah nur, wenn ein Gemälde oder ein Gegenstand von Interesse schon seit Jahren entdeckt worden war, daß der Archäologe oder der Künstler, nachdem er durch allerlei Arten von Formen und Aufwartungen viele Tage lang hindurch gegangen, die Erlaubniß erhalten konnte, eine Zeichnung davon zu entwerfen.

Diese illiberalen Maßregeln wurden auch auf die Sammlungen im Museum ausgebeht; Niemand war davon frei, ausgenommen der kleine Kreis von Personen, welche das ausschließliche Privilegium der Veröffentlichung erhalten hatten, und die auf dasselbe wie auf ein vortheilhaftes Monopol sahen.

Sogar Cell, dessen erstes Werk über Pompeji so viel dazu beigetragen hatte, die Aufmerksamkeit auf die Ruinen zu ziehen, und sie den besten Besuchern jener Zeit, den Engländern, bekannt zu machen, und der selbst wohnhaft in Neapel immer bereit war, seine reichen Mappen, seine schätzbaren Sammlungen und seine Bibliothek den Studirenden aller Nationen zu öffnen, hatte nicht die Erlaubniß erhalten, für die zweite Ausgabe seines Werkes Abbildungen zu nehmen. Das Einführen und das Verkaufen seines Buches wurde unter schweren Strafen verboten. Nur durch Unterschleife glückte es ihm seine Illustrationen zu erhalten, und die Nachricht von manch' einem schätzbaren Monumente der Nachwelt zu überliefern, welches seitdem zu Grunde gegangen ist.

Wie bei jedem anderen öffentlichen Amte in Neapel nährte sich ein Haufen hungriger Bettler von den Reisenden. Die bedeutendsten Ruinen wurden von diesen Harpyien unter Schloß

und Niegel gehalten; sie machten auf den Besucher Jagd und erpreßten ein Trinkgeld, bevor sie die Thüre öffneten. Natürlich raubte Jeder von ihnen in gleicher Weise. Einige von den interessantesten Gegenständen, die man in den Ruinen entdeckt hatte, wurden von den Wätern selbst gestohlen und an diejenigen verkauft, die die verschiedenen öffentlichen und Privat-Museen in Europa zu ergänzen bemüht waren. Viele von den kostbarsten Stücken alter Kunst in der schätzbaren Sammlung griechischer und römischer Antiquitäten, die von Sir William Temple, der lange Englands Gesandter in Neapel war, zusammen gebracht und so freigebig von ihm der brittischen Nation vermacht wurden, waren von Krämern gekauft, die offen das geraubte Staatsgut anboten. Man vermuthete sogar, daß die Regierungs-Beamten selbst sich in den Raub theilten.

Während dieser Periode indeß wurden viele kostbare Entdeckungen gemacht. Offenbar die merkwürdigste war im Jahre 1831 das große Mosaik-Bild, das wie man vermuthete, die Schlacht bei Issus darstellte. Es bildete den Fußboden eines Zimmers in dem sogenannten Hause des Faun. Dieses war eines der schönsten Häuser in Pompeji und gehörte ohne Zweifel einem reichen Manne, der einen seltenen Geschmack besaß; es hatte beim ersten Erdbeben gelitten und sein Eigenthümer war im Begriff es wieder herzustellen, als die Eruption ihn überraschte. Die Ueberbleibsel von älteren Fresko-Gemälden kann man noch unter den neu ausgeführten Bildern sehen. Hausen von Ziegelfsteinen, ein langer Fries von terra cotta, geschmückt mit Basreliefs, die auf Seeungeheuern reitende Nereiden darstellen, und eine große Sammlung von verschiedenen Marmorsteinen für den Fußboden, wurden in dem Hause vorrätzig zum Bau gefunden. Auf einem Platze, umgeben von einer Halle, war ein Blumengarten gewesen; in seiner Mitte stand eine zierliche Marmor-Fontaine, an den vier Ecken waren Vasen und Statuen aufgestellt; nach diesem Garten hin ging ein kleines Zimmer hinaus. Der Eintritt in dasselbe wurde gebildet von zwei eleganten rothen Säulen mit Pilastern von Korinthischer Ordnung; zwischen den Säulen war ein Pflaster in farbigen Mosaiken, darstellend den Lauf des Nils. Verschiedene Aegyptische Thiere, ein Krokodil, ein Nilpferd, und viele bunte Vögel, die am Strom umher flogen, ließen den Fluß leicht errathen. Dies war das Vorzimmer zu einer reichen Säulenhalle, in welcher der Fußboden von dem großen Mosaik gebildet wurde, das offenbar das bedeutendste Werk dieser Art ist, welches uns aus alter Zeit erhalten wurde. Ein junger Krieger in griechischer Rüstung, das Haupt unbedeckt, greift mit seinem eingelegten Speer eine Reihe von stehenden Männern an, die in fliegenden Kleidern und leichter Kopfbedeckung ihm gegenüber stehen. Der Gegenstand ist eine Schlacht zwischen Griechen und Barbaren, die nach ihrer Tracht Perser zu sein scheinen, oder zu irgend einer anderen orientalischen Race gehören. — Der junge Krieger sucht einen König, der auf einem hohen Wagen sitzt, zu erreichen; wir erkennen in den Beiden Alexander und Darius, und die Schlacht mag eine von den großen Siegen darstellen, die das Schicksal Persiens entschieden. Das Mosaik-Bild ist von der schönsten Ausführung; die einzelnen Stücke sind sämmtlich, wie es scheint, aus natürlichen Steinen geschnitten und höchst geschickt

und kunstvoll zusammen gesetzt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß es eine Copie irgend eines wohl bekannten Gemäldes des Alterthums war. Eine so ausgearbeitete und ausgezeichnete Zeichnung würde kaum für einen Fußboden gemacht worden sein. Ueberdies können wir in ihm einen Versuch entdecken, mit sehr ungleichem Material die vorzüglichen Eigenschaften eines Gemäldes wiederzugeben.

Als Kunstwerk ist es von großem Werth, da es uns das beste Urtheil über die Kenntnisse der Alten in der Malerei giebt. Nicht daß irgend ein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß ein Volk, das so geschickt war in zwei der höchsten Zweige der Kunst, in der Architektur und Skulptur, unbekannt gewesen sein könnte mit der Malerei. Aber in Folge der viel vergänglicheren Natur der Gemälde ist kein großes Werk dieser Art auf uns gekommen. Wir können über die Vollkommenheit, die von den Alten auch in dieser Kunst erreicht ward, nur aus sehr unvollkommenen Copien urtheilen, oder aus der noch weniger befriedigenden Vermittelung geschriebener Schilderungen schließen. Ganz besonders erwähnenswerth ist in dieser Schlacht-Szene die bewunderungswürdige Gruppirung und der Ausdruck der Figuren, die Lebendigkeit der Composition, die correcte Zeichnung, die Meisterschaft in der Verkürzung der Glieder und die genaue Anwendung der Geseze von Licht und Schatten. Doch auch diese Eigenschaften können nur eine schwache Idee von der Schönheit des Originals geben, von dem dieser Fußboden wahrscheinlich nur eine von vielen Reproduktionen war.

Das Bild scheint bei dem ersten Erdbeben beschädigt gewesen zu sein, und man war gerade damit beschäftigt es auszubessern, als die große Eruption die Stadt verschüttete. Es hat ferner viel dadurch gelitten, daß es nach seiner Entdeckung lange Wind und Wetter ausgesetzt war, und ebenso, als es darauf nach dem Museum von Neapel gebracht wurde. Mehrere andere Mosaiken von bedeutendem Werth, und viele Zimmer geschmückt mit Decorations-Malerei wurden in diesem Hause entdeckt; sie bildeten einen Hof oder ein Quarrée, eine Insel, wie der technische Ausdruck ist, zwischen vier Straßen. Nur zwei Menschengerippe wurden darin gefunden, das eines alten Mannes und das eines Mädchens, welches sich in einen Ofen in der Nähe der Küche gestüllet hatte. Sie waren offenbar Diener, die zum Schutz des Hauses zurück gelassen wurden, während ihr Herr und seine Familie kluger Weise beim Beginn der Eruption geflohen waren und ihr werthvollstes Eigenthum mitgenommen hatten. Aber eine von jenen rührenden kleinen Episoden, welche so interessant sind, und Pompeji eine lebendige Wirklichkeit geben, ist an das Haus des Faun geknüpft. Das Gerippe einer Taube wurde in einer Nische gefunden, die sich nach dem Garten zu öffnete. Gleich der Wache, die am Schilderhause stand und vor dem Thore der Stadt sich befand, ist die Taube ihrer Pflicht bis zuletzt treu geblieben. Sie hatte auf ihrem Nest gesessen, während der heiße Steinregen rings umher herabfiel, und neben ihr war noch das Ei, das die kleinen Knochen ihres noch unborenen Jungen enthielt.

Im Jahre 1848 veranlaßte die Ankunft des Papstes Pius IX. in Neapel eine kurze Aera rigoristischer Strenge gegen die nackten Bildsäulen der in Pompeji gefundenen Skulpturen.

Wie die Damen des Ballets grüne Unterkleider zu tragen verurtheilt waren, so wurde das geheime Cabinet des Museums mit Ziegel und Mörtel vermauert, und alle Frauen-Statuen mit unzureichender Kleidung, wie die berühmten Venusbilder, wurden in ein Zimmer verbannt, das nur berühmten Alterthums-Forschern in vorgerückteren Jahren und von untadelhaftem Ruf zugänglich war. Die wenigen übrig gebliebenen Gemälde in Pompeji, in denen zu zarte Gegenstände behandelt waren, wurden sorgfältig bedeckt.

Als der heilige Vater die Ruinen und die Sammlungen besuchte, konnte sich die rechtschaffene neapolitanische Regierung rühmen, daß nichts da war, was das keuscheste Auge beleidigen mochte.

Die Extreme berühren sich. Das zerstörte Pompeji ward einst nach dem Muster des kaiserlichen Rom neu eingerichtet, und alle Ueppigkeit der Hauptstadt fand seine Bewunderer. Die nackten Statuen erregten keinen Widerwillen, sondern hatten allgemeine Anerkennung.

Neunzehn Jahrhunderte waren darüber hingegangen und wieder machte sich der Einfluß Roms auf Pompeji bemerkbar. Die alte Stadt durfte sich nicht in ihren natürlichen Formen zeigen, um den pontifex maximus der Neuzeit zu empfangen. Sie warf einen Schleier über ihre Götter, hinter dem die Faunen und Satyrn über die neue Mode lächelten.

Wir haben die Geschichte Pompeji's bis zu der Zeit geführt, da Garibaldis Namen in den Straßen Neapels ein tausendfaches Echo fand. Mit der Wiederbelebung eines neuen Italiens ist für Pompeji eine neue glänzende Periode angebrochen. Doch dazu gehört ein besonderes Blatt aus dem Buche der Weltgeschichte.

Rußspiel ohne Liebe.

Vor einigen Jahren hatte unser Kränzchen die Preisaufgabe gestellt: ein Rußspiel zu schreiben, dessen Intrigue nicht auf Liebe und Heirath hinauslaufe. Den Preis gewann unser A. Stobbe*) mit seinen „Parlamentarischen Studien“, halb von Rechts wegen, denn das kleine Stück war in der That geschickt angelegt und äußerst launig durchgeführt, halb vielleicht von Unrechts wegen, weil die eifrigen Studien doch nur den Heiraths-konsens eines querköpfigen Vaters erstrebten. Dagegen kam uns aus Damenhand eine, leider nur skizzierte Fosse zu, welche wirklich gar nichts von Liebe und Heirath enthielt und, falls sich ihrer eine geübte Feder annehmen wollte, ein treffliches Seitenstück zu „Orpheus in der Unterwelt“ liefern könnte. Wir wollen daher hier wenigstens ihren Gang kurz mittheilen:

Der Dichter, der sich der literarischen Preisaufgabe unterziehen will, hat auf seinem Stübchen bisher nur Liebesgedichte gemacht und quält sich auch jetzt vergeblich ab, einen lieblosen Stoff zu finden. Er eilt also hinaus ins Freie, durchstreift

*) Eine Gesamtausgabe seiner beliebten Dichtungen, welche auch sein Preis-Rußspiel und ein zweites, mit Beifall bei uns aufgeführtes (Männer und Frauen) enthalten soll, ist in Vorbereitung und wird gewiß allen Freunden des begabten Literaten willkommen sein.

Wald und Flur, aber begegnet auch hier überall nur Liebe — in dem traulichen Rauschen der Bäume, in dem schweslerlichen Reigen der Gräser, in dem lockenden Vogelgesang. Plötzlich sieht er eine hehre Frau durch die Felder schreiten, mit gelbsten Haaren und ringenden Händen. Auch sie ist verzweifelt und fragt theilnehmend den ebenso verzweifeltsten Dichter um den Grund seines Unglücks. Als sie die Preisaufgabe erfährt, macht sie sich anheischig, ihm einen Ort, der genug liebeleeren Stoffs hergeben werde, zu weisen, doch nur unter der Bedingung, daß er ihr aus diesem Orte ihre Tochter Proserpina wiedererschaffe; denn sie ist die sehnende Mutter Ceres. Der Dichter verspricht alles mit Vergnügen, und sie beruft nun die zwölf Himmelszeichen, um ihn zu der bedenklichen Reise gehörig ausstatten zu lassen. Die freundlichen Himmelszeichen begaben ihn gerne; die Waage leiht ihm eine ihrer Schalen, die Zwillinge geben ihm einen Zwilling, der Schütze sein Geschöß, der Stier sein Horn, der Krebs eine Schere etc. So gerüstet besteigt er den Nachen Charons und gelangt glücklich in dem Orcus an. Hier wird er von dem Portier Cerberus sogleich bei Pluto gemeldet und erhält Audienz. Auch auf seine Bitte, sich die Wunder des Orcus etwas näher ansehen zu dürfen, geht Pluto bereitwillig ein und giebt ihm den Philosophen Empedokles, der noch mit der Asche des Aetna, durch dessen Krater er sich in die Unterwelt stürzte, bedeckt ist, zum gelehrten Führer mit. Empedokles führt den Dichter zuerst zu den Danaiden, die schweißtriefend das bodenlose Faß füllen; dem Dichter bricht das Herz bei ihrer Qual, er setzt die Schale der Waage als Fußboden ein, das Faß füllt sich im Nu und die ermatteten Schönen sinken, nach vollendeter Arbeit, in erquickenden Schlummer. Weiter sieht er das Elend des Tantalus und stellt den Zwilling an, um dem Märtyrer vollauf Wasser und Apfel zu verabfolgen. Darauf kommt er zu Tithos, dem, fest an den Baum geschnürt, die täglich wiederwachsende Leber von dem gierigen Geier ausgefressen wird, bindet ihn los und giebt ihm das Geschöß des Schützen zur Gegenwehr. Den Sisyphus erlöst er dadurch, daß er, als eben der Stein den Verggipfel erreicht hat, das Stierhorn als Stiege vorsteckt etc. Endlich kommt er zu den Parzen und bei dem Anblicke, daß Atropos ohne Unterlaß Lebensfäden abschneidet, wird er so entrüstet, daß er ihr die Schneiderschere entreißt und die Krebschere in die Hand drückt. Die Parze schneidet nun zwar unverdrossen weiter, die stumpfe Schere trennt indeß keinen Faden, kein Mensch stirbt mehr. Charon wartet vergebens am Erdenufer auf Passagiere, Pluto langweilt sich furchtbar ohne neue Gäste und beschließt endlich selbst nachzusehen, woran die Hemmung des Verkehrs liege. Da findet er nun den ganzen Skandal. Die Danaiden tanzen bereits lustig um das gefüllte Faß, Tantalus, die vollgetrunken und geessen, preßt ihnen die Melodie dazu, Tithos ist eben mit dem Braten des erlegten Geiers beschäftigt, Sisyphus sitzt gemüthlich oben auf seinem Stein und schmaucht ein Pfeifchen knaster hinab etc., die Parze knipst und knipst vergeblich, und Charon schnarcht an sein Ruder gelehnt. Natürlich beschließt Pluto sogleich, den Urheber der Unordnung zu entfernen, der Dichter aber, obwohl er schon Stoff genug gesammelt hat, erklärt seines Versprechens eingedenk, daß er nur dann weichen werde, wenn ihm Proserpina zur Reisegefährtin

verabsolgt werde. Pluto verspricht auch, sie ihm mitzugeben, ladet den Fremden aber vorher noch zu einer Bowle ein, welche fröhlich ausgestochen wird. Endlich steigt der Dichter nach herzlichem Abschiede in das harrende Boot. Am jenseitigen Ufer wartet schon Ceres, um ihre Tochter zu empfangen, aber — der Dichter weiß nichts mehr, weder von seinem Versprechen, noch von der Preisaufgabe, denn — die Bowle war Lethe gewesen.

Bibliothek.

Durch die Güte der hiesigen Alterthums-Gesellschaft Prussia und mehrerer Mitglieder ist unsere Bibliothek in den Besitz der Neuen Preuß. Provinzialblätter Jahrgang 1846—1857, ausschließlich B. 1. (1846) gekommen. Von der dritten Folge 1858 ff. sind dagegen erst B. 1. St. 2. 3. und B. 2. St. 2—6. und von den älteren Jahrgängen (vor 1846) nichts zu erlangen gewesen. Wünschenswerth wäre es gewiß, daß unser Exemplar nach und nach vervollständigt werde; vielleicht kann uns noch ein oder das andere Mitglied einzelne Bände oder Hefte abgeben, wogegen wir gern mit unsern Doubletten aushelfen.

Sonett.

Sprich, welche Weise mag am besten klingen,
Von allen, welche Dichter je erfunden,
Der Liebe Schmerzen, wie der Liebe Wonnen
In tiefgefühlten Versen zu besingen?

Kein Dichter hat sich höhern Ruhm erworben,
Als der von Lauras Schönheit einst gesungen,
Ihr Name hat die ganze Welt durchdrungen.
Und ist im Lauf der Zeiten nicht erstorben.

Drum, wenn ihr Lieder an Geliebte richtet,
Singt in der Weise, wie Petrarke gedichtet!
Verherrlicht Eure Schönen im Sonett!

Der Beifall, den sich diese Form errungen,
Ist selbst in ihren Namen eingedrungen:
Sie heißt Sonett, dieweil sie klingt so nett.

Räthsel.

1.

Ich diene zum Schutze und diene zur Zier,
Hier an dem Fenster und dort an der Thür;
Drehst du mich um, so hüte dich,
Denn beißt du mich, dann beiß' ich dich.

2.

Es hat einen Kopf, aber weder Augen noch Ohren, und wenn
du vier in die Tasche steckst, so hast du zwei Duzend bei dir.

3.

Wenn du es ein Mal hast, bist du sehr zu beklagen;
Wenn du es zwei Mal hast, denkst du, so muß es sein;
Wenn du es bist, ei nun! du mußt nicht gleich verzagen!
Wenn du es tüchtig rührst, wirst du's nicht lange sein.

4.

Die Erste und Zweite sind ein Paar;
Die Zweite und Dritte sind ein Paar;
Das Ganze ist auch ein Paar.

5.

Ich bin im Palast und in Glitten
Ein Freund, gar hoch geehrt;
Ich bin gesucht, nicht nur gelitten,
Man hält mich lieb und werth.

Das biedre, treue Volk im Norden
Ist mir besonders hold;
Ich bin ihm so nothwendig worden,
Es läßt mich nicht für Gold.

Kaum, daß beim ersten Strahl am Morgen
Die dunkle Nacht entflieht,
Fängt man schon an für mich zu sorgen
Und ist um mich bemüht.

Zwar kann am Tag man nicht verweilen,
Man schafft und rühret sich;
Doch streicht im Vorüberleiten
Gar mancher freundlich mich.

Großvater raucht manch Abendstündchen
Mit mir, und's Enkelkind
Hörcht meiner Mähr' mit offnem Mündchen,
Als wenn es was verstand!

Zwar giebt man mir nur harte Speise,
Doch halt' ich fest am Haus;
Verzehre sie auf meine Weise,
Und gehe nur im Sommer aus.

6.

Dreißig bin ich weiß, zweißig bin ich roth;
Bald hab' ich Geist, bald nicht, doch thät er immer Noth;
Zweißig trag' ich eine Mäh', dreißig einen Hut;
Hier an dem Tisch, dort auf dem Tisch, paßt sich's für mich ganz gut;
Bald aber auch, statt Mäh' und Hut, trag' ich wol einen Pfropf,
Und trinke selber recht gern, und steige mir zu Kopf.

Charlotte Wohlmann.

Briefwechsel.

Herzlichen Gruß der Vorberathung an **N. in F.** Die wohlwollende Aufnahme, welche unsere Unterhaltungen dort gefunden haben, hat uns erfreut und erfrischt. — Gleichen Gruß an **E. in S.** Ueber Longfellows Leben und Dichten hat D. Fabricius bereits einen Vortrag bei uns gehalten, der allgemeines Interesse erweckte; Ihre Uebersetzungen werden also einen schon vorbereiteten Hörerkreis finden. — Ebenso an **S. in G.** Ihr Aufsatz über „den Gebrauch des Ueberrücklichen im Trauerspiel“ ist an die dramatische Sektion abgegeben, deren Ordner (E. Wichert) ihn nächstens zum Vortrage zu bringen gedenkt. Sodann Weiteres. — An Dr. **M. in A.** Ihr schönes Geschenk möchten wir gern erwidern und bitten daher um freundliche Aufnahme unserer bisherigen Druckchriften. — An **M. in S.** Glückauf! die Materialien zur Bearbeitung der Tanshäuserfrage werden Ihnen zugehen, sobald ein noch zu erwartendes Supplement eintrifft. — An Dr. **G. v. W. in B.** Vielleicht haben Sie die Güte, das „Rustspiel ohne Liebe“ S. 45. in Ihrem literarischen Vereine zum Vortrage zu bringen und vielleicht findet die Idee einen liebevollen Freund (Campe). — An **v. W. in P.** Wir bitten sehr, diejenigen Nachrichten und Gedichte, welche Ihr verehrter Vater von Strube (vergl. Nr. 2. S. 17.) handschriftlich gesammelt hat, für uns abschreiben und uns, gegen Erhebung der Auslagen durch Postvorschuß, gütigst zugehen zu lassen. Es gilt hier das Andenken eines verdienten Mannes aufzufrischen. Wir haben bisher nur seine gedruckte Gedichtsammlung von 1817 erlangen können.

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

herausgegeben von dem zeitigen Ordner

N^o. 4.

Dr. R. Neusch.

1865.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern oder Doppelnummern und wird nur an Mitglieder ausgegeben. Auswärtige Mitglieder, (d. h. Freunde unseres Strebens in und außerhalb hiesiger Stadt, welche nicht den Besuch unserer Zusammenkünfte beanspruchen) erhalten dasselbe, insofern nicht der Bezug durch eine Buchhandlung besorgt wird, durch Ordner Seibel (Französische Straße 13.) gegen 1 Thlr. Jahresbeitrag (Posteinzahlung mit dem Datum „den 1. April 1865“) franko zugesandt.

Sitzung den 21. April.

Tagesordner A. Hiersemenzel. — Dr. Nesselmann theilte der zahlreich versammelten Gesellschaft Proben aus den Dichtungen des Persers Sa'fī in eigener Uebersetzung mit, indem er die leider nur dürftigen Nachrichten über das Leben des Dichters einwebte. Wer die Uebersetzung der Dichtungen von Sa'fī, welche der geehrte Redner bereits herausgegeben hat, (vergl. Unterh. Nr. 1. S. 15.) kennt, mußte das Geschick bewundern, mit welchem er, dessen Sprache sich ganz besonders für die kernige Didaktik Sa'fī's zu eignen schien, sich auch der anmuthigen Lyrik des moderneren Sa'fī zu fügen wußte, und die Leichtigkeit, mit welcher er das hoch anzuschlagende Hemmnis der steten Doppelreime überwand. Ein Auszug des Vortrags ist unsern Blättern zugesagt, während eine größere Auswahl der lieblichen Ghazelen in der Allpreuß. Monatschrift (v. E. Wichert u. R. Reide) erscheint. — Den zweiten Theil der Abendunterhaltung eröffnete der Tagesordner mit einem Vortrage über die „Gleichklänge räthsel“ (vergl. Unterh. Nr. 1, S. 16, Fragen und Witten Nr. 4.), in welchem er aus dem anscheinend so einfachen und spielenden Thema zur allgemeinen Ueberraschung und Erweiterung ein vielschichtiges System entwickelte und in vollem Humor mit Beispielen illustrierte. — Demnächst enthüllte Dr. Neusch die Geheimnisse des Briefwechsels in Nr. 3 Unterhalt., wobei die Erinnerung an alt gewohnte und schwer vermiste Freunde auftauchte, und endlich wechselten noch S. Hegel und Dr. Hoffmann in dem Vortrage hoch- und plattdeutscher Gedichte. Trefflich war namentlich der (zufällig entstandene) Kontrast zwischen Fritz Reuters „de Buren bi Regenwedder“ und E. Heinel's „Wetterkollegium“ (Ost- u. Westpreuß. Museumsanwalt 1857 S. 145.). Dort die verzweifelte Rathlosigkeit der Schulzen und Schöppen, die schon alle ihre mühsam gehegten Saaten dem Moder verfallen sehen, hier die zuversichtliche Weisheit des Schulmeisters, welcher mit dem kleinen Aufwande von 5 Sgr. Besuchsstempel jedes beliebige Wetter aus Berlin verschreiben will. — Noch harreten viele Vorträge des Auftrufs, als der Tagesordner die Sitzung schloß, denn Abends 10 Uhr müssen ordentliche Bürger nach Hause gehen.

Vorberathung den 3. Mai.

Nachdem in der März-Vorberathung die Ordnerschaft für das laufende Ofternjahr bestimmt worden (Unterh. Nr. 3. S. 31.), sind heute einzelne Vereinsgeschäfte vertheilt und zu ihrer Erledigung gebildet:

- I. die Finanz-Kommission: H. Neusch, Vors., F. Thiel, J. Marcinowski;
- II. die dramatische Sektion: E. Wichert Vors., A. Hiersemenzel vertr. Vors., Th. Düring, G. Flatau, Dr. A. Hagen, Dr. E. Hagen, H. Hartung, Fr. Krüger, A. Stobbe;
- III. die Sektionen für preuß. Volksthum und zwar:
 1. die deutsche Volksthumsektion: Dr. Neusch Vors., H. Frischbier vertr. Vors., H. Ebbitt, Fr. Gehrmann, G. Silber, Ed. Subaczek, F. Marcinowski (Schuppenheil), D. Rosenkranz (Friedland), Dr. Saalschütz;
 2. die litauische Volksthumsektion: Dr. Nesselmann Vors., Dr. Saalschütz vertr. Vors., Genthe (Memel), Gisevius (Tilsit), Th. Krüger (Gumbinnen), Langtusch (Gydathen), F. Thiel.

Bei den Sektionen ist nur der Stamm angegeben, indem wir wünschen und hoffen, daß sich ihm noch andere Mitglieder anschließen werden. Namentlich hängt die Wirksamkeit der Volksthumsektionen von dem Anschlusse auswärtiger Mitglieder ab, welcher die allmähliche Ausdehnung der Forschungen über ganz Ost- und Westpreußen ermöglichen und zur Bildung einer Sektion für preussisch-polnische Volksthümer führen würde.

Schließlich veröffentlichen wir noch die vom Ordner heute vorgeschlagene

Preisaufrage:

Eine der amerikanischen Erzählungen von Otto Rupp zu einem Lustspiele umzuarbeiten, und die gestellten Bedingungen:

1. Das Lustspiel muß strenge in dem Geiste der Erzählung geschrieben sein und spätestens am 15. September d. J. bei Oberlehrer D. Fabricius (Rantstr. 3.) eingehen;
2. Jeder freundliche Einsender (auch Nichtmitglied) muß sich den Vortrag oder die Aufführung seines Lustspiels im Kränz-

den und dessen Druck in unsern Unterhaltungen gefallen lassen.

3. Der Preis besteht in Otto Rupperts Werken, soweit sie bei Franz Duncker erschienen sind. Außerdem erhält jeder Autor, dessen Lustspiel im Vereinsblatt gedruckt wird, 200 Separatabzüge.

Schon früher war bei uns zur Sprache gekommen, daß die Ruppertschen Romane bei ihrer lebensfrischen Erzählung, welche ununterbrochen Thatsache auf Thatsache drängt, sich ganz besonders zur dramatischen Bearbeitung eignen möchten. Dabei wurde zwar der Zweifel erhoben, ob die Fremdartigkeit der amerikanischen Zustände, Sitten und Charaktere dem deutschen Publikum behaglich oder auch nur faßlich sein würde, anderer Seits dagegen die Meinung verfochten, daß gerade sie ein lebhaftes und neues Interesse erwecken könnte. Um nun hierüber praktisch zu entscheiden, bitten wir, mit einem kleinen Stoffe, z. B. mit dem Genrebilde „der erste Ball von Milwaukee“ zu versuchen, und wünschen, daß sich bei diesem Versuche recht viele Mitglieder und Nichtmitglieder beteiligen möchten, indem sich nur dann ein Resultat erwarten läßt. — Zu Preisrichtern sind die geehrten Mitglieder: Otto Fabricius, Mathilde Lehrbass, Emma Quassowski, Louis Saalschütz, Charlotte Wohlmann berufen.

H. Tollens „Dirk Willemz“*)

aus dem Holländischen.

Da lag er in dem Kerkerloch,
Der lieben Seinen lang beraubt,
Und steht zum Ewigen ein Mal noch
Um Segen für der Thronen Haupt;
Da lag er in der bängsten Noth,
Und wartet auf den Martertod.

Die Greuelzeit brach schrecklich an;
Durch Blut und Jammer rann ihr Lauf:
Der Mensch stand auf in furem Wahn,
Zum Seelenrichter stand er auf;
Und was die ewige Liebe lehrt,
Das predigt er mit Feuer und Schwert.

Man schießt den Bannfluch rings um her
Verfolgt und wüthet toll und wild,
Verdammt zur Hölle, um Gottes Ehr',
Die Keger als geweihtes Wild,
Und wirft sie, mit andächt'gem Sinn,
Gleich Willemz in den Kerker hin.

Da lag er auf das Stroh gestreckt,
Zum Tod verwiesen, bleich und bang,
Mit Lumpen vor dem Frost bedeckt,
Der durch das Gitterfenster drang;
Und ohne Trost zum letzten Mal
Bat er für Kinder und Gemahl.

*) Henrik Tollens (geb. 1780 zu Rotterdam, gest. 1856 zu Amswid) war der Lieblingsdichter seiner Nation, wie schon der Umstand zeigt, daß auf die dritte Auflage seiner Gedichte (1817) von etwa 2,000,000 Holländern 10000 pränumerierten. Das hier mitgetheilte Gedicht, welches ein geehrtes auswärtiges Mitglied ebenso genau als gelungen schon 1819 übersezte, behandelt eine Begebenheit, die sich 1569 in Apsern zutrug.

Horch! Mitternacht die Glocke schlägt.
Der Mond scheint auf die Kerkerwand;
Der Wind, der kalt aus Osten segt,
Bläst pfeifend um des Thurmes Rand;
Da liegt er matt und ohne Ruh
Und schließt kein Aug vor Kummer zu.

Er siehet auf und schaut in's Licht,
Das funkeln ihm vom Himmel lacht;
Und labt noch einmal sein Gesicht
Am Schauspiel solcher Gottespracht;
Er sieht den Mond, so hell und rein,
Er sieht der Sterne Silberschein.

Und mit Bewunderung tief erfüllt,
Senkt er anbetend seinen Blick:
Da strahlet das erhabne Bild
Der Wasserspiegel hell zurück,
Der wie Krystall so rein und klar,
Zu glattem Eis gefroren war.

Welch ein Gedanke! es durchzuckt
Dem Blickstrahl gleich ihm Mark und Bein;
Er fasset an, er bricht und rückt,
Riß aus der Mauer einen Stein;
Er schleudert ihn aufs Eis hinaus —
Es widersteht — es hält ihn aus.

Sein Muth entflammt sich mit Gewalt,
Es schwillt das Herz ihm kühn und groß;
Und eine Stange, morsch und alt,
Bricht er vom engen Fenster los;
Er hebt den hager'n Leib empor,
Und weit genug ist ihm das Thor.

Er zieht die Leinwand sich herab,
Zerreißt sein Kleid mit rascher Hand,
Er wickelt sich die Lumpen ab,
Und knüpft und dreht und flicht ein Band;
Und läßt hinaus das feste Seil
Zur Tiefe dann in flücht'ger Eil.

Er hebt zu Gott empor den Blick,
Auf seine Hülfen fromm zu bau'n;
Und wagt dann kühn sein zweifelnd Glück;
Er wagt's voll Muth und voll Vertrau'n:
Er faßt das Gitter, faßt das Band,
Und hängt sich an des Fensters Rand.

Beforgt um seinen schwachen Galt,
Läßt er das Fenster zögernd los;
Er klemmt sich bang in Ritze und Spalt,
Und faßt und greift nach Stein und Moos;
Er gleitet langsam hin am Seil,
Und an der Mauer, scharf und steil.

Er quetscht sich hier, er stößt sich da;
Jetzt läßt er nach, jetzt hebt er sich;
Gefahr des Todes fern und nah,
Und jeder Griff ist fürchterlich;
Doch tief und tiefer langt er an,
Jetzt steht er auf der festen Bahn!

Doch ehe er von dannen flieht,
Entflammt ihm heller Thränen Fluth;
Inbrünstig, auf das Eis gekniet,
Dankt er für das errungne Gut;
Dann steht er froh und glücklich auf
Und eilt zur Flucht in schnellem Lauf.

Das sieht ein frommer Wächtersmann;
Sieht's, wie der Keger eilend flieht,
Und wie dem ausgesprochenen Bann
Er das verrückte Haupt entzieht,
Das auf dem heiligen Altar
Der Kirche schon geweiht war.

Er flammet ob der hüll'schen Schmach,
Ergreift die Waffen, schwer und groß,
Er wagt sein Leben, eilt ihm nach,
Und schreit und ruft dem Knappentrog;
Doch Niemand kam, wie laut er rief,
Denn Wache und Gefelle schlief.

Allein der Keger hört und sieht,
Und sieht und hört den Wächtersmann;
Und rascher eilet er, und flieht,
Von Furcht gejagt, so schnell er kann;
Er naht, erreicht des Ufers Rand,
Und flüchtet, frei schon, über Land.

Doch plötzlich, welch ein geller Laut!
Welch banger Ruf, welch Angstgeflüht!
Der Keger ruft, steht still und schaut,
Und kann noch fern den Wächter sehn,
Der ringend in der Tod'sgefahr,
Durch's schwache Eis gebrochen war.

Er streckt die Arme bang empor,
Er kämpft und faßt, und stemmt und strebt,
Er sinkt hinab, er kommt hervor;
Es bricht das Eis, wie er sich hebt;
Und immer weiter bröckelt's ab,
Das Wasser wird sein offenes Grab.

Was thut der Keger? ist allein
Auf eigne Rettung er bedacht?
Flieht er? — Der Keger flieht nicht, nein!
Beim Angstgeschrei der frommen Wacht
Kehrt er zurück, gewagt und kühn,
Nicht kümmert jetzt sein Leben ihn.

Er kehrt zurück, er eilt herbei,
Betrifft auf's Neu' die schwache Bahn;
Und bricht das Eis auch morsch entzwei,
Er sucht behutsam sich zu nah'n;
Er kriecht und schiebt sich weiter fort,
Bis er erreicht den Unglücksort.

Der Keger, lang den Arm gereckt,
Beugt sich hinaus so weit er kann;
Und seine Hand, weit ausgestreckt,
Ergreift den frommen Wächtersmann;
Er zieht, und stemmt sich mit Gewalt,
Doch immer weiter gähnt der Spalt.

Er gibt's nicht auf, er läßt nicht ab,
Spritzt auch das Wasser hoch herauf,
Und weitet sich das nasse Grab,
Er läßt nicht ab, er giebt's nicht auf;
Wie auch das Eis zu weichen droht,
Sein Muth hält Stand, ob steigt die Noth.

Ob steigt die Noth, sein Muth hält Stand,
Es wächst die Kraft im Kampfe an;
Zum letzten Mal mit sicherer Hand
Faßt er am Wais den Wächtersmann,
Seht ihn mit mächt'gem Auf hervor
Und schnellst ihn auf das Eis empor.

Was thut der Wächter? danket er
Dem Retter, voll von heil'ger Lust?
Er faßt sein rauhes Mordgewehr
Und setzt's dem Keger auf die Brust;
Er schleppt ihn mit sich fort, und droht
Dem Widerstand mit schnellem Tod.

Er schleppt ihn fort, wie er sich wehrt,
Mit Hilferuf und lautem Schrei;
Die Knappen, endlich aufgestört,
Sie stürzen eilend rings herbei;
Von allen Seiten stürmt's daher,
Mit Schwert und Schild und Seitenwehr.

Sie fliegen zu mit Riem' und Strick;
Und treiben mit der Hellebard
Geknebelt ihn in's Schloß zurück,
Wo schnell die Richtbank sich geschart;
Und melden wüthend, wie die Flucht
Der schöne Keger hat versucht.

Der Richter bebt bei dem Verrath,
Der heil'gen Kirche zugedacht;
Verdammt des Kegers Missethat,
Und rühmt und preist die fromme Wacht;
Und gönnt ihr für die Treu' und Muth,
Daß sie den Todesstreich vollzieh'

Der Wächter, tief von Dank gerührt,
Weicht sich dem himmlischen Gebot;
Er folgt dem Keger, fest geschnürt,
In frommer Andacht auf's Schaffot;
Er schwingt das Schwert mit fester Hand —
Das Kegerhaupt rollt in den Sand.

Und Halleluja klingt darob,
Und süßer Wehrauch steigt empor;
Des Herrn, der Mutterkirche Lob,
Andächtig betend, singt der Chor.
Doch Gott, gefeiert in solchem Wahn,
Nimmt nicht den Preis, den Dank nicht an.

Schäfers Klageged.

Vortrag von Dr. A. Reusch.

Im Winter des Jahres 1802 — 3 versammelte Göthe in seinem Hause fast wöchentlich einen außerlesenen Kreis geistreicher Männer und Frauen. In diesem Kreise waltete die Romantiker vor. Jeder Herr mußte eine Dame wählen, deren Dienste er sich ausschließlich zu widmen und der er zarte Huldigungen darzubringen hatte. Göthe erkor sich die ebenso schöne als lebenswürdige Gräfin E., und dieser Cour haben wir drei seiner lyrischen Gedichte: Frühzeitiger Frühling, das Frühlingsorakel und vielleicht sein schönstes Gedicht zu verdanken, Schäfers Klagegedicht*).

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

*) Lehmann, Göthes Liebe und Liebesgedichte. (Berlin 1852.) Seite 332.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.
Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll.
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibt verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.
Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schaaf, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

Das Malerische und Träumerische der Beschreibung, das Innige und Wehmüthige des Gefühls, endlich das Handgreifliche und doch Geheimnißvolle des ganzen Vorganges verleiht dem Liede einen überwältigenden Reiz, wie ihn nur Volkslieder besitzen, und ein Volkslied wollte Götthe schaffen. Dies zeigt schon der erste Vers:

Da droben auf jenem Berge.

denn er ist ein alter, berühmter Liederanfang, der nicht nur die Melodie, sondern auch den Inhalt bestimmt.*) In allen so beginnenden Liedern wird nemlich der Gegensatz zwischen Berg und Thal d. h. zwischen dem auf hohem Berge prangenden Ritter- schlosse und der im tiefen Thale verborgenen Bauerhütte verarbeit. So wie sich Berg und Thal nimmer ausgleichen, ebenso bleiben auch ihre Bewohner ewig geschieden; der Ritter schaut vergeblich nach dem schmucken Bauermädchen hinab, der Bauer nach dem arten Burgräulein hinauf. Die sehnsüchtige durch Standesungleichheit verwehrt Liebe ist also das stete Thema jener Lieder.

Da droben auf jenem Berge

Da steht ein goldnes Haus,
Da schauen alle Frühmorgen
Drei schöne Mädchen hinaus.

Die eine die heißet Susanna
Die Andere Anne-Marei,
Die Dritte hat keinen Namen,
Die soll mein eigen sein.

Da unten in jenem Thale
Da treibt das Wasser ein Rad,
Das mahlet nichts als Liebe
Von Morgens bis Abends spät.

Das Mühlrad ist zerbrochen,
Die Liebe die hat ein End';
Und wenn sich zwei Herzlieb scheiden,
Reichen sie einander die Händ'.

Ach scheiden, ach das Scheiden,
Wer hat das Scheiden erdacht,

*) Vergl. meinen Aufsatz „Berg und Thal“ Neue Preuss. Provinzial-Blätter B. 7 S. 337.

Wer hat mein jung frisch Herze,
So frühzeit traurig gemacht!
Dies Lieblein, ach dies Lieblein
Hat wohl ein Müller gemacht,
Den hat des Ritters Tochterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht.**)

Schon früher suchten indeß die Volksdichter nach einem Auswege, wie sie das Liebespaar trotz Berg und Thal glücklich zusammenbrächten.

Da droben in dem hohen Haus.
Da guckt ein wacker Mädel raus,
Es ist nicht dort daheim.
Es ist des Wirths sein Tochterlein
Und wohnt auf grüner Haide.**)*)

Ähnlich verfährt Götthe in seinem „Bergschloß“***)
Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein altes Schloß.

Er legt zunächst, um sich freie Hand zu schaffen, das Hemmnis der Liebe, die ahnenstolze Ritterburg, in Schutt und Asche. Verbrannt sind Thür und Thore
Und liberal ist es so still,
Das alte verfallne Gemäuer
Durchkletter' ich wie ich nur will.

Dann läßt er heiter mit Bither und Flasche sein Liebchen aus dem Thale aufsteigen, und es ist nun ganz natürlich, daß beiden so behaglich zu Muth wird, als wären sie die ebenbürtige Schloßherrschafft.

Als stünd' in seiner Kapelle
Der würdige Pfaffe schon da
Und fragte: Wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

In Schäfers Klage Lied wird dagegen der starre Gegensatz zwischen Berg und Thal und mit ihm der elegische Ausgang aufrechterhalten. Götthe hat also zwei Gedichte mit demselben antiken Eingange begonnen, und das eine zu dem antiken, das andere zu dem umgekehrten modernen Ende geführt. Dies scheint auf einen Zusammenhang derselben hinzudeuten und zwar um so mehr, als sie auch derselben Lebensperiode Götthes angehören, nemlich der Zeit, in welcher er die jugendliche Christiane Vulpius in sein Haus aufgenommen hatte, mit der er sich auch 1806 vermählte.

Wie heilig er sein Verhältniß zu ihr schon vorher ansah, zeigt am Klarsten sein Gedicht die glücklichen Gatten 1803.†) Er mochte indeß wohl fühlen, daß es von seinen Freunden und namentlich in dem Birkel, in welchem ihn Neigung und frühere Wahl zum Ritter der Gräfin E. geweiht hatten, nicht gebilligt wurde. Es mußte ihm daher an einer doppelten Rechtfertigung, dem Mädchen seines Herzens und der Dame seiner Cour gegenüber, gelegen sein, und diese versuchte er — wie ich glaube — in den beiden Liedern:

„Da droben auf jenem Berge.“

Er hub sie mit den gleichen Worten an, um seine einst

*) v. Arnim, des Knaben Wunderhorn, Bd. 1. S. 113.
v. Erbach, Volkslieder der Deutschen, B. 1. S. 163.

**) v. Arnim a. a. O. Bd. 1. S. 193.

****) Lehmann a. a. O. S. 346.

†) Lehmann a. a. O. S. 339.

gleiche Neigung zu beiden Frauen anzudeuten, schilberte dann aber in dem Bergschloß 1801, wie sich diese Neigung selig erfülle, wenn man die althergebrachten Schranken breche, und in Schäfers Klage Lied 1803, wie sie auf ewig unerfüllt bleibe, wenn man dazu nicht den Muth habe.

Das erstere Lied hätte er darnach seiner Christiane zum Danke, das letztere der Gräfin E. zur Lehre gesungen, und dazu stimmt die innige Freudigkeit, mit welcher er sich dort der Geliebten anstellt, und der gebeugte Stolz, mit welchem er sie hier aufgiebt,

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Thal.

Er ist also der hochgeborene Ritter, der sich herabläßt, nach der niedern Thalbewohnerin auszuschaun, und der Bergstand gebührt ihm, nicht weil er von dem Herzog Carl August ge- adelt, sondern weil er in seinem romantischen Winterzirkel von der Thalbewohnerin selbst, der Gräfin E., zum Ritter angenommen war.

Die Hyperbel:

„Da steh' ich tausendmal!“

ist den Volksliedern höchst geläufig:

Ach ihr Berg und tiefe Thal,
Ihr seht mein Lieb noch tausendmal!*) —
Fliegt Lerchen über Berg und Thal,
Erküst mir mein Lieb viel hunderttausendmal.**)*)

Man könnte befürchten, daß durch eine solche Vielfältigung das Lied in völlige Allgemeinheit übergehen werde, aber das wäre nicht die Weise der Volksdichter und ist auch nicht Götthes Sache. Er greift eine einzige bestimmte Begebenheit heraus und sagt in sie den ganzen Schmerz der verlorenen Liebe zusammen.

Er steht also nur einmal auf dem Berge und schaut in's Thal,

An meinem Stabe, gebogen.

Richtiger möchte man verlangen: Ueber meinen Stab hin gebogen. Indes sind die Aphorismen: Ich stehe — an meinem Stabe — gebogen, welche alle Vorkehrungen zum Hinabschauen erst nach und nach, wie sie gerade gebraucht werden, also zunächst den hohen Standpunkt, dann den vorgestekten Stock, endlich die übergebogene Körperstellung herbeischaffen, bei Weitem malerischer.

Ebenso malerisch fährt der Dichter fort:

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.

Man sieht, wie die Schaaf, welche das ewig kläffende Hündchen geschäftig umkreist, allmählig bergab weiden, und zuletzt er selbst seine spärende Stellung aufgibt, um ebenfalls in das Thal niederzusteigen.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll —

und bei ihrem Anblicke liegt ihm nichts näher, als sogleich einen amnuthigen Strauß zu sammeln. In seine Arbeit vertieft, merkt

*) v. Arnim, Bd. 1. S. 96.

**) v. Erbach, Bd. 3. S. 76.

er nicht, daß sich verhängnißvoll die Wolken über ihm zusammenziehen, bis plötzlich das Unwetter einbricht.

Und — Regen, Sturm und Gewitter
Verpass ich unter dem Baum!

ist sein rascher Entschluß.

Unter Verpassen verstehen wir gewöhnlich verfehlen, es bedeutet indeß allgemein wartend vorüber gehen lassen. Man kann also eine Gunst verpassen d. h. sie sich entgehen lassen, man kann auch eine Ungunst verpassen d. h. selber ihr entgehen, aber nur wenn sie eben eine vorübergehende und keine bleibende ist.

Die Thüre dort bleibt verschlossen —
Doch alles ist leider ein Traum.

Was ist leider ein Traum? Etwa die unverpaßbare Ungunst der geschlossenen Thüre? O nein, das wäre nicht leider zu nennen. Alle äußeren Vorgänge, die uns der Dichter erzählt, daß er vom Berge ausschaute, in's Thal hinabsah, Blumen las, von dem Gewitter überfallen ward — Alles dies ist leider kein Traum. Aber die innern Vorgänge, welche er uns verschwie: daß er vom Berge die Geliebte zu erspähen, in das Thal zu ihr niederzusteigen, die schönen Wiesenblumen für sie zu brechen und in der Thüre sie wiederzusehen meinte — das war der inhaltschwere Traum. Es liegt also zwischen den obigen beiden Versen eine enorme Ellipse, welche die ganze Seelenthätigkeit des Dichters verschluckt, und nur wenn man sie als Vorberufung ergänzt, erklärt sich der Einwurf des Nachsatzes: Doch alles ist leider ein Traum!

Dieser Traum der nun jählings gebrochen wird, hat sich indeß schon vom Anfange des Lieder an genügend kundgegeben. Er ist ein echter Traum, wie wir ihn alle gewiß schon einmal geträumt haben. Himmlische Sonne zaubert er dem Träumer vor, aber während des lieblichen Zaubers schläft das, obwohl gebundene, Gefühl der anderen Wirklichkeit nicht und tritt immer bewußter hervor, je mehr sich der Traum seiner Auflösung nähert.

Der Dichter schaut sinnend von dem Berge ins Thal. An ein Ziel, an einen Zweck seines Schauens und Sinnens denkt er nicht, denn der mächtige Traum hält ihn noch zu mächtig umfassen. Nur instinktmäßig folgt er der bergabweidenden Herde, die ihn sonst gar nichts anzugehen scheint.

Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Man sollte nach dem Standpunkte auf dem Berge, den er noch eben einnahm, hinunter erwarten. Aber nein! Der Träumer wird sich der Veränderung seines Standpunktes erst bewußt, als er schon unten im Thale angelangt ist. Sein Hinabssteigen war also ebenfalls noch gedanken- und zwecklos. Hier aber, da er sich mitten unter den Blumen einen Strauß sammelnd wiederfindet, zieht sich der Traum bereits zurück und läßt den Gedanken an die Zwecklosigkeit aller Mühen herantreten.

Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Dieser beginnende Gedanke wird zwar durch das Unwetter unterbrochen, aber nicht aufgehoben, er steht vielmehr nach beseitigtem Hindernisse mit verdoppelter Dringlichkeit.

Sobald sich der Träumer unter dem schirmenden Dache des Baumes nur einiger Maßen geborgen fühlt, schweifen seine Blicke schon unsät und angstvoll über die schaurig erleuchtete Landschaft: ob er denn wirklich nicht mehr wie sonst seinen Strauß überreichen könne, ob denn wirklich nicht mehr wie sonst die holde Gestalt erscheinen solle, ob sich denn wirklich nicht mehr wie sonst die trauliche Thüre öffnen werde?

Die Thüre dort bleibt verschlossen!

halt das widerspenstige Echo aus der Flur zurück, und sein Auge richtet sich nun von der Thüre, welche ihm die nächste Auskunft gab, auf das verödete Haus und dann wehmüthig gen Himmel.

Da steht ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus,
Sie aber ist weggezogen.

Diese und die folgenden Verse bestätigen unsere Ergänzung der Ellipse, ja sie knüpfen sogar unmittelbar an dieselbe an. Der erwachte Träumer spricht es jetzt zum ersten Male aus, was er so lange in tiefstem Herzen verbarg: daß sie es sei, an die er dachte, nach der er sehnte, um die er sich trauert. Er spricht dies aus — im Augenblicke der herrlichen Naturerscheinung, welche sich so eben vor ihm entfaltet hat, des in magischem Farbenspiele glänzenden, gerade über dem Häuschen der Geliebten majestätisch ausgespannten Regenbogens.

Nach dem Glauben der Inder zieht Indra's, der Gott des Firmaments, sobald die Auren in Sturm und Regen anrücken, gegen sie zum Kampfe aus. Er ergreift seinen diamantenen Bogen, um die blitzenden Pfeile abzuschleudern, welche die Himmelsstürmer niederschmettern, und stellt ihn dann friedlich wieder zur Erde.*). Der Regenbogen wäre darnach ein Zeichen des zurückkehrenden Friedens, wenn sich das Toben der Elemente in der Natur, und übertragen: wenn sich das Toben der Leidenschaften in der menschlichen Brust gelegt hat. Dieser Moment der Beruhigung ermöglicht erst die Aussprache des erlittenen Wehs und daher fängt jetzt der Dichter unversehens zu klagen an.

Auch nach alt-testamentarischer Uebersetzung**) ist der Regenbogen ein Friedensbote. Als die Sündfluth d. h. nicht die sündige sondern die Fluth†) abgestillt war, setzte ihn Gott mit den Worten ein:

Meinen Bogen stelle ich in die Wolken, und er sei ein Zeichen des Bundes zwischen mir und allem lebenden Wesen, daß nicht ferner mehr sein soll das Gewässer der Fluth, um die Erde zu verderben. Und wenn der Bogen in den Wolken ist, so werde ich ihn sehen zur Erinnerung des ewigen Bundes.

Der Regenbogen ist also auch das Symbol der Treue, aber nur der Treue des ewigen Gottes, wie schon Freidanc***) sagt:

*) v. Bohlen Indien B. 1. S. 237. — Desselb. Genesis S. 99.
**) 1 Mos. 9, B. 11. ff.

***) Ausgabe von W. Grimm. S. 1. B. 1—12. Not. S. 319.

†) Daßer schreibt man richtiger: Sündfluth (althochd. sinfluot). Das veraltete Adverbium „sin“ bedeutet: „immer, überall und kommt noch in „Singrün“ d. h. Immergrün vor. Vergl. Binnow abgestorbene Wortformen. (Berlin 1843) S. 110.

Gott dienen äne wanc, (ohne Wanken)
Deist aller wisheit anevanc. (Das ist — Anfang)
Swen umbe dise kurze zit (Wer um —)
Die ewigen vröuden git, (— Freuden giebt)
Der hat sich selben gar betrogen
Unt zimbent uf den regenbogen. (— zimmert, baut)
Swen der regenboge zergät, (Wenn)
Sone weiz er wa sin hüs stat. (So weiß er nicht, wo—)

Für die Treue der Menschen, für irdische Banden und Hoffnungen ist er das Bild der Wandelbarkeit, der Vergänglichkeit; sie sind alle noch jetzt der verderblichen Sündfluth ausgesetzt. Hieran mag der Dichter wohl denken, wenn er das Erscheinen des Regenbogens mit dem Verschwinden der Geliebten in einen Gegensatz bringt und endlich noch das gewaltige Meer einführt:

Sie aber ist weggezogen,
Weit in das Land hinaus.
Hinaus in das Land und weiter
Vielleicht gar über die See.

Die Steigerung durch einfache Verbindung des Positivs und Comparativs: weit und weiter statt immer weiter und weiter ist der malerischen Kürze des Göttheschen Stils eigenthümlich.*). Das Bild der Geliebten, welches der Dichter eben noch nah und näher geträumt hatte, zieht sich fern und ferner, zuletzt in unerreichbare Weiten von ihm, über die See zurück. Das Zwischenfluthen des Wassers bedeutet auch in den alten Volksliedern die ewige Trennung der Liebe:

Es war'n zwei Königsfinder,
Die hatten einander so lieb;
Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.**)

und durch den Jammer der Liebenden wird die Trennung nur noch erschwert:

Ah Buhle, liebster Buhle,
Wie gern wär ich bei dir!
So fließen nun zwei Wasser
Wohl zwischen mir und dir.
Das eine sind die Thränen,
Das andre ist die See.
Es wird von meinen Thränen
Wohl tiefer noch die See!***)

Der Dichter giebt also mit dem Gedanken an die See die Geliebte auf und sich selber dem Leben, seinem Verufe wieder. Vorüber, ihr Schaaf, vorüber!
Dem Schäfer wird also weh.

Daß er ein Schäfer sei, konnten wir — abgesehen natürlich von der Ueberschrift des Liedes — bisher nur daraus ahnen, daß er den Hund, welcher ihm die Herde bewahrte, den seinen nannte. Er hatte sich im Schwunge der Liebe zum Ritter geträumt und seine Schafe jenem Hunde überlassen. Jetzt ergreift er, obwohl mit gebrochenem Herzen, wieder selbst das Kommando und verläßt den Ort des verlorenen Glücks. Das ist der einzige der richtige Ausweg:

*) Lehmann, Göthes Sprache u. ihr Geist. Berlin 1852. S. 335.
**) v. Erlach a. a. D. Bd. 2. S. 580.
***) v. Erlach a. a. D. Bd. 4. S. 66.

Denn — zwischen Berg und tiefem Thal
Da geht ein freie Straßen,
Und wer sein Lieb nicht haben kann,
Der soll es fahren lassen!*)

De Strandrieder**)

von S. Elbitt.

Nehme Sei nich för onngültig, datt eck Enne underbreek; man eck wull Enne vertelle, wie't mi nioal heftt ergange. För öwer dertich Joar tooch een Herr bie mi noa Lapehne, onn wull söck boade. De Sei wär ock rautig, man he mucht nich ahne Ströck boade onn söck eene Dach: eck sull emm drei Poals önn-schloahne onn ee Ströck anbinge. Eck söck: „Hochgültigster Herr, nehme Se't mi nich för onngültig, man datt kann eck nich; de Strandrieder wart dat nich erlöwe.“ He awer söck: „Ich befehle es Ihnen, ich werde es verantworten.“ Eck söck: „Goot, gültigster Herr“ onn schloß de Poals önn, onn bund dem Ströck an, onn de Strandrieder käm nich. Dem andre Dach awer käm hei, sach de Poals und wär grömmig und froch de Lieb, wer de Poals önn-geschloage hadd. „De Aernst Suppin“ söck sei, onn hei schryß: „den werde ich anzeigen!“ Stracks käme de Noabers onn vertellde mi, watt hei gesächt hadd, onn eck gung to mienem Herre vull Angst onn vertellde emm, watt sei mie gesächt hadde. Doa lacht hei onn söck: „Haben Sie nur keine Angst, ich werde schon mit dem Strandoffizianten fertig werden.“ Dem andre Dag geiht hei am Strand spazöre, drefft dem Strandrieder, sprecht mött emm onn load emm önn, mött emm ee Flasch Wien to drinke. De Strandrieder wär nich domm onn söck emm nich, dat hei mie schon verkloagt hadd, onn käm mött emm ropp önn sien Stoaw. Sei satte söck am Dösch onn drunke eene ganze Flasch Wien uut, onn hei gaff emm ock noch watt dato, so ee Munt voll Flösch, onn dem Strandrieder gefull dat. Wie hei weg wär, söck mien Herr to mie: „Lieber Suppin, jetzt ist Alles gut.“ Man datt duurd nich lang, doa käm de Wachmeister mött eenem Schriwer, datt eck sull tomm Tirmin noa Kengsbarg opp't Quistorjat***) koame. Mien Herr wär nich

*) v. Erlach a. a. D. Bd. 1. S. 274.

**) Diese Geschichte erzählte der Ausgedingte Suppin bei der Zeugenvernehmung über die Seejungfer (Unterh. Nr. 1. S. 8.), als eine Zeugin die ihr vorgelegte Generalfrage, welcher Confession sie sei? nicht verstand, aus alter Erinnerung, denn die Verpachtung des Bernsteinregals an Fremde hat durch die unablässigen Bemühungen wohlwollender Männer, namentlich des Oberregierungs-raths Dr. Christian Friedrich Neusch, (vergl. sein Lebensbild Altpreuß. Monatschrift 1865. S. 140.) schon längst ihr ersehntes Ende erreicht. Wir erinnern uns noch der traurigen Zeiten, da wir als Studenten (1830) die samländische Ostseeküste bereisten und zu dem brausenden Meere nur an den, damals wenigen Schiffs- und Badestellen gelangen konnten oder, wenn wir die kleinste Strecke längs seinen schäumenden Wellen wandern wollten, in steter Angst die Fußstapfen des Strandreiters im Seesande beobachten mußten, um ihm nicht in die Hand zu fallen. (Vergl. Elbitt's Strandbilder. Altp. Monatschr. 1865 S. 1.) Jetzt haben wir von diesen Beschränkungen keine Ahnung mehr und der Bernsteinvoigt, dessen Lammerruf „D um Gott, Bernstein frei!“ man früher in dunkler Nacht am Gestade hörte, ist erlosch. (Vergl. unsere saml. Sagen, Ausgabe 2. Nr. 46. 50.)

***) Das Inquisitoriat, welches damals in dem nordwestlichen Eckthurne des hiesigen Königl. Schlosses seinen Sitz hatte.

to Huus, onn wie hei käm onn eck emm vertellde, datt eck Tirmin förm Quistorjat hadd, doa lacht he onn söck: „Dann bin ich schon wieder in der Stadt, kommen Sie zu mir, ich werde Ihnen sagen, was sie zu thun haben.“ Wie nu de Tirmin rann käm, doa saadelt eck mien Peerb, sett mie ropp, onn reisde noa Kengsbarg vull Angst, watt nu warre wart. Denn eck docht bi mie: Ach Ringer trautstet, eck sie so oolt geworde onn hebb keenem nich Dnnrecht geboane, onn nu sull eck fört Quistorjat! — Denn alle mienne Gedanke käm eck nanu noa Kengsbarg, onn ging, wie mie mien Herr befoale hadd, toerscht bi emm. Wie eck emm gefunge hadd, doa lacht hei onn söck to mie: „Lieber Suppin, Sie sagen, ich hätte die Pfähle an der Schlucht eingeschlagen, wo die Fischerböte stehen, und dabei bleiben Sie!“ Nu gung eck onn froagd noa'm Quistorjat. Doa wiesde sei mie opp't Schloß. Eck gung de Drepp önn de Höcht onn käm dorch eenem lange Gang. Wie eck mi nu römsch, da sach eck groote Gyps-figure, man dei schneede sone Gesichter, dat eck docht: nu geit et mött di önn de Ewigkeit. Dei Cener moakt een scheemet Munt onn dei Angre sach mie so grömmig an, datt eck mött Böttre för de grote Glasbeer käm. — Bönne seete de Herres onn schrywe. Wie eck nu so stunt, käm een Herr ruut onn froagd mie: watt eck wull. Eck söck: „Eck hääb Tirmin!“ onn hei söck: „Dann warten Sie, Sie werden gerufen werden“, onn gung fort. Datt duurd ock goar nich lang, so reep eener von de Herres uut de Deer: „Ernst Suppin!“ Eck gung nu rönn; doa stund ee groter Dösch, an dem dei Herres seete onn eener froagd mie: „Sind Sie der Ernst Suppin?“ Eck söck: „Doe gültigster Herr Gerächts-herr, bei sie eck.“ Nu froagd hei mie de Krüz onn Quer, man wie hei söck: „Zu welcher Confession gehören Sie?“ doa vergaff eck, watt mie mien Herr önngeleht hadd, onn söck: „Doe!“ Doa lacht hei onn bedild mie, datt hei wöte wull, ob eck mi to de Lorenzer Kart*) hoal. Wie eck emm dat gesächt hadd, mußt eck nanu vertelle, wie de Gesächte mit dem Peal-Ennschloae wär. Stracks full mie wedder önn, wat mie mien Herr gesächt hadd, onn eck vertellde, datt hei Allens gemoakt hadd. Dei Herr Gerächts-herr schryß datt opp. Wie hei ferbig wör söck eck: „Gültigster Herr Gerächts-herr, nähme Sei nich för onngültig, eck hebb noch kein Moal nich Dnnrecht geboane, hääb mött keinem Gerächts-herr watt to doane gehadd onn war doch bi differ Gesächte nusch nich verboale hebbe.“ Doa söck hei: „Das wird sich finden, jetzt können Sie gehen!“ Nu wußt öck doch nich, woran eck wär, gung noa dem Krooch, steck opp mien Peerb, onn reisde to Huus. — Wie't nu mött Cens to Ruum käm, hörd eck, datt mien Herr doch hadd mußt füs Doahler betoale, mi awer dāsef nusch, wiel sei gefehne hadde, datt eck man bloß geboane hadd, watt mie mien Herr befoale hadd. Wie deit et man bloß leed, datt mienem Herre dei Gesächte so düer to stoane gekoame wär; denn füs Doaler onn noch eene ganze Flasch Wien för een poar Poals onn eenem Boadströck, dat wär doch goar to veel! Man se gung et freier, datt dei Strandoffiziant immer Recht hadde, onn keener durft am Strand söck bewiese ohne ehr Erlowniß.

*) Das Fischerdorf Lapehnen gehört zu dem evangelischen Kirchspiel St. Lorenz.

U! miner Stromtid.

Mit Bezug auf Fritz Reuter's neueste Schrift „U! miner Stromtid“ wurde in unserer Januar-Sitzung (Unterh. Nr. 1. S. 3.) die Frage aufgeworfen: was „Stromtid“ bedeute? und aus seinen eigenen Werken zu beantworten versprochen. Reuter's Erklärung eines „Stroms“ fand sich auch gar bald und zwar in seinem Gedichte „De Ulemgang mit Damen“ (Käufchen und Nimels Aufl. 6. S. 24.) Er schildert hier die Erlebnisse eines „Landschriwers“ in der Stadt und beschreibt dergleichen Landschreiber (Gutswirtschaftler) vorher so:

Ne, ik mein de Grotmulspräkers,
Mein de rechten, echten Sloms,
Mein de rechten, echten Bräkers;
Für gewöhnlich heiten s' „Stroms“.

Der Erfolg dieses glücklichen Fundes war, daß nun statt eines drei Worte zu erklären klieben, denn „Großmuls-sprecher“ verstand man zwar, aber nicht „Sloms“ und „Bräkers“. Wir wollen also lieber auf das Wort „Strom“ geradezu losgehen.

Der Biograph Reuter's, dessen Aufsatz aus der Kölnener Zeitung in das Feuilleton der Nationalzeitung (1865. Nr. 65.) übergegangen ist, sagt geradezu: „Strom“ werde in Mecklenburg ein konditionirender Dekonom genannt, und Reuter habe in seiner „Stromtid“ die zehn Jahre beschrieben, in welchen er sein Leben als Gutsinspektor fristen mußte. Beides ist gewiß richtig, dadurch aber, daß man einen Dekonom „Strom“ nennt, folgt noch keineswegs, daß „Strom“ nur Dekonom bedeute, vielmehr hat uns ein geehrtes Mitglied, welches aus Mecklenburg stammt, die Auskunft gegeben, daß „Strom“ einen viel umfangreicheren Begriff habe und der Dekonom von Reuter nur als Urtypus der Stromsrace hingestellt sei.

„Strom“ läßt sich nicht anders hochdeutsch übersezen, als wieder durch „Strom“. Der Strom fließt, so lange ihn feste Ufer einzwängen, mühsam und doch ruhig dahin, er scheint das Bild der Sanftmuth und Ergebenheit; sobald sich aber eine Bresche zeigt, bricht er mit donnerndem Brausen durch, zertrümmert und verschlingt Alles, was sich entgegensetzt, kurz — läßt seiner wilden Natur den vollen Lauf. Ein Mensch nun der sich so, wie ein Strom beträgt, wird auch „Strom“ genannt. Ein echter Strom also, der als Dekonom konditionirt, ist — wie das benannte Gedicht Reuters weiter ausführt — im Gute ganz „dün“, ist unterthänig am Bediententische, was die Herrschaft übrig läßt und kriecht, wenn der Gutsbesitzer grollt, stracks in das erste Mauseloch. Entkommt er aber einmal ausnahmsweise dem Gutszwange nach der Stadt, dann schlägt er, gerade wie ein jähriges Füllen, vorn und hinten aus. Er wirft mit den Thälern gleich Heu um sich, läßt Pfropfen auf Pfropfen springen, verschlingt Braten und Pasteten, kommandirt mit Stentorstimme Musik und Tanz, bis er zuletzt im Ueberschwung roher Lust aufsaucht:

Ja, un Prigel mör't noch gewen,
Ogen, Pudel brum un swart.
Ball ahn Prigel is kein Lewen!

Ein solcher ökonomischer Strom — in Reuters Stromtid kommt er nicht vor — schreit, schlingt und schlägt gerade wie der Wasserstrom. Nach Danneils Altmärkischem Wörterbuche heißt nun aber „slom“ schleppen und nach Schmellers Bayerischem „bräcken“ schlagen, sodaß also Reuter in dem Anfange seines Gedichts den Strom als Großmuls, Völler und Käufer bezeichnet hat.

Diese Bemerkungen werden zur Erklärung von „Slom, Bräker und Strom“ vielleicht genügen, sie zeigen aber, wie dringend die Tausend und Tausende, welche Reuters Schriften lesen, eines Mecklenburg-Strelitz'schen Glossars bedürfen, wenn sie nicht bloß den Inhalt sondern auch die Sprache verstehen wollen.

Anakreons 55tes Liedchen.

Die Kasse tragen auf den Lenden
Den Feuerstempel ausgeprägt,
Den Parther kennt man aller Enden,
Am bunten Turban, den er trägt.
Vor mir kann niemand sich verhehlen,
Den Amors Gottheit schlaun berückt!
Ganz fein hat er in deren Seelen
Der Liebe Stempel eingedrückt.

Räthsel.

Auf meinem Ganzen weilet ein ernster Mann,
Der schaut mit stillem Fleiße die Erde an;
Und da er gern sie hielte, wie sie vorüber zieht,
Spricht er, in sich versunken, die Letzen; doch sie flieht.

Auflösung der Räthsel in Nr. 3.

1. Gitter — Kettig; 2. Nagel — Nägel; 3. Arm — arm;
4. Stiefeltern; 5. Pfen; 6. Kardinal — Bischof.

Charlotte Wohlmann.

Briefwechsel.

An S. in C. Das gewünschte Exemplar der Unterhaltungen steht Ihnen gerne zu Gebote, falls Sie es bei H. Seidel abnehmen oder 10 Sgr. für die portofreie Uebersendung einzahlen. — An S. in W., S. in Z., R. in G., L. in C. Verzeihen Sie Ihre Verusung in unsere litauische Volksthumssektion. Wenn wir aber die Schätze, welche dort noch ungehoben liegen, überhaupt heben wollen, so müssen wir, da die litauische Nationalität im Verflechten scheint, alle Kraft zusammen nehmen und hoffen, daß Sie uns dabei treu zur Seite stehen werden. R. — An Dr. G. in B. Wir bitten von unserer Preisaufgabe (S. 2) Kenntniß zu nehmen und uns über die Lebensverhältnisse des leider zu früh dahin gegangenen Otto Ruppins, nach welchen hier eifrig gefragt wird, (durch Uebersendung der betr. Nummer seines Sonntagsblatts) glütige Auskunft zu geben. Die Notiz über Stiefel (Jahrg. 1865. S. 181.) werden wir verfolgen; ein Kirchdorf Haberstrom bei Königsberg giebt es nicht, vielleicht ist Hassstrom gemeint? R. — An R. f. p. in B. Freundlichen Dank für die letzten Mittheilungen. Gegner der uns überfluthenden sentimentalen Lyrik, wissen wir doch echtes Gefühl in wahrhaft poetischer Form sehr wohl zu schätzen und sind mit der dortigen Auffassung einverstanden. M.

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

herausgegeben von dem zeitigen Ordner

Nr. 5.

Dr. R. Reusch.

1865.

Dieses Vereinsblatt erscheint jährlich in zehn Nummern. Freunde unseres Strebens in und außerhalb hiesiger Stadt erhalten dasselbe, insofern nicht der Bezug durch eine Buchhandlung beliebt wird, durch Ordner Seidel (Französische Straße 13.) gegen 1 Thlr. Jahresbeitrag franco zugefandt. Die geehrten Mitarbeiter werden ergebenst ersucht, schon auf dem Manuscripte die Zahl der Abzüge anzugeben, welche sie von der Nummer, in die ihr Vortrag aufgenommen wird, zu haben wünschen.

Sitzung den 17. Mai.

Tagesordner J. Marcinkowski. — Die Gesellschaft hatte sich, bei der heiteren Witterung, schon frühe in dem Garten der Deutschen Ressource versammelt und bezog den Sitzungssaal erst, als der Hammer des Tagesordners erscholl. Hier erfreute uns A. Hagen durch einen Vortrag, in welchem er das Leben unseres jüngst dahin geschiedenen Freundes, Archidiaconus Dr. C. Heinel, aus seinen Liedern schilderte. Dann folgte ein ebenso belehrender als interessanter Vortrag des Tagesordners über den Prozeß Galilei, in Folge dessen der berühmte Mathematiker dem Kopernikanischen System abschwören mußte, ohne seine Ueberzeugung „E pur si muove“ aufzugeben. Eine kleine Novelle „Im Schlosse des Pfalzgrafen“ von L. Saalschütz und ein Gedicht von G. Silber beschlossen die Unterhaltung.

Ueber den persischen Dichter Hafis.

Vortrag von Prof. Dr. G. H. F. Nesselmann.

Schems-eddin = Muhammed, bekannter unter dem Beinamen Hafis (d. h. der Gedächtnißstarke, der Koranfeiste) war zu Schiras in Persien geboren am Anfange des 14. Jahrhunderts und ist gestorben daselbst im Jahre 1389 im hohen Alter. Von seinen Lebensumständen ist uns außerordentlich wenig bekannt; es ist daran nicht etwa Schuld eine Gleichgültigkeit der Nation gegen den Dichter — vielmehr ist er noch heute, nach beinahe fünfshundert Jahren, der Lieblingsdichter nicht bloß Persiens, sondern auch des ganzen muhammedanischen Orients; — die Schuld unserer Unkenntniß liegt allein in dem Umstande, daß Hafis in der That wenig oder nichts Erzählenswerthes erlebt hat; er hat ein zurückgezogenes, geräusch- und ereignisloses Leben geführt, das sich in seinen Liedern, deren wir gegen 700 besitzen, oft reizend abspiegelt. Was wir davon wissen, ist etwa Folgendes. Er trat frühe in den religiösen Orden der Sufis ein, wurde ein beliebter und geschätzter Lehrer und später Vorsteher (Sheikh oder Khodscheh) seines Ordens. Der in seinen Liedern oft gepriesene Großwesir Hassan Kiam-eddin ließ für ihn eine eigene Schule bauen, unterließ es aber, irgend eine Bestimmung über seine Befoldung zu treffen. Hafis

wußte ihm das folgende angeblich an einen Freund gerichtete Gedichtchen in die Hände zu spielen:

Zum Herren geh zur Audienz, Freund, der die rechte Zeit du kennst,
Ins einsame Gemach, wo nicht einmal der Wind zugegen ist.
Da lege muntern Scherz ihm vor, versuch' zum Lachen ihn zu bringen
Durch irgend Was, das seinem Sinn und Herzen recht gelegen ist.
Ist das geschehn, bei seiner Huld mit Freundlichkeit dann frage an,
Ob, wenn ich bitt' um meinen Lohn, die Bitte nicht verwe- gen ist.

Während sein etwas über hundert Jahre älterer Landsmann Sa'di ein Drittel seines langen Lebens auf Reisen in entlegenen Ländern zugebracht hat, hat Hafis seine Vaterstadt nur einmal auf neun Tage verlassen, indem er einer Einladung des Schah Jahja nach Iesd Folge gab. Wie wenig Reisen sein Lebensselement gewesen, beweisen einige auf diesen kurzen Ausflug bezügliche Gedichte, die ich hier mittheilen will. Das erste schildert seine Stimmung bei der Trennung von Hause und ist wahrscheinlich auf der dreitägigen Hinreise oder unmittelbar bei seiner Ankunft in Iesd gerichtet:

Ich bin abgereist, mein Herz ist grambeladen, Freund, du weißt es;
Ach das böse Schicksal, wohin meiner Flüße Tritte reißt es?
Mit der Wimper Raß vergolden will ich deiner Locke gleich
Deffen Fuß, der in die Ferne mir den Gruß bringt deines Geistes.

Ein Gebet beginn' ich — stimm' auch du ein mit erhobnen Händen:

„Treue sei mit dir und Gott sei unser Helfer!“ — also heißt es.
Wahrlich, wenn die ganze Welt das Schwert auch zückt auf mein Haupt,

Nicht die Liebe, die für dich darin ist, aus dem Haupte reißt es.
Wie du weißt, hat mich der Himmel schwer geprüft durch manchen Schlag,

Reid ergreift ihn, da er steht der Freundschaftsbande aller- treuestes.

Selbst das Blatt der Rose schämt sich vor dem Blatte meines Buchs,

Denn vom Lobe deiner Schönheit spricht es, deine Wange preist es.

Wenn auch alle Welt uns beiden Unbill zu bereiten strebt,
Jede Unbill wird einst rächen unser Richter, er verheißt es.
Kommen wird der Tag, der endlich glücklich mich mit dir
vereint,

Meines Herzens Wonnetag, da du mit deinem Gruß erfreust es.
Sage Jedem, der behauptet, Hasis Reise sei nicht weit:
Dieser Reise langes Mähmal, noch in meinem Kopfe kreist es.

Das folgende Lied spricht des Dichters Gefühle bei der Hoff-
nung auf die nahe bevorstehende Heimkehr aus:

Werd' ich aus der Fremde wieder unter heim'sche Dächer gehn,
Werd' ich aller Orten flug und nirgend als ein Frecher gehn.
Rehr' ich wohlbehalten wieder in die Vaterstadt zurück,
Werd' ich — ich gelob' es — gradenwegs ins Haus der Becher
gehn.

Zu verkünden, was ich auf der langen Pilgerschaft erlebt,
Werd' ich an die Schenke mit Zitherspiel und Becher gehn.
Wenn die alten lieben Freunde mich auch tranken bis auf's
Blut,

Schlecht wär's, wollt' ich zu dem Fremden als der Unbill
Näher gehn.

Fest hält meine Hand hinfort an des Geliebten Lockenkette,
Oft den Weg des Herzzelüftes werd' ich schwach und schwächer
gehn.

Seh' ich Freundes Brautkrümme einem Altarbogen gleich,
Werd' ich ehrfurchtsvoll mich neigend als des Dankes Sprecher
gehn.

Schöner Augenblick, wenn ich wie Hasis in dem Schutz der
Liebe

Aus dem Weinhaus darf in meines holden Freund's Gemächer
gehn.

In einem andern Liede, von dem ich nur die Schlußverse
mittheile, sendet er nach der Heimkehr den Bewohnern und dem
Schah von Iesd einen Gruß:

Bringe, Zephyr, den Bewohnern der Stadt Iesd dies Wort
von mir:

Euch zum Ball der Schlägel sei der Undankbaren Haupt
gemacht!

Bin ich fern auch euren Kreisen, ist die Liebe doch nicht fern,
Euer Lob will ich erheben und des Königs Gnadenschacht.
Mächt'ger Fürst, du sternbeglückter, vor dem Herrn gelobe ich.
Küssen will ich deiner Wände Staub, als wärs des Himmels
Pracht.

In dem gehofften Erfolg der Reise hatte Hasis sich getäuscht.
Da der Schah ihn eingeladen und, wie es scheint, auch empfan-
gen hatte, so hatte der Dichter auf ein reiches Ehrengeschenk, wie
es in solchen Fällen im Orient Sitte ist, gehofft, um so mehr
als andere Fürsten, wie die Schahs von Schiras, von Bag-
dad und von Hormus, ihn wiederholentlich mit Auszeichnungen
und Ehrengeschenken bedacht hatten. Von Schah Jahja
erfolgte nichts; er scheint den Dichter schnell vergessen zu haben;
das sagt uns folgendes Gedicht:

Kluger Mann, dein Herz nicht häng' an Dieses oder Jenes
Gnade;

Niemand weiß ja, welcher Quelle seines Lebens Glück entsiegt.
Gott vertraue! Weißt du nicht, daß jedes Bild, das meines
Rohres

Spize hingemalt hat, immer andre neue Farben zeigt?

Hormus Schah, der nie mich sah noch hörte, hat mich reich
begnadigt,

Der von Iesd sah mich, ich pries ihn, und er hat mir nichts
gereicht.

Das ist so die Art der Schahs; Hasis! fränke drum dich nicht!
Ihnen Heil und Sieg zu geben sei der ew'ge Gott geneigt.

Auch der Sultan Ahmed III. von Bagdad erließ
an den Dichter eine Einladung, die dieser aber ablehnte. Er
schickte statt seiner ein Gedicht voller Lobeserhebungen des Sul-
tans, das ich aber seiner Länge wegen hier nicht mittheilen mag;
ich gebe statt dessen ein anderes, welches seine Abneigung gegen
Reisen sehr entschieden ausspricht.

Warum nicht mit Beharrlichkeit im Vaterlande will ich sein?
Warum nicht vor des Freundes Haus in Staub und Sande
will ich sein?

Da ich die Sorge nicht, den Schmerz des Fernseins nicht er-
tragen kann,

Geh' ich in meine Vaterstadt, mein Fürst und Grande will ich
sein.

Sein will ich von der Wächterschaar am Prachtgezelt der Lieb'
und Lust,

In meines Herren Sklavenzahl im Knechtsgewande will ich
sein.

Da Niemand weiß, wie weit noch reicht das Leben, will ich
sicher gehn,

In meines Freund's Gesellschaft bis an Grabes Rande will
ich sein.

In Liebe und in Trunkenheit bestand mein Treiben ganz und
gar,

Von jetzt an thätig angestrengt in meinem Stande will ich sein.
Giebt mir das schlafberauschte Glück, das wankende, zur Klage
Grund,

Vertrauter dann und Hüter selbst dem Herzenspfande will ich
sein.

Vielleicht daß noch des Ew'gen Fuß dir, Hasis, zeigt des
Weges Ziel;

Wenn nicht, in Ewigkeit versenkt in Scham und Schande will
ich sein.

Der einzige Umstand aus seinem Leben, den wir ganz ge-
nau kennen, ist der, daß ihm am 23. Dezember 1362 (am
6. Rebi alewwel des Jahres 764 d. H.) ein erwachsener Sohn
geboren ist. Er selbst giebt das Datum sehr genau in folgen-
den Versen an:

Der sechste Tag des dritten Mond's, ein Freitag Morgen
war's,

Als sich das holde Mondgesicht aus meinem Herzen stahl.
Im Jahre siebenhundert vier und sechzig nach der Flucht
Traf mich die trübe Nachricht wie ein kalter Wasserstrahl.
Was können Weh und Schmerz und Gram für Nutzen mir
gewähren

Seht, da das Leben wie Gespött mir hinging leer und schal.

In einem andern Gedichte vergleicht er den Verlust seines
Sohnes u. a. mit einem auf der Reise verloren gegangenen Ge-
päck; es lautet so:

Eine Roß' hat Nachtigal zum Ziele ihrer Glut gemacht;
Reides Sturm mit hundert Dornen hat ihr trüben Muth
gemacht.

Frohen Herzens hofft' ein Papagei an Zucker sich zu laben;
Eitel hat die Hoffnung plötzlich Unglücksfromes Muth gemacht.

Augentrost war mir der Herzenssohn — ach, ewig den! ich
sein —

Er ist hin und hat mein Leben nun zur Thränenflut gemacht.
Treiber*), halt! Herabgefallen ist mein Päckchen! Hilf mir doch!
Hoffnung nur auf Hilf' hat mich zum Schlingling deiner Gut
gemacht.

Mein bestäubtes Antlitz und die Thrän' im Auge schmäh' nicht,
Paradieses Palast ward aus solchem Mörtekgut gemacht.

Weh' und Ach, daß vor dem neid'schen Blicke jenes Himmels-
mond's

Sich in's Grab mein Mondgesicht, das mir im Herzen ruht,
gemacht!

Hasis, ach, den rechten Zug**) hast du versäumt, nun ist's
vorbei;

Was nun thun? Das Spiel des Lebens hat zu leicht Dein
Blut gemacht.

Denselben Gegenstand berührt noch folgendes kleine Epi-
gramm:

Frühlingstage sind gekommen, Tulpe, roth' und weiße Rose
Sprießen aus dem Staub, warum bist du zum Staub hinab-
gestiegen?

Frühlingwolken gleich will ich vorübergehn und Thränen weinen
Ueber deinem Grabe, bis du wieder aus dem Grab gestiegen.

Eine Anekdote, die von Hasis erzählt wird, fällt in sein vor-
letztes Lebensjahr. Im Jahre 1387 kam der berühmte Eroberer
Timur nach Schiras und lernte hier auch Lieder von Hasis,
die in Aller Munde waren, kennen, unter andern eins, welches
anfangt:

Wenn jene Schöne von Schiras mein Herz festhielt' in ihrer
Hand,

Für's Wangenstücken gäb' ich gern Bukhara hin und Sa-
markand.

Timur, der wohl aus der Tatarenschule nicht genug huma-
nistische Bildung mitgebracht haben mochte um den jovialen
Scherz des persischen Dichters zu verstehen, hielt die beabsichtigte
Schenkungs für einen ernstgemeinten Eingriff in seine Hoheits-
rechte. Er ließ den greisen Dichter vor sich laden und redete ihn
erzürnt also an: „Ich habe mit der Schärfe des Schwertes den
größten Theil der bewohnten Erde erobert und tausende von
Städten und Provinzen entvölkert, um meine beiden Residenz-
städte Samarkand und Bukhara volkreich und prächtig zu machen,
und du leichtsinniger Mensch willst diese meine Städte weggeben
für das schwarze Fleckchen auf der Wange eines Mädchens?“ —
Hasis neigte sich mit dem Gesicht zu Boden und sprach:
„O Herr der Welt, durch diese Art von Freigebigkeit bin ich
eben in die ärmliche Lage gerathen, in der du mich siehst!“ —
Timur ward durch diese wüthige Antwort so erfreut, daß er
Hasis nicht nur nicht bestrafte, sondern reich beschenkt entließ.

In Hasis Liedern hat die persische Lyrik den höchsten Grad
der Formvollendung erreicht. Die große Mehrzahl seiner Lieder
gehört der Ghafelenform an, einer Gattung, die durch Platen,
Nikert u. A. bei uns längst heimisch geworden ist. Ghafelen

*) Der Kameelführer bei der Karawane.

**) Im Schachspiel.

gedichten nennen die Perser: Perlen aufreihen. So sagt Hasis
von sich selbst in der Schlußstrophe des eben besprochenen Liedes:

Mit Sang erfreust und Perlen reihst du, Hasis, komm' und
singe schön,

Daß über deine Lieder streu der Himmel das Plejadenband.

Die Schnur, auf welche die Perlen aufgereiht werden, ist
der durchgehende gemeinschaftliche Reim; dieses Bild ist insofern
ein sehr treffendes, als in den Ghafelen die einzelnen Distichen
inhaltlich meist sehr locker an einander gereiht sind, und wie von
der Schnur abgeglittene Perlen auseinanderfallen würden, wenn
man ihnen den gemeinschaftlichen Reim nähme, der sie fast allein
zusammenhält und dem Gedichte den Eindruck eines Ganzen,
einer Einheit giebt. Es ist daher eine unabweisbare Pflicht des
Uebersetzers, trotz der großen Schwierigkeit, die ihm für seine
Arbeit daraus erwächst, in der Uebersetzung die Ghafelenform
festzuhalten.

Hasis Lieblingsaufenthalt war der Lustort Mufella in
der nächsten Nähe von Schiras, und ebenda liegt er auch seinem
eigenen Wunsche gemäß begraben. Sein Grab, welches einige Jahre
nach seinem Tode durch den Wesir Muhammed Mammai mit
einem prächtigen, jetzt verfallenen, Gebäude überbaut ward, ist
noch jetzt ein von zahlreichen Reisenden besuchter Wallfahrtsort.
Hasis hat seine Lieder nie gesammelt; erst nach seinem Tode
thaten dies seine Schüler, denen er die Lieder einzeln und zerstreut
mitgetheilt hatte. Wegen des in denselben häufig wiederkehren-
den Lobes des von der Religion verbotenen Weines, wegen der
häufigen Ausfälle gegen die heuchlerische Formfrömmigkeit der
Geistlichen und wegen mancher ähnlichen Anstößigkeiten wurde
der Dichter sammt seinen Liedern von der Geistlichkeit anfangs
verkegert, dann wurden die letzteren, da man sie doch dem Volks-
munde, in dem sie einmal lebten, nicht mehr zu entziehen ver-
mochte, religiös mystisch gedeutet, bis endlich im sechzehnten
Jahrhundert ein gebildeter Türke, Subi, sich das Verdienst
erwarb, diese Ergüsse einer heiteren muthwilligen Dichterseele
auf ihr wahres einfaches Verständniß zurückgeführt zu haben.

Zum Schluß gebe ich noch einige Lieder, bei deren Auswahl
mich besonders die Rücksicht auf Verschiedenartigkeit des Inhalts
geleitet hat.

1.

Die Liebe zu Schwarzäugigen wird aus dem Kopf mir schwer
gerathen;

Verhängniß ist's, drum anderswie kann's nicht von Ungefähr ge-
rathen.

Der Nebenbuhler sucht Gezänk, versäumt die Zeit zum Hader nie,
Zum Himmel wird mein Morgenfehn wohl nicht, wie ich's be-
gehr', gerathen.

Am Tag der Vorbestimmung ward mir nichts als Trunkenheit
zu Theil,

Was dort ward zugetheilt, davon wird minder nicht, nicht mehr
gerathen.

Rubinenwein, ein Ruheplatz, als Schenk' ein wohlgesinnter Freund,
Wie, Herz, wird's besser je mit dir, soll's nicht mit der Gewähr
gerathen?

Erlaube, Muhtesib*), mit Paul' und Flöte mir zu lärm'n frei,

*) Polizeidiener, Marktvogt.

Die öffentliche Ordnung wird dadurch nicht in die Quere gerathen.
Das steht in meiner Macht nur, daß ich heimlich meine Liebe
nähre,
Umarmung, Kuß und Stummfahn, wo soll denn das wohl her-
gerathen?
Wach, Augenstrom, der Sorge Bild nicht ab von Hasis offener
Brust,
Von Freundes Schwert die Wunde ist, Bluts Tilgung wird dir
schwer gerathen.

2.

Wie kann ein neues Lied erfreuen den, der von Gram be-
laden ist?
Gleichviel, welcher Ton gewählt aus dem Register von Tiraden ist.
Wird mir ein Ring zu Theil von deinem Mundrubin, gib Acht,
Wie Salomon'scher Reiche Zahl gehorsam Ringes Gnaden ist.
Du darfst, o Herz, nicht sorgenvoll von wegen Reiders Schmä-
hung sein,
Da sie vielleicht, bei Licht besehn, für dich nicht ohne Schaden ist.
Wer meinen Griffel nicht versteht zu führen, den gebildereichen,
Deß Bild ist nichts, wenn in der Kunst er auch von hohen Gra-
den ist.
Ein Becher Wein und Herzensgram, ein jedes Einem ward zu
Theil,
Im Kreislauf des Geschickes dies das Loos auf unsern Pfaden ist.
An Ros' und Rosenwasser stellt sich uns die ew'ge Weisheit dar:
Im Stillen jene blüht, und dies Lieblich im Kaufmannsladen ist.
Nie wird's gesehn, daß Hasis Herz der süßen Trunkst sich
entzieht,
Da sie sein auerschaffnes Loos bis zu des Tod's Gefaden ist.

3.

Ich bin's, den Liebeständelei in's Stadtgespräch gerissen,
Ich bin's, der stets sein Auge rein zu halten war beflissen.
Wir üben Treu und dulden still den Tadel und sind fröhlich,
In unsrer Regel ist's Gebot, von Kränkung nichts zu wissen.
Ich sprach zum alten Wirth: was ist der Weg zur Seligkeit?
Er forderte ein Glas und sprach: Geheimniß wohl verschließen.
Was ist der Wünsche Ziel, daß ich die Flur der Welt betrachte?
Zu pflücken Rosen mit dem Aug', die deiner Wang' entsprechen.
Durch Weinverehrung hab' ich aus dem Bild mich selbst vertilgt,
Damit der Selbstverehrung Bild in Stücken sei zerrissen.
Auf deiner Locke Huld hab' ich Vertrauen; wenn mir von da nicht
Geneigntheit kommt, werb' ich von meinem Mähen Frucht genießen?
Zur Schenke möcht' ich lenken jetzt aus diesem Kreis den Bügel,
Denn tugendlose Prediger nicht hören, heischt's Gewissen.
Des Liebchens und des Bechers Mund, nur diese Flüsse, Hasis,
Denn Sünde wahrlich ist's, die Hand der Glaubenschachrer küssen.

4.

Reicht der Weinwirth seinen Gästen, was sie brauchen, eigen-
händig,
So verzeiht ihm Gott die Sünde, macht ihm nicht die Guad'
abwendig.
Schenker, gib uns Wein, jedoch nach richt'gem Maaß, daß nicht
des Armen

Reid erwache, der gewiß verblüthe diese Welt elendig.
Sänger, spiel die Laute! Ohne Schicksalschluß wird Niemand
sterben;
Wer in diesen Sang nicht einstimmt, der ist sündhaft, unver-
ständig.
Mag dich Kummer fassen, Weiser, oder mag dich Lust erfreuen,
Nie vergleiche dich mit Andern; Gott allein ist schicksalspendig.
In der Welt, in der man nicht zu Größe und Verstand gelangt,
Warum blüht der Schwache sich mit Hoheits träumen so unständig?
Sicher wird aus diesen Sorgen mich der Ruf des Friedens reißen,
Falls in seiner Heilverkündung ist ein Frommer wortbeständig.
Mir, den Schmerz der Liebe quälet und des Rausches Unbehagen,
Ist zur Heilung Liebchens Lippe oder reiner Wein nothwendig.
Hasis Seele ging im Weine unter, er verbrennt in Liebe;
Wo ist Einer, der mit Jesu Hauch mich wieder macht lebendig?

5.

Obgleich ich Sklave bin in Sultans Zwange,
Bin ich doch Sultan bei dem Frühgefange.
Den Schatz im Kleid, den Beutel leer, so bin ich
Weltspiegel und doch Staub auf deinem Gange.
In Lust versenkt, von Stolz trunken bin ich
Ein Glaubensmeer und doch an Sünd' ich hange.
Wenn mir der Freund des Glückes schmeicheln naht,
Bin ich der Spiegel seiner Vollmondwange.
Dem König, dem beglückten, jede Nacht
Gibt' ich die Krone, daß sie sicher prange.
Acht' als Gewinn kein Streben; wenn du schläfst,
Wach' ich für dich, darum sei dir nicht bange.
Der sieggewohnte König weiß sehr wohl,
Wohin ich schau' in meines Eifers Drange.
Dem Feind' aus Blut ein Leichentuch bereit' ich,
Der Freund ein Siegeskleid von mir empfangen.
Das Farbenspiel der Falschheit ist mir fern,
Als Löwe bin ich gelb und schwarz als Schlange.
Die Schuld des Hasis laß zurück ihm zahlen,
Du hast's bekannt, als Zeug' ich dich belange.

6.

Ich will dir lesen aus dem Tugendbuche
Den Abschnitt von der Treu' und Huldspende.
Wer hart und tief dein Innerstes verwundet,
Dem wie die Mine reiches Gold spende.
Bleib hinterm Baum zurück nicht; wer mit Steinen
Dich wirft, dem Früchte süß und hold spende.
Geduld und Großmuth lerne von der Muschel:
Dem, der dich tödtet, Perlenfeld spende.

7.

Schul' und Palast, gelehrter Zanf und Hader im Gerichtssaal,
Was nützt es, wenn ein klarer Geist, ein Auge, welches sieht,
fehlt?
Der himmlische Gerichtspalast ist aller Weisheit Quelle;
Kein Zweifel, daß dort Streitsucht und juristisches Gewüth fehlt.

Die Merseburger Zaubersprüche*).

Scandinavien, die nordeuropäische Halbinsel, welche
Dänemark, Schweden und Norwegen umfaßt, rechnet Tacitus
(† nach 117) noch zu Germanien; als aber in diesem das
Christenthum eingeführt wurde, löste sich jenes von Deutschland
ab und bewahrte noch lange Zeiten das Heidenthum.

Auf Island, der letzten Zufluchtsstätte des alten Glau-
bens, wurden die s. g. Edden, d. h. die Großmutter-
zählungen, gesammelt und zwar zuerst zwischen 1036 u. 1138 die
poetischen und etwa um 1200 die prosaischen. Dadurch gewann
die nordische Mythologie von Hause aus einen festen Halt; die
deutsche n Mythien dagegen schienen gänzlich verloren zu sein,
bis Jacob Grimm auf den sinnigen Gedanken kam, sie aus dem
Munde des Volks zu sammeln, und darin an seinem Bru-
der Wilhelm einen treuen Beistand fand. Beide gaben 1816
zwei Bände deutscher Sagen, 1819 ebenso zwei Bände deutscher
Mährchen heraus, und dieser glückliche Erfolg ihrer For-
schungen belebte alle Freunde des deutschen Volksthum's derart, daß
schon 1835 ausreichender Stoff zusammengebracht war, um ein
Werk herzustellen, dessen Möglichkeit man bisher nicht geahndet
hatte — eine deutsche Mythologie.

Dieses Meisterstück Jacob Grimm's war aber damals noch
recht bedenklich. Er hatte in den gesammelten Volksthumern
zwar eine Menge trefflicher Bausteine gefunden, sie reichten in-
deß lange nicht aus, um ein selbstständiges Gebäude zu errichten,
sondern leider nur um ein anderes zu ergänzen und zu verbessern.
Dieses andere Gebäude ließ die nordische Mythologie her; an
sie glaubte Jacob Grimm die deutsche anlehnen zu dürfen,
konnte aber für seine Ansicht damals wenig mehr anführen, als
daß sich in Stamm, Sprache und Recht eine nahe Verwandtschaft
zwischen Scandinaviern und Germanen zeige, und also auch
ihre Mythen einander gewiß ähnlich gewesen sein würden.

Da, im Jahre 1842, fanden sich in der Bibliothek des
Domkapitels zu Merseburg mitten unter christlichen Stücken die
ersten unmittelbaren schriftlichen Reste des deutschen
Heidenthums. Es waren nur zwei kleine Zaubersprüche, von
denen der eine zur Lösung der Fesseln eines Kriegsgefangenen,
der andere zur Heilung des verrenkten Fußes eines Pferdes die-
nen sollte, namentlich dieser letzte Spruch aber bewährte Grimm's
Vermuthung auf das Glänzendste. Er lautet:

Phol ende Uodan
vuorun zi holza.
du uuart demo Baldere's volon
sin vuozi birenkit.
thu biguolen Sinthguot,
Sunna era suister.
thu biguolen Friia,
Volla era suister.
thu biguolen Uodan,
so he uuola conda.
sose benrenki,

Phol und Uodan
Führen zu Holze.
Da ward dem Baldere's-Fohlen
sein Fuß verrenkt.
Da besprach ihn Sindgund
Und Sunna, ihre Schwester.
Da besprach ihn Frigg
Und Fulla, ihre Schwester.
Da besprach ihn Uodan,
Wie er wohl verstand.
So die Weinverrenkung,

* Grimm, deutsche Mythologie Ausg. 2. S. 1181. 205.
667., Simrock deutsche Myth. Ausg. 2. S. 323., Müller, alt-
deutsch. Religion. S. 9.

sose bloutrenki;
sose lidrenki,
ben zi bena,
blout zi bluoda,
lid zi geliden,
sose gelemida sin.

Wie die Blutverrenkung,
Wie die Gliederverrenkung;
Bein zu Beine,
Blut zu Blute,
Glieb zu Gliedern,
Als ob sie geleimt seien.

In diesem Segen finden wir drei Götter: Phol, Uodan
und Balder, vier Göttinnen: Sinthguot, Sunna, Friia und
Volla benannt. Phol muß, da er und Uodan zusammen fuh-
ren oder vielmehr wohl ritten, und also nur zwei Reitsperde da
waren, Uodan aber nicht sein eigenes, sondern das Pferd Bal-
ders besprach, mit Balder identisch sein. Balder aber ist ein
der nordischen Mythe bekannter Sohn Odins; er muß also in
Deutschland ebenso bekannt gewesen sein und hier den Beinamen
Phol, der lichte oder weiße Gott, geführt haben. Dieser Beiname
Balder's kommt in den Edden, obwohl sie den Gott Lichtum-
strahlt schildern, nicht vor, ebenso wenig als sie der Mythe von
der Fußverrenkung seines Rosses gedenken. Beides war also neu.

Der Vater Balder's hieß, wie bemerkt, in den Edden Odin,
und Jacob Grimm hatte schon in der ersten Ausgabe seiner My-
thologie namentlich aus sprachlichen Gründen nachgewiesen,
daß er in Deutschland Wuotan geheißten haben müsse. Jetzt
fand er in dem Merseburger Segen einen Belag dafür, so-
wie ferner dafür, daß Wuotan als der oberste deutsche Gott
verehrt ward; denn, nachdem vier Göttinnen, die — wie alle
Frauen — der Heilkunde ganz besonders kundig galten, sich ver-
geblich abgemüht hatten, besprach Wuotan die Weinverrenkung,
ja er konnte auch noch die Blut- und die Glieder-Verrenkung
besprechen.

Endlich bestätigte der Segen die Asinnen Frigg (die Gattin
Odins), Fulla (ihre Schmüdmädchen) und Sunna (die Sonne),
auch als deutsche Göttinnen, und benannte noch eine Schwester
Sunna's, Sindgund, während die Edden nur einen Bruder der-
selben, Mani (Mond) kennen.

Hieraus werden die geehrten Mitglieder ungefähr entneh-
men, wie wichtig die Auffindung dieses einzigen kleinen Spruchs
für die Wissenschaft der deutschen Mythologie war und den Eifer
begründet finden, mit welchem ihn Professor Dr. A. Ruhn durch
alle indo-germanischen Stämme, d. h. die Völker der kau-
kasischen Race (Indier, Perser, Griechen, Römer, Germanen,
Slaven und Celten), welche einen der größten Sprachverbände
bilden, verfolgt hat. Seine Forschungen sind in der „Zeitschrift
für vergleichende Sprachkunde“ niedergelegt, und er sendet uns
einen Separatabdruck (Bibliothek Nr. 73.) mit der Bitte zu: auch
in Altpreußen, namentlich in Litauen nach jenem Spruche
zu forschen. Möge diesem Wunsche recht vielseitig entsprochen
und weitere Aufklärung geschafft werden.

Allerdings haben sich die heidnischen Götter, welche der alte
Spruch aufzuzählen wußte, in den noch lebenden Versionen mei-
stens nicht mehr erhalten, vielmehr sind sie in Gott, Jesus und
Heilige christianisirt. Desto zäher aber ist das Volk bei der For-
mulirung des Spruchschlusses „Bein an Beine“ u. geblieben,
woran man ihn (wenn auch „Bein, Blut und Glied“ öfter mit
„Knochen, Fleisch, Haut“ u. wechseln) noch erkennen kann. Der
Segen wird übrigens jetzt nicht bloß auf Pferde, sondern auch auf

Menschen angewendet und mit einem besonderen Verfahren verbunden, welches aus England also berichtet wird: Der Besprecher nimmt den f. g. Kett- oder Geknetfaden, der von schwarzer Wolle gesponnen sein muß, knüpft neun Knoten hinein und windet ihn rings um das verrenkte Glied, indem er die Segensformel so vor sich hinraunt, daß sie Keiner der Anwesenden verstehen kann*). Auch dieses Cerimoniel verdient bei der Nachforschung Beachtung; besonders erfreulich aber wäre es, wenn man über die ange deutete Mythe von Balbers Unfall noch etwas Näheres erführe.

Thomas Jefferson's Lebensregeln**).

1. Verschiebe nie auf morgen, was du heute thun kannst.
2. Laß nie einen Andern arbeiten, was du selbst thun kannst.
3. Gib nie Geld aus, ehe du es wirklich besiggest.
4. Kaufe nie etwas, auch selbst nicht das Wohlfeile, wenn du es nicht bedarfst.
5. Stolz kostet uns mehr, als Hunger, Durst und Kälte zu ertragen.
6. Nie gereuet es uns, zu wenig gegessen zu haben.
7. Nie ist uns lästig, was wir gern gethan haben.
8. Wie viele Sorgen machten uns nie eingetretene, mögliche Unfälle!
9. Greife Alles mit sanfter Hand an.
10. Im Zorn rede nie, ehe du lange überlegt hast.

Ueber das Reisen.

Vortrag von G. Platau.

Wenn's recht drunter, drüber geht,
Liebes Kränzchen, schelte nicht!
Gehe mit mir Ausgelassen
Nur nicht strenge in's Gericht!
Stunden, wo der Unsinn waltet,
Sind so rar — drum flieh sie nie.
Schöner Unsinn, möcht' ich sagen,
Zählet mit zur Poesie.

Wir stehen am Vorabend des großen Ereignisses, daß das literarische Kränzchen auf Grund der von der geehrten Ordnerschaft zum Besten ihrer Unterthanen emanirten Verfassung einen zweimonatlichen Waffenstillstand mit der deutschen Ressource***) abschließt, d. h. seine Ferien antritt. Ich bin überzeugt, daß ein großer Theil der geehrten Mitglieder diese Ferien nicht als Hundstage betrachten, vielmehr als eine Zeit der Wonne und der Erholung benützen und diese Lücke in unserer Verfassung mit Erfolg ausbenten wird. So mancher verläßt die Stadt der

*) Ein derartiger Spruch lautet: Our Lord rade (rode), his foal's foot slade (slid); down he lighted, his foal's foot righted: bone to bone, sinew to sinew, blood to blood, flesh to flesh.

**) Geb. d. 2. April 1743, gest. d. 4. Juli 1826; 1801—9 Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika.

***) Die Gesellschaft, in deren Lokal das Kränzchen tagt.

reinen Vernunft, um dem Zuge seines reinen Herzens zu folgen, er muß auf's Land, er geht auf Reisen. Dies giebt mir Veranlassung, eine kleine humoristische Abhandlung über das Reisen Ihnen vorzutragen zum Nutzen und Frommen derer, welche mit dem Wesen des Reisens und seinen Folgen noch nicht genug vertraut sein sollten.

Wenn der Mai anfängt, uns in den April zu schicken, oder spätestens, wenn der Juni die weiblichen Botaniker auffordert, zu forschen, ob die in öffentlichen und Privatgärten blühenden Nefeda zu den Cryptogamen oder in die Wätsche gehört, dann beginnt die moderne sociale Völkerverwanderung nach allen Enden der Erde. Es ist eine allgemeine Mobilmachung ausgeschrieben, zu der auch Preußen ein ansehnliches Contingent stellt, besonders aus unserer Provinz Preußen. Hier reist man nach Kuren, um sich zu berauschen und nach Kaufchen, um sich zu becouren und in Kranz beginnt mit Hitze der Kindertanz, ja selbst nach Lapehnen*) begeben sich Väter mit ihren Söhnen, und wenn unsere Provinz zu eng und zu bekannt ist, oder auch wer unserer Provinz zu bekannt ist, reist, um mich des provinziellen Ausdrucks zu bedienen, nach Deutschland, ohne zu wissen, wo es eigentlich liegt, denn er kennt es nur aus der Grammatik, wo Deutschland beispielsweise als plurale tantum aufgeführt steht, weil es keine Einheit habe.

Mit dem ersten warmen Sonnenstrahl wird also das Ränzchen geschnürt, man packt seine sieben Sachen, läßt dagegen noch einmal so viele faule Sachen zurück, man löst sein Fahrbillet, bezahlt für Ueberfracht, wenn man nämlich seine Frau mit sich führt, und im Nu ist man über alle Berge. Den frohen Muth im Herzen, das gefüllte Portefeuille in der Tasche, den Wädeker in allen Theilen in der Hand und die blühenden Citronen im Kopfe, so zieht man aus. „Kennst du das Land? — Dahin, dahin!“ So heißt es beim Abmarsch. Und wenn man wiederkehrt: „Kennst du das Geld? Dahin, dahin!“ Es ist allens alle! Man kann jetzt nach Glasbrenners Theorie die Menschen in zwei Gruppen einteilen, in solche, die da reisen, homo itinerarius, und in solche, die da nicht reisen, homo domesticus. Beim homo itinerarius lassen sich wieder Vergnügungs- und Geschäfts-Reisende unterscheiden. Bei letzteren kommt erst das Geschäft und dann das Vergnügen und sie reisen nicht nur im Sommer, sondern zu jeder, selbst bei nachtschlafender Zeit und werden in Deutschland genannt: commis voyageur, in der Ursprache: „gummi elasticum.“

Diese commis voyageurs sind auf der ganzen Erde und auf menschenleeren Inseln zerstreut, überall zu Hause, nur nicht zu Hause; sie reisen selten in dringenden, viel mehr meistens in zudringlichen Geschäften und machen Besuche, ohne eingeladen zu werden; sie weisen nie die Zähne, selbst wenn man ihnen die Thüre weist und können Cotelets, Beefsteaks und Grobheiten hinunterschlucken, ohne sich den Magen zu verderben; was sie Musterhaftes bei sich haben, tragen sie gern zur Schau, und wenn sie gereizt werden, machen sie Bonmots oder die schöne Redensart: „ist nicht, mein Volschen.“

*) Die Reihe der Badeörter S. 8.**) muß hier ergänzt werden: Kranz, Rantau, Neu-Kuren, Lapehnen, Salsau, Kaufchen, Georgswalde etc.

Der Nichtreisende (homo domesticus) hat noch eine Unterabtheilung, die heißt: domesticus. Letzterer genießt seine Sommernachtssträume in Ponarth, Böttchershöfchen, Sprimb, Tannenhof etc., während der homo domesticus auf der Rennbahn des Börsengartens und in andern öffentlichen Gärten im Schatten kühler Denkmalsart seinen Sommer verlebt.

Mit den Eisenbahnen ist das Reisen in ein neues Entwicklungsstadium eingetreten. Wo ist die idyllische Zeit, als der Postkillion, dieser allgemeine Schwager der ganzen Menschheit, sein Abendlied blies und das Echo der Berge traulich antwortete, wo die Peitsche knallte, und die Pferde dahinslogen, daß die Funken stoben, und das Groschenlicht im Dorfe winkte zu einem freundlichen Nachtquartier! Die Zeit ist dahin. Unsere Zeit macht sich wenig aus dem Schwager, liebäugelt dagegen mehr mit dem Goldonkel, unsere Zeit ist keine Idylle, kein Epos, keine Lyrik und keine Romantik, unsere Zeit ist ein industrielles Drama, und jeder Einzelne will darin eine Rolle spielen und hält sich vermöge der Geldrolle hierzu befähigt.

Mit den Eisenbahnen hat das Reisen in mathematischen Progressionen zugenommen. Je mehr die Eisenbahn-Aktien steigen, desto mehr wird gereist, und je mehr gereist wird, desto mehr steigen die Aktien. Die Eisenbahnen sind das Sinnbild des Fortschritts und der Zusammengehörigkeit und selbst von denen gern gesehen und gelitten, die sonst nicht dem Fortschritt huldigen. Die getrennten Städte und Länder sind durch den festen Schienenverband vereinigt. Die Entfernungen haben aufgehört. Sie alle, meine freundlichen Zuhörer, wissen ja, daß selbst von Königsberg nach Holstein und Jerusalem*) so wie nach dem unter dem Namen „Hundetierkei“**) bekannten Auslande***) gar keine Entfernung mehr ist, und man denkt auch nicht mehr im Entferntesten daran, nur an Entfernungen zu glauben, wenn nicht gerade einmal Gläubiger an Entfernungen glauben müssen.

Das Reisen ist jetzt nicht mehr Luxusartikel, das Reisen ist Bedürfnis, ist eine Pflicht, ein allgemein gültiges Gesetz. Der Moralist freilich sagt: „Was willst du in der Fremde thun? Bleibe im Lande und nähre dich bei Skibbe†) von Austern und Champagner! Reisen ist aller Laster Anfang!“ Aber wie wenig kennt der Moralist unsere Zeit. Wie wenig glaubt der Moralist an unsere Zeit, wenn er glaubt, daß unsere Zeit an Moralisten glaubt.

Jeder, der auf Reisen geht, und selbst der, welcher wider Willen auf Reisen geschickt wird, hat seinen bestimmten, eigenthümlichen Zweck, und der Zweck heiligt ja die Mittel, oder zu

*) Vergnügungsorte bei Königsberg.

**) Ein Bezirk in den, dem Königsberger angrenzenden, Landrathsfreien Heiligenbeil und Pr. Eylau, in welchem die Städte Zinten und Landsberg liegen.

***) Bei uns pflegt man jeden, der den Ausländer in Sprache und Manier affectirt, obwohl er aus der Vaterstadt kaum hinausgekommen ist, einen „Ausländer aus Zinten“ zu nennen. Handwerksbursche aus Zinten, welche nach der etwa 5 Meilen davon belegenen Stadt Domnau kamen und sich dort schon als Ausländer gerirten, sollen die Redensart veranlaßt haben. Vergl. Frischbier Preuß. Sprichwörter No. 36.

†) Eine beliebte hiesige Restauration.

dem Zweck fehlt es an Mitteln niemals. Schiller sagte — und damals lebte er noch — „Es wächst der Mensch mit seinen Zwecken.“ So kann man auch sagen: „Es wächst die Reiseleid mit ihren Zwecken.“ Der Schriftsteller reist, um Reisebilder, Reiseerinnerungen, Reisebriefe und Reisenovellen zu schreiben; der Maler sucht schöne, romantische Gegenden auf, um sie in der Mappe nach Hause zu bringen; Dichter und Kaufleute müssen reisen, denn sie kommen oft in die fatale Lage, daß ihnen der Stoff ausgeht und sie dann einen andern weitholen müssen; der Theaterdirektor reist, um neue Schauspielerinnen, Tänzerinnen etc. auf die Probe zu stellen, der Fabrikant, der das ganze Jahr producirt, will auch einmal consumiren, der Alkenwurm macht sich aus dem Staube, weil er sich 11 Monate nichts aus dem Staube macht, und der Bücherwurm, dem das Pickeln zur zweiten Natur geworden, will auch einmal die erste kennen lernen; der Banquier verläßt die Heimath um des Wechfels Willen; er will auch seine Respect-Tage haben; reiche Leute reisen, um sich zu zerstreuen und Arme, um sich etwas zu sammeln und Herabgekommene suchen die Restauration; der reiche Geizhals verschließt sein Haus, um eine Diätkur zu brauchen, und der Lebemann, um sich loszumachen von der Wittve Ciquot und dem Vater Rhein; junge Mädchen reisen, um einen Mann zu finden, junge Frauen, um einen Mann los zu werden, alte Mädchen reisen, weil sie das lange Sitzen nicht vertragen können, sie machen Entdeckungsfahrten und suchen den Mann im Monde. Aber der bei Weitem größte Theil scheidet von der Heimath „aus Gesundheitsrückichten“, besonders die lieben Frauen, denn diesen ist zum Destern nicht ganz wohl, wenn sie nicht unwohl sind; denn theils wissen sie, daß ihnen das Kranksein, selbst das wirkliche, sehr gut steht, theils ist es eine Wonne für diese Damen, Besorgnisse und Schrecken in das Männerherz zu werfen. Boni Gelehrten bis zum Schulknaben schreit sich alles krank aus Interesse, Faulheit oder Affectation. Alles, Alles macht sich auf die Socken, auch wieder auf den Strumpf zu kommen, wenn ihre Reise auch nur zur Domnau nach Ludwigsort*) oder auf die Wetterstraße führt, bei allen heißt die Parole: „leben oder nicht leben, wenn man nur gesund ist.“

Jedes Jahr bringt neue Bäder und jedes neue Bad heißt jede alte Krankheit. Ein Hauptbestandtheil der besuchtesten Bäder aber ist — das Casarbspiel. Man erlangt in solchen Bädern spielend seine Gesundheit wieder. Wie auch die Tochter schnollt, wie auch die holde Ehehälft großt, der Mann ist Mann, und der Mann muß spielen und von Manchem sagt man ja „er kann darauf reisen.“ Warum sollte man auch nicht spielen? Das ganze Leben ist ja nichts, als ein großartiges Spiel. Die Welt ist eine Spielhöhle und die Erde der weite Spielraum für menschliche Spielereien. Der eine hat die Hand gern im Spiele, der andere steht auf dem Spiele, der dritte setzt auf das Spiel, der vierte läßt gar mit sich spielen. Das Leben gleicht ebenso dem Kartenspiel; das Kind spielt mit dem Grün der Hoffnung, der Jüngling mit dem Roth der Liebe und coeur, der Mann mit Pick und Schellen; wohl dem, der im Alter noch ein Treffspiel

*) Zweite Eisenbahnstation von Königsberg nach Berlin.

macht. Gespielt wird überall und zu allen Zeiten ist gespielt worden. Daß die Römer spielten, ist außer allem Zweifel und pure Gefälligkeit misanthropischer Sittenrichter ist es, das lateinische ludere mit „lüberlich“ oder einem dem ludere ähnlichen deutschen Hauptworte in Verbindung bringen.

Aber ich muß zur Reise zurück, die in der Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe schon viel zu lange gedauert, sonst fürchte ich, daß der Herr Präsident oder nach unserer Geschäfts-Ordnung „Tagesordner“ genannt, mich unterbricht oder gar sein Haupt bedeckt und somit die Sitzung vertagt, und mir schließlich wegen Erregung von Mißvergnügen die erste Verwarnung zu Theil wird.

Daß die Resultate der Badereisen nicht immer die gehofften sind, ist längst kein Geheimniß mehr. Mancher hat am grünen Tisch den Zweck seiner Reise vergessen, Mancher dagegen ist an der Spielbank von allen seinen Leiden erlöst worden, denn ehe er ins Bad stieg, hatten sie ihn ausgezogen und dieser so Ausgezogene ist an einem Baumstamme oder andern Mord-Instrumenten eingezogen in die ewige Ruhe; er hat seine Reise vollendet. Manche haben Wochen, Monate lang, und wenn sie nach Hause kommen, sind sie dieselben schmutzigen Seelen wie zuvor, diese werden sich nie rein waschen können. Manche Dame, die krank abreist, ohne zu wissen, was ihr fehlt, kehrt leidend wieder zurück, wenn sie auch weiß, was ihr fehlt; ihr Herz ist auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege verloren gegangen. In den stark frequentirten Verlobungs-Läuben der Strandbadebrüder ist eine Convention abgeschlossen worden, welche sich der Beurtheilung im Hause der Herrn Eltern nicht entziehen, auch von den Betheiligten nicht weggeleugnet werden kann, eine Convention, welche schließlich eine Cabinetfrage wird. Aber sie ist ja zur Kur (Cour) nach dem Bade geschickt worden, wie leicht ist da eine Verwechslung der Begriffe möglich, und das kommt davon, wenn man auf Reisen geht!

Bei diesem Punkte will ich auf meiner Reise anhalten, Hand und Herz sind ja sehr gesuchte Anhaltstellen auf der Bahn des Lebens. Lassen Sie uns schließlich solchen in Bädern durch die Cour kurirten Seelen beiderlei Geschlechts noch eine glückliche Reise durch's Leben wünschen und als Vademecum ein Sprüchlein, so da geschrieben steht im ersten Kapitel des lustigen Bruders, zur Beherzigung empfehlen:

Liebe — melden die Poeten —
Liebe wird in einem Hain,
Wo die Nachtigallen stöten,
Durch sich selbst zufrieden sein!
Woh! ich gönne es Euch mit Freuden,
Sagt Jasmin und Tulpean'n,
Nur vergeßt nicht neben beiden —
Kartoffeln und graue Erbsen anzubau'n!

Aug. Stobbe's

Lustspiele und Gedichte, auf welche wir bereits in unsern Unterhaltungen (S. 45. Anmerk.) aufmerksam machten, sind jetzt

erschienen und für Mitglieder durch den Ordner Herrn Seidel (Franzöf. Straße 13.) zu dem herabgesetzten Preise von 1 Thlr. zu beziehen. Sie enthalten außer den beiden kleinen Lustspielen, welche wir im Kränzchen aufgeführt haben, auch seinen Prolog zu unserem vorjährigen Stiftungsfeste und 26 andere Lieder, die uns durch ihre heitere und sinnige Weise den Dichter lieb machten. Zur zweiten Ausgabe aber, die vielleicht nicht zu lange auf sich warten lassen wird, möchten wir ihm noch zwei seiner lieblichsten Gedichte in Erinnerung bringen: ein hochdeutsches, welches im Ost- und Westpreuß. Musenalmanach von 1859 (S. 331.) gedruckt ist und ein plattdeutsches, welches nur handschriftlich umläuft:

Et wär ömm schöne Monat Mei,
Deck seet bi miene Böker
Dnn sömeleert opp Allerlei,
Man wurd öck gar nich klöcker.

Et kām, so mi wat Rechts full önn,
E Voagelke geflooge,
Dnn Allens, wat ömm Kopp wär bönn,
Dat hefft he voortgedroage.

Tolekt kückt oök dee Sünne noch
Mi dorch de Fönsterschiewe,
Aß jād se: „August, schām di doch,
Hüd ömmeweg to schriewe!“

Da docht öck: Wenn de Sömmel gar
Mi wöll önn't Friece driewe,
Denn wär öck doch e rechter Nar,
Wenn öck to Hüms wöll bliewe.

Deck moakt, dat öck mien Hootke nāhm,
Verschoot min kleenet Stoawke
Dnn slooch, datt öck önn't Friece kām,
So rasch aff wie ee Hoawke.

Pog dümsend — ganz opp eenem Moal,
Hadd öck dat Dohr ter Sieden,
Dnn glied wär öck önn Tufte doal,
Et ging oök wie to rieden.

Deck kām önn sād önn hörd önn Ah —
Min Hart fung an to danze,
Ne — schöner künnt nich sönn, sölwst da,
Wo wasse de Pontrange.

Et fung öm Busch de Nachtegoal,
Et blöcht önn alle Farwe —
O lewer Gott, loat mi e moal
E kleenet Landgoot arwe! —

Briefwechsel.

Dr. A. in B. Wir haben nun, so gut wir konnten, die gewünschte Aufforderung S. 73. erlassen; mögen Sie damit zufrieden sein. — Dr. G. in M. Ihr gütiges Schreiben ist an die litauische Volksthumssektion abgegeben; inzwischen wäre es uns lieb, wenn Sie zur Forschung über die hervorgehobenen, neuen Gesichtspunkte durch einen (wie nach dem Stoffe wohl möglich) allgemein interessanten Artikel in unserem Vereinsblatt anregen möchten. — Dr. W. in A. Ihr heiteres Geschenk ist zum Vortrage ausgeschrieben, aber wegen Dazwischentritts unserer Ferien leider erst zum September. — B. v. B. in B. 1864 ist ein Preuß. Almanach nicht erschienen. Die Bedingungen unserer Preisaufgabe sind S. 50 Unterh. aufgestellt. Wo mag unser Freund G. Füllborn (Almanach 1863. S. 217.) dort zu finden sein?

Druckfehler. S. 1. 3. 19. 20. lies: Als die Sündfluth d. h. nicht die sündige sondern die „allgemeine“ Fluth.

Unterhaltungen des literarischen Kränzchens in Königsberg

herausgegeben von dem zeitigen Ordner

No. 6.

Dr. A. Reusch.

1865.

Auswärtige und hiesige Freunde unseres Strebens, welche nicht unserm engern Kreise angehören, erhalten dieses Vereinsblatt gegen 1 Thlr. Jahresbeitrag, insofern nicht der buchhändlerische Bezug beliebt wird, durch Ordner H. Seidel (Französische Straße 13.) franko zugesandt.

Sitzung den 16. Juni.

Tagesordner Th. Gehrmann. — Obwohl der heutige Juni mit seinen 8—10° Wärme oder vielmehr Kälte nicht zu Ausflügen in's Freie einladet, hatte sich doch nur ein kleiner Kreis (50—60 Personen) versammelt. Desto gemüthlicher war die Unterhaltung, desto reger die Theilnahme, und wir wollen, um auch den geehrten auswärtigen Mitgliedern unser Leben und Treiben anschaulich zu machen, diese Sitzung in ihrem vollen Guffe darzustellen versuchen.

E. Wichert eröffnete sie mit dem trefflichen Aufsatze unseres auswärtigen Mitgliedes, Lizenziat M. Hoffheinz, „über den Gebrauch des Uebernatürlichen im Trauerspiel“, in welchem die Regeln:

daß der Dichter Geistererscheinungen nur als Personifikationen der Wünsche und Besorgnisse des menschlichen Herzens in Form der Volksfage oder als gegenständliche Verkörperungen der Wahnbilder des menschlichen Geistes (Hallucinationen) verwerthen könne und dabei den Zweck verfolge, innere Vorgänge — wie es die Natur des Dramas als gegenwärtiger Darstellung menschlicher Handlungen erfordere — dem Auge sichtbar zu machen, Herz und Geist in anschaulichen Symbolen zu verkörpern, entwickelt und mit den Geisterjahren aus Shakspeare's Dramen „Macbeth“ und „Hamlet“ belegt wurden. Der Vortrag füllte eine starke Stunde, obwohl er das Manuscript nur auszugsweise mittheilte, und wir müssen daher dem Wunsche mehrerer Mitglieder dasselbe vollständig aufzunehmen, leider bei der Beschränktheit unseres Blattes entsagen, doch wollen wir wenigstens eine kleine Episode herausgreifen, nemlich die Analyse des Göthe'schen

Erskönig.

In Göthe's „Erskönig“ ist das Geisterleben so wirksam und bescheiden eingeführt, daß man das Gedicht, obwohl es in den Rahmen einer Ballade eingefaßt ist, den dramatischen Dichtern als Muster empfehlen könnte. Die Ballade erzählt uns den Tod eines Kindes während eines nächtlichen Rittes unter Gespensterfurcht erregenden Umständen. Das Kind sieht im Nebelstreif den Erskönig; in den grauen Weiden seine Töchter, in den dürrern Blättern säuselt ihm verlockender Gesang. Der rohe

Nationalist wird bei diesem Inhalte jegliche Moral vermissen und in dem Gespensterpfad jede vernünftige Realität, der feinere wird der Phantasie des Dichters und ihren Gebilden freien Spielraum gestatten und vielleicht eine minutöse Moral herauskügeln: wir gehen davon aus, daß es reine Gebilde der Phantasie im hergebrachten Sinne durchaus nicht geben darf, daß aber jede Realität auch die relative dem Dichter zu Gebote steht, nur muß bei allem Relativen das Absolute durchschimmern, wenn das sogenannte Gebilde der Phantasie ein menschliches Interesse beansprucht. Beachten wir nun, wie der im Umgange mit Geistern wohlverfahrene Dichter des Faust bei diesem scheinbar leicht hingeworfenen Gemälde der Phantasie das Reale weise vom Reellen schieb und durch das richtige Verhältniß Beider die stärkste Wirkung erzielte. Das Kind sieht den Erskönig mit Krone und Schweif, der Vater den Nebelstreif; das Kind hört, was ihm Erskönig verspricht, der Vater das Säuseln des Windes in dürrern Blättern; das Kind erblickt Erskönigs Töchter am düstern Ort, der Vater die alten, grauen Weiden am Wege. Dem Vater grauset's — würden wir halb sein Grauen mitempfinden, wenn er selbst alle die gespenstigen Gestalten erblickte, die verlockenden Gesänge vernähme? Würde uns beim Ermahnungsmahle Macbeth's Entsetzen ergreifen, wenn die ganze Versammlung Banquos Geist erblickte und vor ihm zurückbebt? Dem Kinde durfte der Erskönig erscheinen, Macbeth der Geist Banquos, sieht aber eine ganze Versammlung von verschiedenen Charakteren Geister und Gespenster, so ist dieses eine Unnatur, wenn uns nicht nachträglich erzählt wird, daß die Herren Opium oder ostindischen Hanf genossen haben. — Erskönig ist dramatisch, so daß der Dichter fast als vierte redende Person erscheint neben dem Vater, dem Kinde, dem Erskönige. Schubert, dem Componisten des Erskönigs, ist es zum Vorwurfe gemacht, daß er die Strophen des Erskönigs zu zart und sehnuchtsvoll gehalten, ein so verlockender Gesang, meinte man, mache die unmittelbar folgenden Schreckenstöne des Kindes psychologisch unbegreiflich. Man hätte, um consequent zu bleiben, Göthe denselben Vorwurf machen müssen, in den Worten des Erskönigs findet sich keine Andeutung, die dem Kinde Schauer einflößen könnte. Das eigentlich Schauerliche liegt in der Person des Erskönigs, in seinem dringlichen Rahetreten, dieses ist aber viel mehr ein dramatischer Effekt für die Anschauung, als ein episches Moment für den Deklamator. Erskönigs Worte mußten immer im zarten ver-

lockenden Tone gehalten werden, sie mußten eine Sehnsucht ausdrücken, die, wo sie nicht Willigkeit findet, Gewalt braucht — der Mangel liegt darin, daß wir den Erbkönig nicht sehen über sein Aussehen auch im Gedichte nichts erfahren. Die Ballade ist fast zu dramatisch für einen recitirenden Vortrag. Eine Geistererscheinung, die ich sehe, ist viel grauerregender, wenn sie mich liebevoll umarmen will, als wenn sie nur prophetische Drohungen ausstößt.

Nach der üblichen Pause, welche der Gesellschaft zur geistigen Erholung und körperlichen Stärkung gegönnt wird, versuchte der Tagesordner den Vortrag einer Dorfgeschichte, die er, um das Wesen eines „Stromers“ (vergl. Unterh. S. 63.) zu schildern, in dem Platt seiner Heimath, Kirchdorf Nachlin im Landrathsbezirk Deutsch-Krone, abgefaßt hatte. Es zeigte sich jedoch bald, daß der Gesellschaft, obwohl sie an das samländische und auch an Reuter's mecklenburgisches Platt gewöhnt ist, dieses westpreussische Platt völlig unverständlich blieb. Dabei kam die außerordentliche Verschiedenheit der niederdeutschen Mundarten in den nachbarlichsten Landschaften zur Sprache; so daß z. B. Dr. Hoffmann, der uns schon oft durch den Vortrag Reuter'scher Gedichte erfreut hat und das mecklenburg-strelitzer Platt durch und durch kennt, sich doch, um uns Gedichte aus John Brinckman's „Vagel Grip“ (einem Werke, welches Fräulein M. Lehrbach jüngst unserer Bibliothek geschenkt hat) mitzutheilen, in dessen mecklenburg-schweriner Platt wieder besonders einarbeiten muß. Während seiner dankenswerthen Studien, wollen auch wir nicht müßig sein, sondern uns an das „Nachlin'sche“ Platt wagen; vielleicht kommen wir dann einmal so weit, um die ganze Dorfgeschichte Gehrmann's genießen zu können. Zu diesem Zwecke folgt eine kurze, aus ihr entnommene Sage nebst Uebersetzung:

De fraum schēpi*).

„T was es a fraum schēpi, de i näga jaura nī iddi kīrch waist wēi. Hē sprīng daufoi all morga, wae d'veh inni hed was, naega maua āuwi sian kūa ū beid'd dauvī sia vatunsī ū dauimit was d'lew herrgott ok tofreida. Nō naega jaura hoeid os schēpi jensid am see d'glocka tunni kīrch lūda ū em woe dat so tū mōd, as wae de grota stēnra, ūp dāe he rūmmisēt, em toruanda: „gau i d'kirch! gau i d'kirch!“ D'veh kūe nī tu schauda kauma; up sina hund kūe'nī sik middal vaelauta ū he stoewid

*) st=scht, sp=schp, ō und oe ein kurzes, aber dennoch gedehntes o und oe. — Für die Kenner des Plattdeutschen auf dem uraltsch-baltischen Landrücken ist die richtige Aussprache dieser Vokalmodifikation dadurch leicht zu ermöglichen, daß man bei dem ā=ao, wie es Jirmenich (Völkersstimmen Germaniens S. 67.) für diesen Dialekt in die Schriftsprache eingeführt hat, das angeschlagene o und oe festhält und das Hülfszeichen nach a unterläßt.

flugs hina daem himbaum hei ū gūng sik midda āuwda see wat i d'richt ū d'wauti hōea em ok ut, so dat he sik nī amaua d'schohsaula natt mōek. Ball stūnni unda anda lūda ū beid'd ū stīng ū hoeid d'praeg. Obhista wat keni seg, dat seg he. D'dūwa hadd sik mit ēni grōta ossahut am altau uppostēid ū schrew mittam griffa up d'glatt sid jeda krista maescha up, de inni kīrch annid gidanka had'd as he schue. Dat dūd nī lang, dō wēi de ossahut voll ū 't gew nō ūmmi weck, de he upschriwa mūd. He wū sik nū nō mēi rūm mōka ū ped'd mitti foeta up dat ēa ēn'n vanni hut ū grep dat annid mitti taina fast. U nū trāk'di. — Obbi pardauz glabba em de taina af ū he tōkad ū kobōltid achtirauis a d'mōllibēnk, dat kēni, de an muttibōst soegd hādd, upstana wēi. Dat dat dām oll'a schauwinacki so i d'ribba knuwd, dat kem dām frauma schēpi dō laechilēk voī ū he griand wat. U dat hadd de dūwa blos ma wū't. Baws! schrewi daem schēpi sina nauma ok up d'ossahut. As dig dat seg, woe 't em ganz het ū schwoea inni kīrch ū nōgka ū kūmka was d'hauptlied utsunga, dō steiwad he hals āuwi kopp nō sini schaupā troeg. Uppam see was dat obbi mit siam wautitredan bagaf ū binau tu ēn'n gaua. He stīnk āuwirall bet a d'knee rinni ū wēri nō oesti i d'kirch wankt, dāe wēri mitti tid im wauti eiwan so vaesoep as annid maeschakinni. Soan kawinkatōeg hādd d'dūwa anna ganza hoppasack voll ū dauvoī ka sik ok kēni, de up gottsaiūdboddam krūppt, inachtnaima.

Der fromme Schäfer.

Es war einmal ein frommer Schäfer, der in neun Jahren nicht in der Kirche gewesen war. Er sprang dafür alle Morgen, wenn das Vieh in der Heide war, neun Mal über seine Heule und betete dabei sein Vater unser und damit war der liebe Herrgott auch zufrieden. Nach neun Jahren hörte unser Schäfer jenseits am See die Glocken zur Kirche läuten und ihm wurde da so zu Muth, als wenn die großen Steine, auf denen er herumlag, ihm zuraunten: „Geh in die Kirch! Geh in die Kirch!“ Das Vieh konnte nicht zu Schaden kommen; auf seinen Hund konnte er sich überhaupt verlassen und er stöberte flugs hinter dem Glockenklange her und ging sich mitten über den See etwas in die Richte und das Wasser hielt ihn auch aus, so daß er sich nicht einmal die Schuhsohlen naß machte. Bald stand er unter den andern Leuten und betete und sang und hörte die Predigt.

Aber was Keiner sah, das sah er. Der Teufel hatte sich mit einer großen Ochsenhaut am Altare aufpostirt und schrieb mit einem Griffel auf die glatte Seite jeden Christenmenschen auf, der in der Kirche andere Gedanken hatte, als er sollte. Das dauerte nicht lange, da war die Ochsenhaut voll und es gab noch immer welche, die er aufschreiben mußte. Er wollte sich nun noch mehr Raum machen und trat mit den Füßen auf das eine Ende der Haut und griff das andere mit den Zähnen fest. Und nun zog er. Aber pardauz glitten ihm die Zähne ab und er torfelte und polterte rücklings an die Müllebank,*) daß Keiner, der eine Mutterbrust gesogen hat, aufgestanden wäre. Daß das dem alten Schabernack so eins in die Rippen versetzte, das kam dem frommen Schäfer doch vernünftig vor und er lachgrinste etwas. Und das hatte der Teufel bloß man gewollt. Baws! schrie er dem Schäfer seinen Namen auch auf die Ochsenhaut. Als dieser das sah, wurde es ihm ganz heiß und schweiß in der Kirche und kaun und kaun war das Hauptlied ausgesungen, da stiefelte er Hals über Kopf nach seinen Schafen zurück. Auf dem See war es aber mit seinem Wassertreten bergab und beinahe zu Ende gegangen. Er sank überall bis an die Kniee hinein und wäre er noch öfter in die Kirche gewandelt, dann wäre er mit der Zeit im Wasser ebenso ertrunken, wie andre Menschenkinder.

Solcher Winkelsüge hat der Teufel einen ganzen Hopfen-sack voll und davor kann sich auch Keiner, der auf Gottes Erdboden kriecht, in Acht nehmen.

Ebenso trug der Tagesordner zwei seiner Sonetten und ein anderes Gedicht vor, in welchem er nicht allein den Stabreim sondern auch das profetische Dunkel der Eddalieder nachzuahmen, nicht unglücklich versuchte. Die Mittheilung desselben behalten wir uns vor, und gehen zu den Uebersetzungen Longfellow'scher Gedichte, welche unser auswärtiges Mitglied, Kreisrichter Symanski-Barten (Unterh. S. 48. Briefw.) eingesandt hat. Diese brachte nun D. Fabricius, welcher sich — wie uns schon seine längere Abhandlung „über Longfellow“ (Dezemberheft 1863.) gezeigt hat — mit dem Dichter besonders liebevoll beschäftigt, in einem Vortrage zur Geltung, den wir, auszugsweise mittheilen wollen:

Longfellow's Gedichte haben bereits sehr geschickte Uebersetzer gefunden; doch ist es immer interessant, auch diese Versuche, kennen zu lernen und uns dabei an die meisterhafte Farbenpracht der Originale zu erinnern, die den Leser immer wieder von Neuem an sich fesselt. Uebersetzungen, und zwar gereimte, können einen doppelten Zweck verfolgen: entweder sie wollen den Geist des Gedichtes wiedergeben und schließen sich dann nicht zu genau an den Wortsin und den Vers des Originals an, oder sie geben eine grammatisch korrekte Interpretation und halten beim Metrum selbst die Zahl der Silben fest. Die erste Art ist die der Engländer und Franzosen, die letztere charakterist

*) Zu ehner Erde wenigstens sind neben dem Altare die vornehmsten Sitzplätze in der Dorfkirche. Die Müller nehmen ihrer Uebersetzung und Behabigkeit wegen eine bevorzugte Stellung in der Dorfgemeinde ein und darum gehören ihnen die Bänke am Altare, während sich die eigentlichen Bauern, Männer und Frauen streng nach zwei Seiten geschieden, im Mittel der Kirche placiren.

hauptsächlich den Deutschen. Eine Vergleichung der Iliade Pope's mit der Uebersetzung von Voss zeigt uns den Unterschied beider. Ist ein Gedicht componirt und will man den Text in einer andern Sprache dazu haben, der für dieselbe Melodie paßt, so eignet sich dazu am besten die deutsche Weise der Uebersetzung. Will man das nicht, so wird sich die Manier der Engländer und Franzosen empfehlen d. h. das Gedicht wird umgedichtet: jede Uebersetzung ist dann eine neue Produktion. Beide Forderungen zu vereinigen ist das höchste Ideal einer Uebersetzung, und von den Deutschen versucht, aber wie so Vieles nur halb erreicht worden. In neuester Zeit hat man sich nun nach beiden Seiten hin freier bewegt und besonders Freiligrath ist es gelungen in seinen Gedichten Treue der Uebersetzung mit einer untadelhaften Sprache zu vereinigen. Bei den vorliegenden Arbeiten muß anerkannt werden, daß versucht wurde, das Metrum und die Folge der Reime streng festzuhalten. Zuweilen ist dies freilich mit Aufopferung der Klarheit geschehen. Doch darüber werden uns die Uebersetzungen selbst genauer belehren.

Sie beginnen mit 6 Gedichten aus den Stimmen der Nacht. Das erste ist die bekannte „Hymne an die Nacht“, die das Motto von Anacreon trägt „Du freundliche, heißersehnte.“

Hymne an die Nacht.

Λοπάκη τριλλιστος.

Durch ihre Hallen hört' ich ziehn die Nacht
Mit rauschendem Gewand!

Ich sah das dunkle Kleid umsäumt mit Pracht
Des Lichts aus Himmelsland!

Führt' ihre Näh', durch ihre Zaubermacht,
Wie sie herab sich beugt;
Die Näh' der stillen hoheitsvollen Nacht,
Als wenn sich Lieb' mir neigt.

Ich hörte, wie es seufzt und wie es lacht,
Und wie es klingend zieht
In sanften Harmonien durchs Haus der Nacht
Gleich alt-poet'schem Lied.

Aus mitternäch't'gen Aethers Quelle trinkt
Mein Geist sich kühle Ruh,
Aus dieses tiefen Bornes Welle springt
Mir ew'ger Friede zu.

O heil'ge Nacht! was je uns schwer geblüht,
Du lehrst es tragen mich!
Wenn auf der Sorge Mund dein Finger sinkt,
Schließt er der Klage sich.

Um Frieden gleich Drestes aufwärts dringt
Mein Flehn; senk dich in Pracht,
Ersehn, dreifach erstlehte, breit beschwingt,
Du hochgeliebte Nacht!

Das dritte Lied führt uns den Tod als Schnitter ein, der Niemanden verschont, der mit dem reifen Korn auch die Blumen abmährt. Doch ist es ein sentimentaler Schnitter, er sammelt die Blumen und bringt sie ins Paradies.

Der Schnitter und die Blumen.

Es ist ein Schnitter, Tod er heißt,

Mit scharfem Schnitt im Ru

Das här't'ge Korn dahin er reißt,

Und Blümlein auch dazu.

„Gehört mir nichts, das schön?“ sagt er,
„Das bär't'ge Korn allein?
Die Blümlein geh' ich wieder her,
So süß ihr Duft mag sein.“

Wie drauf ihr weßend Laub er küßt,
Die Thrän' im Aug' ihm stand;
Des Paradieses Herr es ist,
Für den er die Garben band.

„Dem Herrn“, der Schnitter lächelnd sagt,
„Die Blümlein theuer sind,
Als Zeichen von der Erd' gebracht,
Wo einst er war ein Kind.“

„Sie werden blüh'n am lichten Ort,
Verpflanz't durch meine Hand,
Die Blüthen tragen Heil'ge dort
Geweih't am Lichtgewand.“

Die Mutter gab, ob sie auch weint,
Die liebsten Blumen fort,
Sie weiß, daß einst mit ihr vereint
Sie sind am lichten Ort.

Nicht grausam und mit hartem Sinn
Der Schnitter diesmal kam;
Ein Engel schwebt zur Erde hin,
Und mit die Blümlein nahm.

Das Gedicht gehört zu denen, die in ihrer religiösen Färbung und in ihrer sinnigen Anschauung das alternde Europa zu beschämen geeignet sind. Die innige Liebe zum Erlöser, die in vielen Herzen der hochgebildeten Völker unserer Civilisation geschwunden ist, spricht hier ohne Affectation zu uns.

Mit Blumen und Engeln ist Longfellow überhaupt sehr vertraut. Die Verstorbenen besuchen ihn im Dämmerchein des Abendlichtes; mit rührender Zärtlichkeit gedenkt er seiner ersten früh verstorbenen Frau, an deren Seite er einst am deutschen Rheine so schöne Stunden verlebte.

Engelsfußtapfen.

Wenn gezählt des Tages Stunden
Und das Beste in der Brust,
Durch die Stimm' der Nacht entbunden,
Sich erhebt zur heil'gen Lust;

Ob' des Abends Lichter strahlen,
Wenn, gleich Spuk aus Geisterland,
Schatten vom Ramin sich malen
Kiesel tanzend an der Wand;

Bilder derer, die entschwunden,
Nah'n dann durch die offene Thür,
Liebe, die ich tren erfunden,
Kommen grüßend dann zu mir.

Er, der jung und stark getrieben
In den Kampf durch edeln Muth,
Sterbend an dem Weg gelieben,
Müd vom Lebensmarsch nun ruht!

Sie, die trugen bis zum Ende
Fromm das Dulderkreuz einher,
Faltend dann die bleichen Hände,
Nicht hienieden sprachen mehr;

Sie auch, die in Schönheitsprangen
Meine Jugend einst getheilt,
Ich mit höchster Lieb' umfange,
Selig jetzt im Himmel weilt.

Leisen Schrittes kehrt sie wieder,
Himmelsbotin mir gesandt,
Läßt im leeren Sitz sich nieder,
Legt in meine ihre Hand.

Mit so zärtlich tiefen Blicken
Sieht sie schauend mir in's Herz,
Wie die Sterne still und heilig
Doben schauen erdenwärts.

Ohne daß sich Laute regen,
Ich des Geistes Fleh'n verstand;
Sanfter Vorwurf, dann ein Segen,
Von der Aetherlipp' entsandt.

O, will oft ich einsam leben,
All mein Fürchten weicht von mir,
Und ich fühl' mich's neu erheben:
Solche lebten, starben hier!

In die Blumen legt er alle Empfindungen, die unsere Brust erfüllen; sie sind ihm Symbole des ganzen menschlichen Lebens. In dem Gedicht „Flowers“ wird dies etwas breit durchgeführt.

Longfellow liebt es, die deutschen Sagen allegorisch zu deuten. Er geht oft zu weit, ist aber zuweilen darin recht glücklich, wie in dem Gedicht „Die belagerte Stadt“. Das Todtenheer, das in stürmischen Nächten durch die Luft braust, aber mit der ersten Morgendämmerung wieder davon eilt, ist uns Allen bekannt und wäre es auch nur aus Bürger's Leonore. Der Dichter liest die Sage, wie einst Prag vom Todtenheer belagert worden und giebt die geisterhafte Stimmung und das räthselhafte Verschwinden trefflich wieder. Dies der erste Theil des Gedichtes. Der zweite Theil vergleicht die Stadt mit des Menschen Herz und das Geisterheer mit den teuflischen Dämonen, die es im Leben belagern; der Morgenstern, bei dessen Aufgehen sie flüchten müssen, ist der siegreiche Glaube.

Und wenn der Glocke Feierklang
Das Herz mahnt zum Gebet,
Die Nachtgespenster sind vom Zwang'
Des Zaubers weggeweht.

Aus dem Niederchluß „Am Strande und am Ramin“ sind 4 Gedichte ausgewählt. Das Zwielft schildert die Angst einer Fischerfrau nach einer stürmischen Nacht, weil ihr Mann, der auf den Fang hinausgefahren, noch nicht zurückgekehrt ist. „Das Geheimniß des Meeres“ spricht von dem wunderbaren Zauber, den das Meer für den hat, der mit den Gefahren desselben vertraut ist, mit Anschluß an eine spanische Legende. „Herr Humphrey Gilbert“ in Balladenform enthält die Sage vom Todten-schiff, das den Begegnenden Unglück bringt und „König Witalaf's Trinthorn“ erinnert an das Götze'sche „Es war ein König in Thule“, doch ist der Schluß lustiger.

König Witalaf's Trinthorn.

Witalaf, ein Sachsentönig,
Ob' er es hier vollbracht,
Den lustigen Mönchen von Drayland
Sein Trinthorn hat vermacht, —

Daß, wenn die goldne Schale
Kingsum beim Gastmahl geht,
Des Gebers sie möchten denken
Und seiner Seel' im Gebet.

So saßen sie einst um Weihnacht,
Es kreiste im Becher das Raß,
In den Bärten funktelt der Rothwein
Die Tropfen Thau's im Gras.

Sie tranken auf Witalaf's Seele
Auf Christus, den Herren werth,
Auf jeden der zwölf Apostel,
Die das heilige Wort gelehrt;
Auf Märtyrer auch und Heil'ge
Aus grauer alter Zeit, —
Stets war, wenn leer das Trinthorn,
Ein Heil'ger mehr bereit.

Der Lektor murmelte vom Pulte,
Gleich Summen von Bienen viel,
Von Guthlak die heil'ge Legende,
Die Predigt vom heil'gen Basil,
Bis die großen Glocken des Klosters
Von ihrer Thurmeswacht,
Guthlak und Bartolomäus,
Verkündeten Mitternacht.

Da kragt' im Kamine der Jul-Blod,*)
Des Abtes Haupt sich neigt,
Die Flämmchen flackern und flackern,
Der Abt ist im Tod erbleicht.

Noch mit den blassen Fingern
Den Goldkelch er umfängt,
In den, gleich einer Perle,
Die Seele sich lösend senkt.

Doch machten die lustigen Mönche
Das Herz sich darum nicht schwer,
Sie schrieten: „Füllt hoch den Becher!
Es leb' ein Heiliger mehr!“ —

Außerdem sind noch zwei Gedichte übersetzt, eine Ballade, „der Schiffbruch des Hesperus“ und eins aus den Skavenliedern, „des Skaven Traum.“ Das erstere schildert die aufopfernde Liebe des Kapitäns für seine Tochter, die vom Vater an den Mast gebunden ans Land gespielt wird, aber die Küste nur todt erreicht. Die Schrecken des Meeres sind meisterhaft gezeichnet. Des Skaven Traum erinnert an Freiligrath; ein Sklave träumt von seiner Heimath, in der er als König lebt und schlummert hinüber ins Jenseit.

Des Skaven Traum.

Am ungemächten Reis lag er,
Die Sichel in der Hand;
Die Brust war nackt, das strupp'ge Haar
Vermischt sich mit dem Sand,
Und in des Schlafes Nebelbild
Sah er sein Heimatland.
Breit durch die Landschaft seines Traums
Der Neger stattdlich glitt,
Und unter Palmenbäumen er
Ein König wieder schritt,

*) Christabends wird ein großer Holzklotz (yule clog) ins Feuer gelegt und womöglich die folgenden Tage brennend erhalten. Ein Stück davon bleibt gewöhnlich noch aufbewahrt, um damit nächste Christmesse den neuen Klotz anzuzünden. Es bewahrt zugleich die Familie vor Schaden. Will der Klotz nicht brennen oder brennt er nicht aus, so weissagt dies Unheil. Jacob Grimm, Aberglauben No. 1109.

Und hört, wie läutend vom Gebirg
Die Karabane ritt.

Die dunkeläugige Königin
Dort mit den Kindern stand;
Sie herzten ihn, sie küßten ihn,
Sie saßten seine Hand! —
Und aus des Schlafers Auge rollt
Die Thräne in den Sand.

Dann jagt auf wildem Rosse er
Den Negerstrom entlang;
Die Zaumfett' war von Golde klar,
Mit kriegerischem Klang
Bei jedem Sprunge hört er sein stählern Schwert
Schlagend des Rosses Gesant.

Und vor ihm die Flamingoschaar
Gleich rothen Fahnen stob;
Von früh bis Nacht ging fort die Jagd,
Wo die Tamarinde sich wob,
Bis er sah das Dach der Kaffernhütt'
Und der Ocean sich hob.

Des Löwen Brüllen hört er Nachts
Und der Hyäne Schrei,
Das Flußpferd, wie's am düstern Strom
Das Köhricht brach entzwei;
Wie prächt'ger Trommelschall durchrollt's
Die sel'ge Träumerei.

Der Wald von Freiheitsjubil tönt
In Stimmen tausendfalt;
Und mit dem Ruf so wild und frei
Der Wind der Wildniß schallt,
Daß lächelnd er im Traum erbebt
Ob dieser Lust Gewalt.

Des Vogtes Peitsche fühlt er nicht,
Fühlt nicht des Tages Glut;
Der Tod verküßt des Schlafes Reich,
Leblos der Körper ruht,
Verbrauchte Fessel, die der Geist
Zerbrechend von sich thut. —

Demnächst erfreute uns Ed. Hubaczek durch einen Vortrag, welcher in der Gesellschaft die Erinnerung an ein ebenso ernst wissenschaftliches als liebenswürdiges Mitglied wachrief — über

Lobek's akademische Reden.

Vor wenigen Tagen ist eine Auswahl aus des weiland geheinen Rath's Lobek's akademischen Reden erschienen, die von seinem Schüler, dem Gymnasialdirektor Albert Lehner in Thorn, herausgegeben ist, mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Erinnerung an den Verewigten zu wecken und dazu beizutragen, daß die verehrte Gestalt, deren Umrisse allmählig verblasen, in den Herzen derer, die von ihr Anregung und Förderung empfangen, von Neuem sich belebe. Auch in unserm Kränzchen, dem der Verstorbene bis zu seinem Lebensende angehörte, befinden sich viele seiner Schüler und Verehrer, und diese werden es mit mir als eine fromme Pflicht anerkennen, dem Werke, welches dem Andenken an Lobek geweiht ist, Aufmerksamkeit und Theilnahme zuzuwenden.

Das Buch enthält 40 Reden, von denen die Hälfte in deutscher, die Hälfte in lateinischer Sprache abgefaßt ist. Ihre Ent-

stehung verdanken dieselben der an der Königsberger, sowie, wenn ich nicht irre, an allen preussischen Universitäten bestehenden Einrichtung, alljährlich zweimal, am 18. Januar, dem Krönungstage des ersten, und am Geburtstage des gerade regierenden Königs, einen feierlichen Redeakt zu begeben, bei welchem der Professor der Beredsamkeit die Festrede zu halten verpflichtet ist. Lobeck hat als akademischer Redner zum ersten Male am 3. August 1814, zum letzten Male am 15. Oktober 1856 gesprochen. Wenngleich er selbst diesen Reden keinen Vorzug zuerkannt wissen wollte, als den der Kürze (in seinem Nekrologe, sagte er, solle man ihm nichts weiter nachrühmen, als daß er nie viel über eine Viertelstunde geredet habe), so wußten doch seine Hörer, die sich in froher Erwartung höchst zahlreich einzufinden pflegten, daß viele andere Vorzüge sich in ihnen vereinigten: ein heiterer, gefälliger Witz, der die köstlichsten Einfälle in Fülle hervorbrachte, poetischer Schwung in der Darstellung, vollendete Meistererschaft des Ausdrucks, Adel und Hoheit der Gesinnung. Von der Rednerbühne der Universität tönte Lobecks freies Wort, um in klassischer Form und gestützt auf die gründlichste Kenntniß der alten, wie der neuen Zeit Front zu machen gegen alles, was ihm als Pharisäerthum auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiete, als Rückkehr zu längst veralteten Irrthümern und als hemmend auf der Bahn zu dem Ziele alles Strebens, der edlen Menschlichkeit, erschien. Dieser Grundgedanke zieht sich durch die meisten seiner Reden hindurch, wie verschiedenartig auch ihr Inhalt sein mochte, den Lobeck mit bewundernswürdiger Geistesgewandtheit immer zeitgemäß und ansprechend zu wählen wußte. Gestatten Sie mir, Ihnen den Inhalt im Allgemeinen mit den Worten des Herausgebers zu charakterisiren.

„Seine von Lobecks Reden steht der Gegenwart ganz fern und bewegt sich abgelöst von derselben lediglich im Alterthume vielmehr tritt die Wechselbeziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart deutlich hervor. Aber es sind weniger die äußeren historischen Ereignisse, als die Erscheinungen des inneren politischen, religiösen und wissenschaftlichen Lebens, welche das Interesse des Redners in Anspruch nehmen. Auf jedem dieser Gebiete nimmt er einen festen Standpunkt persönlicher Ueberzeugung, und von diesem Standpunkte aus betrachtet er seinen Gegenstand nicht rein objektiv, sondern in steter Beziehung zu sich selbst, so daß die eigenen Sympathien oder Antipathien nirgend verleugnet werden. Bei weitem der größte Theil der Reden berührt den eigentlichen Anlaß des Festes nur ganz kurz und geht dann auf einen demselben näher oder ferner liegenden Gegenstand über. Solche Abschweifung wird entschuldigt mit der so häufig wiederkehrenden Verpflichtung zu reden, die, um den Ueberdruß zu verhüten, zur Abwechslung nöthige, oder mit dem über allen Zweifel erhabenen Werth der zu feiernden Person, welche eines besonderen Lobes nicht bedürfe. Einige Reden schließen sich wenigstens insofern näher an die Veranlassung des Festes an, daß sie über ähnliche Festlichkeiten bei den Alten sich verbreiten. So wird zum Beispiel am Geburtstage des Königs über die Festgebräuche gesprochen, mit denen die Geburtstage der römischen Kaiser begangen wurden, oder am Krönungstage, als dem Geburtstage des preussischen Königthums, von der Art, wie im Alterthum Geburtstage und Geburtsjahre ganzer Völker gefeiert

wurden. Oder eine kurz zuvor stattgefundene Anwesenheit des Königs in Königsberg wird benutzt, um den Empfang zu schildern, welchen die griechischen und römischen Bürger fürstlichen Personen beim Besuche ihrer Stadt zu bereiten pflegten. Ein anderes Mal, am 18. Januar 1827, wo der König erkrankt war, giebt dies Veranlassung zu einem Vortrage über die Heilgötter der Griechen. Oder der Schmuck des Königs, Krone und Scepter, an welche das Krönungsfest erinnert, fordert auf zu einer Vergleichung des Königthums mit dem alten Sängertum, das mit denselben Abzeichen prangte. Noch entfernter ist die Beziehung auf die eben zu begebende Festfeier in einigen Reden, die deshalb, weil sie in akademischen Kreisen gehalten worden, sich mit der Geschichte der Universitäten überhaupt oder mit der unserer Albertina im Besondern beschäftigen.“

Um Ihnen noch weiter im Einzelnen nachzuweisen, wie mannigfaltig der Inhalt der Reden ist, will ich noch anführen, daß die eine Rede z. B. über den alten Streit zwischen Kirche und Schule, eine andere über die Werwölfe, eine dritte über die königlichen Hofphilologen, eine vierte über die Geheimpolizei der Alten handelt. Dann wird wieder einmal der Glaube der Alten in Bezug auf Fortschritt und Rückschritt der Welt dargestellt, oder die Anwendung der Amnestie bei den Alten, oder die Verfolgung des freien Wortes im Alterthum besprochen. Eine Rede beschäftigt sich mit der Frage: Was ist der Mensch? eine andere erörtert den Streit der Fakultäten u. s. w. — Wollte ich ein vollkommenes Bild von dem reichen Inhalt des Buches geben, so bliebe mir nichts übrig als die Titel sämmtlicher Reden aufzuführen. Erlauben Sie mir statt dessen, Ihnen eine einzelne daraus vorzutragen, die ich zu diesem Zwecke übersezt habe. Ihr Thema ist:

Zusammenstellung der Sagen und abergläubischen Ansichten, welche die Griechen und die alten Preußen gemein haben.

Uns allen, denen die Verpflichtung obliegt, einmal oder zweimal jährlich über einen und denselben Gegenstand öffentliche Reden zu halten, ist es nach altem Rechte gestattet, zur Milderung der langen Weile von der Aufgabe ein wenig abzuschweifen und Ausfüllstoffe aus fremden Gebieten herbeizuziehen. Daher wird es auch mir, der über ein zwar bedeutungsvolles, aber schon öfters behandeltes Thema zu reden hat, unbenommen sein, denke ich, wenn ich als Festrede eine Erinnerung nach rufe, die zwar der Feierlichkeit des heutigen Tages fern liegt, doch nicht den Alterthümern des preussischen Volks und meiner eigenen Wissenschaft.

Es soll sich nämlich unser Vortrag mit einer Zusammenstellung der Sagen beschäftigen, welche die Griechen mit den Preußen gemeinsam haben, nicht mit den heute lebenden, sondern mit jenen alten und barbarischen, von denen fast nichts als der Name übrig geblieben. Hier hätte ich fürwahr den reichlichsten Stoff, wenn ich dem Brauche der früheren Alterthümmer folgen dürfte, welche, indem sie aus einer gewissen Ähnlichkeit ihre Schlüsse ziehen, im Ernste behaupten, daß der Römer und Grieche heimische Gottheiten geradezu vor Alters von den Preußen verehrt worden sind; z. B. den Potrimp, weil er hartlos und mit amuthigem Antlitz dargestellt wird und sein Haupt mit einem Lehrenkranz umwunden hat, deutet Werner in der Ab-

handlung über den Götterdienst der alten Preußen auf Venus, und, damit sich nicht Jemand über die Verschiedenheit des Geschlechts wundere, entschuldigt er diesen Umstand mit dem Zeugnisse des Makrobios, der bestätigt, daß Venus für ein Mannweib d. h. für ein Zwitterwesen gehalten werde.

Außerdem erzählen sie, daß von den alten Einwohnern unseres Landes Neptun und Pluto unter die Götter gerechnet, daß ferner Haine, Quellen, Berge zu heiligem Dienste geweiht gewesen, daß endlich die Erdgeister, welche auf russisch coltiki auf deutsch Kobolde heißen, die griechischen Kobalen seien, die Begleiter des Vater Bacchus, deren Wesen nach der Beschreibung mit jenen listigen und neckischen Spukgeistern große Ähnlichkeit hat.

Doch lassen wir diese Angaben bei Seite, die sich nur auf eine gewissermaßen zufällige Ähnlichkeit stützen! Wir wollen lieber ein Beispiel eines absonderlichen Aberglaubens anführen, welcher von jenen unbeachtet gelassen ist und doch eine so auffällige Gestalt, einen so eigenthümlichen Ursprung hat, daß es in der That Wunder nimmt, wie zwei räumlich so weit von einander getrennte Völker, als Griechen und Preußen sind, auf Gleiches verfallen können. Ich spreche nämlich von dem „Werwolfthum“ oder von der Fähigkeit gewisser Menschen, sich in Wölfe zu verwandeln, worüber unsere Altvordern vielerlei gefabelt haben, und nicht minder einst bei den Griechen, vorzüglich in Arkadien, viel mannigfaltige Gerüchte im Schwange waren.

Nach Plinius Berichte erzählten die Arkadier, daß aus der Familie eines gewissen Anthus ein durch das Loos Gewählter zu einem bestimmten Teiche geführt werde, seine Kleider an einer Eiche aufhänge, an das jenseitige Ufer schwimme und in die Wildniß gehe, wo er in einen Wolf verwandelt werde und mit den übrigen Thieren dieser Gattung neun Jahre hindurch zusammen lebe. Wenn er in dieser Zeit sich den Menschen fern gehalten habe, kehre er zu demselben Teiche zurück und, sobald er ihn durchschwommen, gewinne er wieder Menschengestalt. So berichtet Plinius, und ihm tritt Platos Zeugniß zur Seite, der im achten Buche seiner Schrift über den Staat folgendes erzählt: In Arkadien würde an einem Feiertage, dem Wolfsfeste, ein Gastmahl nach gewöhnlicher Art zugerüstet, doch mißhe man den Gerichten kleine Stückchen Menschenfleisch bei und wer von den Festgenossen einen derartigen Bissen in den Mund bekomme, werde auf der Stelle in einen Wolf verwandelt.

Es liegt also auf der Hand, daß erstens diese abgeschmackten Sagen den Arkadiern, dem ungebildetsten griechischen Stamme, angehört und bei ihnen heimisch waren, ferner daß sie mit dem Wolfsfeste in Beziehung standen, einer Stammfeier der Arkadier, deren Einsetzung auf Lykaon zurückgeführt zu werden pflegt. Daß dieser älteste König von Arkadien dem Gotte Zeus, welcher bei ihm einkehrte, das Fleisch geschlachteter Knaben bei der Mahlzeit vorsetzte, und dieser Schandthat wegen in einen Wolf umgestaltet wurde, wird oft in den Nationalsagen erwähnt, und es scheint unzweifelhaft, daß auch diese Erquickung in dem arkadischen Volksaberglauben ihre Quelle hat. Außerhalb der Grenzen dieser Landschaft indessen treffen wir in Griechenland von derartigen Sagen keine Spur.

Jedoch von einigen Völkern des Nordens ging das Gerücht, daß sie die Gabe hätten, sich in Wölfe zu verwandeln und unter dieser Gestalt ringsherum Räubereien verübten, wie Pomponius Mela von den Neuren, einem scythischen Stamme, berichtet. Von hier liegt uns der Uebergang zu den Nachkommen der Scythen, den Russen, ganz nahe und zu deren Nachbarn, den Preußen, welche, wie Erzbischof Mäus in seiner Geschichte der nordischen Völker erzählt, mit derselben Kunst vertraut waren. Folgendes sind seine eigenen Worte:

„Weil ich oben über die verschiedenen Arten von Wölfen gesprochen habe, so wird es, glaube ich, der Mühe werth sein, wenn ich am Schlusse dieses Buchs noch eine Gattung hinzufüge, die durch Verwandlung aus Menschen entsteht. In Preußen, Liefland und Littauen, wo die Einwohner fast das ganze Jahr hindurch die Raubgier der Wölfe kennen lernen, wird trotzdem der dadurch entstandene Verlust von ihnen nicht für so bedeutend erachtet, als der, den sie durch Menschen erleiden, die sich in Wölfe verwandeln. Am Weihnachtsabend versammelt sich nämlich an einem bestimmten Plage eine solche Menge von Werwölfen, die nachher in derselben Nacht mit erstaunlicher Wildheit gegen Menschen, wie gegen Heerden wüthet, daß den Einwohnern von diesen mehr Schaden als von den wirklichen und natürlichen Wölfen zugefügt wird. Denn sie bestürmen die Häuser, bringen geradezu zur Thür hinein, ermorden Menschen und Vieh, und bringen sogar in die Bierkeller, wo sie einige Tonnen Bier oder Meth aussaufen; — und hierin unterscheiden sie sich von den natürlichen und echten Wölfen. In Littauen, Samogitien und Kurland ist noch eine Mauer von einem zerfallenen Schlosse übrig; bei dieser kommen in einer gewissen Jahreszeit einige tausende von ihnen zusammen und erproben unter sich wechselseitig ihre Gewandtheit im Springen; wer nicht über diese Mauer springen kann, wie es bei den Fettern in der Regel der Fall ist, bekommt Peitschenhiebe.“

Dies erzählt uns ein gothischer Erzbischof, als Zeuge eine höchst glaubwürdige Person; er führt auch mehrere Beispiele von Leuten an, die sich in Wölfe verwandelt und dann wieder die menschliche Gestalt angenommen hätten, und versichert, daß die Thatsache mit völliger Gewißheit feststehe. Und dieser Aberglauben dauerte bis auf die Zeiten Herzog Albrechts*). Denn Godelmann erzählt in seinem Buche über die Gespenster, man habe zu diesem Fürsten einmal einen Landmann gebracht, der hartnäckig behauptete, er sei ein Werwolf und habe schon oft diese Gestalt angenommen und werde sie nach Belieben wieder annehmen; bald aber hätte man diese Angaben als nichtige Hirnge-spinnste des Mannes erkannt.

Ich will dem nichts hinzufügen, weder über den ersten Ursprung dieses Aberglaubens, noch wie es gekommen ist, daß so verschiedene Völker in einem so offenbaren Irrthum übereingestimmt haben, sondern lieber zu dem mich wenden, was dieser ganzen Rede Veranlassung bildet, nämlich dieses Tages Gedächtniß zu erneuen und für das Wohlergehen unseres guten Königs unsere frommen Wünsche auszusprechen und ihm alles Glück vom Himmel zu erlehen. Denn er ist es, dessen sorgendes Auge

*) Er findet sich sogar noch heute vor, wie aus unsern Sagen des preussischen Samlandes S. 100 erhellt.

in gleicher Weise auf uns Allen ruht, der mit königlicher Freigebigkeit unsere Schulen und Universitäten unterstützt, und der jede Gelegenheit benutzt, um die schönen und edeln Künste, die Förderung jeder echten Menschlichkeit von Tage zu Tage fröhlicher emporblühen zu lassen. So lange er uns am Leben und gesund bleibt, dürfen wir nicht fürchten, daß jene verschmitzten Werwölfe, die von außen Schafe, von innen aber reißende Wölfe sind, die schrankenlose Willkür vergangener Jahrhunderte erneuen und uns unter das alte Joch längst abgeworfener Irrthümer von neuem zu bringen versuchen.

Schließlich hielt noch H. Reusch die Gesellschaft einige Minuten auf, in welchen er die neu eingegangenen literarischen Geschenke, soweit sie noch nicht zum Vortrage vertheilt sind,*)

Dr. Finkenstein „Die Schöpfung“ und „Erste Lieder für leichte Leute“ Breslau 1858, Schlesischer Musenalmach nach Jahrg. 1862 und 64., Th. Krüger „Kosalia Schönfließ“, Gumbinnen 1860 und „Die Salzburger Einwanderung in Preußen“, Gumbinnen 1857.

zur Ferienlektüre empfahl, unsere Preisaufgabe „Lustspiel nach Ruppins“ (Unterh. S. 50.) als Ferienarbeit in's Gedächtniß rief und die Nachforschung über Magister Stiefel (Unterh. S. 64. Briefw.) anregte.

Dagegen wurde der Tagesordner mit dem Epilog präflutirt und wir senden daher das Lebewohl den Reisigen nach:

Des Winters Schnee und Eis ist aufgeborsten
Und mit dem bittern Frost zu Thal geschwommen;
Ein andres Land ist nächten aufgekommen
Und Frühlingssieben braust durch Feld und Forsten.
Da will sich alles himmelweit entfalten:
Der Zweig, er wirft sich in die warme Luft,
Die Biene summt um fernem Blumenduft,
Der Vogel muß nach Nestern Umschau halten.

Was Wunder, wenn nun diese dumpfen Hallen
Dem Sinn des Kränzchens auch nicht mehr gefallen
Und Mancher für die Welt im Großen, Ganzen
Schon festgeschmürt den wohlverheh'nen Ranz.
Gern lockt der Duell, der Feuerluft entstieg,
Wie sie im Erdenherzen ewig flammt,
Heilkräftig, kranken Leib zurecht zu schmiegen,
Zu bannen Alles, was vom Uebel stammt.
Es treibt zum Alpenstock hoch über Wolken,
Dem Straßenqualm und Flachlandswust enthoben,
Mit Königsbaaren in der Stille droben
Dem Trunk genug zu thun vom Aethermolken.
Wer nennt es aus, das wonnige Behagen,
Wann wild das heilige Meer zum Söller rauscht
Und dieser Völkerramme Völkersagen
Der offne Sinn verhalt'nen Athems lauscht?
Wer möchte es uns ernstlich drum verargen,

*) Alb. Weis-Krojanke „Ranzen und Neben“, Rudolstadt 1861 (H. Frischbier), G. Müller-Thorn „Darwin und Darwinismus“, Thorn 1865 (G. Flatau), R. Strube „Gelegenheitsgedichte“, Königsberg 1817 (Ed. Hubaczek), John Brindmann „Vagel Grief“, Güstrow 1859 (Alb. Hoffmann), Jose Sorilla „Don Juan Tenorio“, Madrid 1857 (L. Herbst).

Wenn wir nicht lang mit einem Auszug fargen
Und Möwen gleich von Kranz bis nach Warnicken
Aus weißen Zelten in die Wogen blicken?
Doch bleiben wir auf heimatlicher Erde! —
Wem wird's nicht wohl am ländlich-trauten Heerde,
Den er sich baut in reiches Dunkelgrün,
Wenn von den Linden und den Erlen allen
Der Nachtigall Sonaten niederschallen
Und wie ein Geisterwehn zum Herzen ziehn?
Wär's ohne guten Grund, anzickt zu rufen:
„Es sommert sich auch schön auf unsern Hüfen!“
Was Liebeswort so viel und oft gepriesen,
Das war ein laubumsäumter, klarer Teich,
Auf dem, verwunschnen Wasserprinzen gleich,
Schneeweisse Schwäne stolze Leiber wiesen.
Gebrach noch Etwas am Naturgedicht,
So mußten übers Wasser wie ein Zauberleben,
Der Menschenstimmen Harmonien schweben
Bei stiller Nacht und trübem Ampellicht.
Wem bringt nicht dies, die nächste aller Fahrten,
Der Gang zum häuslich-stillen Vörsengarten?

Wie's will, so sei's! Naturgemäß zu bleiben,
Befehl ich Jedem strenge in die Brust.

Die Blume blüht, um ihre Frucht zu treiben,
Den Honig schafft der Biene Arbeitslust,
Und wär' er noch so viel umhergesprungen,
Der Vogel hecht die munterflüggen Jungen.

Kommt wieder nur mit Märchen und Novellen,
Mit bunter Reise Glücks- und Unglücksfällen,
Wie bei dem Radbruch ein geschlagener Mann
Sich eine wunderholde Frau gewann!
Rehrt nur zurück mit wackern Thrasacken!
Die wehe Qual, mit der Ihr schwer gerungen,
Die Jubellust, die ihr hinausgesungen,
Das Ideal, das Euch so festgeklungen,
Daß Euch das Herz beinahe entzweigefungen —
Ein Wiederhall davon mag hier erwachen.
Drei Sommermonden frohen von Gestalten,
Selbst auf den Straßen laufen Charaktere,
Man darf sie nur recht fest beim Widel halten
Und Etwas stutzen mit dramatischer Scheere.
Nehmt Etwas Lebensblut und Mark und Wein
Und in die Reden etwas Wig und Zweck,
Auch flüchtet kräft'ge Leidenschaft hinein,
Dann geht's mit Frei'n und Todtschlag schon vom Fleck.
Lebt man bei der Natur in sicherer Kur,
Dann ist der Weg zu weit zur Unnatur.

Drum sei das Zukunftslustspiel unvergessen,
Das im April die Sitzung zugemessen!
Und fragt Ihr nun: „Was biete ich als Lohn,
Daß sich der Kopf verding' zu solchem Frohn?“
Wenn Winters draußen Alles kühlt und knarrt,
Und jeder Strauß am Ofen selbst erstarrt:
Dann will ich Euch um Eure Scheitel rahmen,
Ein unvergänglich-schönes Immergrün,
Den höchsten Dank für kühnliches Bemühen,
Den Lorbeer, blühend in dem Blick der Damen.

Daß Allen Alles wohl nach Wunsche geh,
Das mücht' von mir ein wohlgemeint Ahe!

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

herausgegeben von dem zeitigen Ordner

No. 7.

Dr. H. Reusch.

1865.

Auswärtige und hiesige Freunde unseres Strebens, welche nicht unserm engern Kreise angehören, erhalten dieses Vereinsblatt gegen 1 Thlr. Jahresbeitrag, insofern nicht der buchhändlerische Bezug beliebt wird, durch Ordner H. Seibel (Französische Straße 13.) franko zugesandt.

Jahresbericht der Finanzkommission.

I. Kassenbericht pro April 1864—1865.

A. Einnahme.		Th.	Sgr.	Ph.
1. Bestand aus dem vorigen Vereinsjahre	117	9	—	—
2. Beiträge von 122 Mitgliedern à 3 Thlr.	366	—	—	—
Summa		483	9	—
B. Ausgabe.		Th.	Sgr.	Ph.
1. Lokalmiethe	88	—	—	—
2. Theater und Festlichkeiten	139	17	9	—
Darunter:				
das Schafspearefest 59 Th. 2 Sgr. — Pf.				
das Stiftungsfest 71 = 5 = 9 =				
3. Gesellschaftsdienner	24	—	—	—
4. Heizung und Lohndienner	13	25	—	—
5. Für die Altpreussische Monatschrift	8	—	—	—
6. Für Inserate	16	5	—	—
7. Ausgaben der Ordner	32	7	—	—
8. Abschlagszahlung auf ältere Druckkosten	76	2	6	—
9. Außerordentliche Ausgaben	11	5	—	—
Summa		409	2	3

C. Recapitulation.

	Th.	Sgr.	Ph.
Einnahme	483	9	—
Ausgabe	409	2	3
bleibt Bestand	74	6	9

II. Voranschlag pro April 1865—1866,

genehmigt in der Vorberathung den 3. Mai 1865.

A. Einnahme.

	Th.	Sgr.	Ph.
1. Bestand aus dem vorigen Vereinsjahre	74	6	9
2. Beiträge von 106 ordentlichen Mitgliedern	318	—	—
Summa	392	6	9

B. Ausgabe.

	Th.	Sgr.	Ph.
1. Zur Bezahlung älterer Reste aus dem abgelau-	48	5	—
fenen Vereinsjahre	88	—	—
2. Lokalmiethe	57	11	9
3. Festlichkeiten	27	—	—
4. Gesellschaftsdienner	11	20	—
5. Bedienung bei den Versammlungen	106	—	—
6. Für das Vereinsblatt	4	—	—
7. Für Zeitschriften	20	—	—
8. Für Inserate	30	—	—
9. Zur Disposition der Ordner	392	6	9

Die Einnahmen von neu eintretenden Mitgliedern fließen mit je 1 Thlr. zu dem Fonds für das Vereinsblatt (Nr. 6.), und mit je 2 Thlr. zu dem Dispositionsfonds der Ordner (Nr. 9.).

Bei Feststellung dieses Voranschlags haben wir uns vor allen Dingen vergegenwärtigen müssen, daß unser neues Unternehmen, die Herausgabe „der Unterhaltungen des literarischen Kränzchens“, einer sichern finanziellen Grundlage bedarf. Wir waren dabei in der Lage, die Angelegenheit in Uebereinstimmung mit den früheren Beschlüssen der Gesellschaft zu regeln. Bis 1862 wurde nemlich nur ein Jahresbeitrag von 2 Thlrn. erhoben. Da wurde der Gedanke angeregt, daß eine literarische Gesellschaft nothwendig eines Organs bedürfe. Die Gründung einer Vereinschrift wurde beschlossen und der Beitrag von 2 Thlr. auf 3 Thlr. erhöht, womit sich jedes einzelne Mitglied auf Befragen einverstanden erklärte. Die Vereinschrift hat indeß nicht regelmäßig erscheinen können, theils weil das für sie ausbrücklich bestimnte Drittel der Jahresbeiträge zu andern Zwecken beansprucht wurde, theils weil der Preussische Almanach, unsere frühere Vereinschrift, zu theuer angelegt war. Ueberdies erschien eine periodisch in kürzeren Zwischenräumen herauskommende Zeitschrift zur Belebung der Gesellschaft und ihres Verkehrs geeigneter. Deshalb wurde schon in der Januar-Vorberathung dieses Jahres beschlossen, einen Thaler von dem Beitrage jedes Mitgliedes zu der Herausgabe des Vereinsblattes zu bestimmen. Diesem Beschlusse ist in dem obigen Voranschlage Rechnung getragen, indem zu diesem Behufe (sub Nr. 6.) 106 Thlr. ausgesetzt sind.

Durch diese Subvention und die Theilnahme auswärtiger Freunde unseres Strebens, welche das Vereinsblatt für den Preis von 1 Thlr. jährlich erhalten, ist, wenn auch zunächst nur in bescheidenem Umfange, ein Unternehmen gesichert, welches, wie wir hoffen, nicht allein innerhalb unserer Gesellschaft anregend wirken, sondern auch den literarischen Bestrebungen unserer heimathlichen Provinz entgegenkommen wird.

Wenn der Etat für das laufende Vereinsjahr zu „Festlichkeiten“ (Nr. 3.) nur einen Betrag von 57 Thlr. 11 Sgr 9 Pf. auswirft, so wird die Nothwendigkeit der Beschränkung dieses Titels, welcher im verwichenen Jahre beinahe 140 Thlr. absorbirte, im Interesse einer geordneten Finanzverwaltung wohl einleuchten, wobei wir nur noch bemerken, daß Festlichkeiten nach §. 32. unserer statutarischen Beschlüsse nur ausnahmsweise veranstaltet werden sollen, und daß wir hoffen, durch Ersparnisse in allen übrigen Ausgaben titeln, namentlich im Ordnerfonds, für jenen Zweck noch etwas mehr disponibel zu machen.

Bericht der dramatischen Sektion.

So wenig es literarischen Gesellschaften von Nutzen sein kann, Sektionen oder Kommissionen für spezielle Facharbeiten zu bilden, bevor produktive Kräfte vorhanden sind, welche schon aus eigenem Antriebe nach der betreffenden Richtung hin wirken, so förderlich scheint es doch, bei günstigem zufälligen Zusammentreffen verschiedener zu ähnlicher Thätigkeit bereiteter Mitglieder eine Organisation zu schaffen, welche ein einiges Zusammenwirken ermöglicht, auch an sich weniger bedeutende Kräfte zur geeigneten Verwendung bringt und die gemeinsame Leistungsfähigkeit nach festen Zielen hin in Bewegung setzt. Dieser Rücksicht verdankt die dramatische Sektion des literarischen Kränzchens ihr Dasein. Hat sie als solche bisher noch wenig geleistet, so läßt sie doch für die Zukunft gute Resultate hoffen, da das Material, mit dem sie zu arbeiten gedenkt, bereits erprobt ist, und mancherlei aus Einzelbestrebungen hervorgegangene Leistungen immer von Neuem lebhaftes Interesse erregt und Wiederholungen zu einem wirklichen Bedürfnis gemacht haben.

Es versteht sich von selbst, daß die dramatische Sektion als solche weder Dramen schreiben noch selbst Stücke aufführen soll. Alles, was sie zu thun hat, ist, zur Produktion anzuregen, sich dramatischer Arbeiten einzelner Mitglieder anzunehmen und dieselben in möglichst ergiebiger Weise zur Kenntniß des Kränzchens zu bringen, oder auch ältere und neuere Dramen anderer, uns in irgend einer Art nahestehender Verfasser unter gewissen Voraussetzungen daselbst passend einzuführen, also Vorlesungen oder Aufführungen zu veranstalten. Keineswegs sind also auch die Mitglieder der dramatischen Sektion die alleinigen Theilnehmer bei den öffentlichen Veranstaltungen dieser Art; vielmehr bilden sie nur gewissermaßen den festen Kern, um den herum sich bei jedesmaliger Veranlassung ein engerer oder weiterer Kreis von Thätig-Betheiligten anschließen kann. Es ist also jedem Mitgliede des Kränzchens gestattet, sich für spezielle

Fälle oder überhaupt beim Sektionsordner oder einem Beisitzer zur Mitwirkung anzumelden und die Sektion durch seinen Beitritt zu verstärken. Der Vortheil der Organisation wird sich mithin nach verschiedenen Seiten hin zeigen, in der Erleichterung der Arbeit bei Unternehmungen der bezeichneten Art durch Theilung derselben unter die Mitglieder, in der leichtern Uebersicht der vorhandenen Kräfte, in der glücklicheren Vertheilung der Funktionen, in dem Umstande, daß jeder Einzelne im Voraus die Persönlichkeit kennt, an die er sich zu wenden hat, wenn er dem Kränzchen ein dramatisches Produkt zuwenden oder sich selbst zur Verwendung bei theatralischen Aufführungen oder Vorlesungen zur Disposition stellen will. Es wird keinem Zweifel unterliegen, daß auf solche Weise mehr geleistet werden kann, als wenn es, wie bisher, einzelnen Unternehmern überlassen bleibt, sich selbst das nöthige Personal zusammen zu suchen, wobei Mißgriffe nur zu leicht möglich sind. Zugleich wird aber auch der Kreis derer, die im Kränzchen selbst für die allgemeine Unterhaltung thätig sind, angemessen erweitert und dadurch in die Gesellschaft selbst mehr Leben gebracht. Es war bisher zu beklagen, daß bei der so erheblichen Zahl von Mitgliedern verhältnismäßig so Wenige und immer diese Wenigen für die Unterhaltung sorgten, während die weitüberwiegende Mehrzahl sich auf die passive Betheiligung beschränkte. Nun ist es allerdings weder möglich, auch noch nöthig, daß Jeder im Kränzchen literarisch producirt, wohl aber giebt es noch mancherlei andere Wege sich für literarische Zwecke thätig zu beweisen, und sicher ist die Annahme berechtigt, daß bisher manchem Talent nur die Gelegenheit gefehlt hat, sich zur geeigneten Verwendung zu stellen.

Ein Rückblick auf die Vergangenheit wird zeigen, wie viel schon ohne feste Organisation geleistet ist, und zu weiterem mehr planmäßigem Vorgehen Muth machen. Zu keiner Zeit hat es dem Kränzchen an Mitgliedern gefehlt, die auf dramatischem Gebiet produktiv thätig waren. Schon in der zweiten Versammlung desselben trug E. Wichert seine einaktige Tragödie „Markgraf Rüdiger von Bechlar“ (abgedruckt im Altpreussischen Museen-Almanach vom Jahre 1859 S. 353.) vor. Es war dies eine einfache Vorlesung, bei der eben die Mittheilung des Textes der einzige Zweck war. Bald machte sich aber auch der Wunsch rege, kleinere Dramen heiteren Inhalts zur Aufführung zu bringen, um so den doppelten Zweck zu erreichen, einmal die Stücke selbst ihrer Bestimmung gemäß vorzuführen, dann auch dem Kränzchen das Vergnügen einer theatralischen Vorstellung zu bereiten. So wurde unser Theater schon 1859 mit E. Wichert's kleinem Lustspiel in 1 Akt „Hinterm Rücken“ (gedruckt Königsberg 1859; in Kommission bei Pfiker u. Seilmann) eröffnet. Bald folgte A. Stobbe mit dem Lustspiel „Männer und Frauen“ (seine Lustspiele und Gedichte erschienen gedruckt Königsberg 1865 cf. Unterh. S. 79.). In der Folge kamen von Lustspielen von Kränzchenmitgliedern zur Aufführung: „Ein Toast“ von E. Wichert, „parlamentarische Studien“ von A. Stobbe (Preislustspiel ohne Liebe. Wie oben; cf. Unterh. S. 45.), „Geld, Geist und Geburt“ von H. Hartung, „ein Heirathsgesuch durch die Zeitung“ von v. Wallenrodt. Meistens gingen scherzhafte Prologe zur Orientirung des Publikums dem Spiel voraus. In der Folge glaubte man sich nicht auf die

eigene Produktion beschränken zu dürfen; es schien dem Zwecke des Kränzchens wohlangemessen, auch dramatische Werke älterer altpreussischer Autoren vorzuführen und dadurch die Erinnerung an dieselben zu beleben. So brachte Prof. A. Hagen den „Apelles“ von Friedr. August v. Seyden (geb. den 3. Sept. 1789 in Merßen bei Heilsberg, gest. als Oberregierungsrath in Breslau den 5. Nov. 1851. Dramatische Novellen, Königsberg 1819 2 Bb. Herabges. Pr. 20 Sgr.), E. Wichert den „Mann nach der Uhr“ von Theob. Gottlieb v. Hippel (geboren den 31. Januar 1741 in Gerbauen, gestorben als Geheimer Kriegsrath und Stadtpräsident von Königsberg den 23. April 1796. Gesammelte Werke 1827 — 1838 in 14 Bänden) zur Darstellung. Sodann gaben die Festtage des Kränzchens noch zu mancherlei andern theatralischen Belustigungen Anlaß und Gelegenheit. Das im November 1859 von A. Hagen arrangirte Schillerfest (cf. Jahresbericht 1858. ff. S. 21.) brachte theatralische Aufzüge und lebende Bilder, ebenso dessen Shakspearefest im April 1864 lebende Bilder, jedesmal nach Motiven aus Dramen der gefeierten Dichter. Beim Schillerfest theiligten sich die zu den Bildern gehörigen Personen zugleich beim Umzuge, in der Art, daß die betreffenden Gruppen auf der Bühne Halt machten, sich vor den Augen der Zuschauer zu Bildern stellten und sodann wieder in Bewegung setzten, um eine neue Gruppe aufziehen zu lassen; beim Shakspearefest erschienen die hinter dem Vorhang gestellten lebenden Bilder gleichsam als Illustrationen zu einem von A. Hagen gehaltenen Vortrage (cf. Unterh. Beil. zu Nr. 2.). — Das zugleich als Martinsfest gefeierte Stiftungsfest im Novbr. 1860 brachte unter anderm auch kleine dramatische Scherze; das von D. Rosenfranz arrangirte Stiftungsfest im Novbr. 1862 ein allegorisches Lustspiel von Dr. v. Wallenrodt, die Stiftungsfeste von 1863 und 1864 Festspiele von H. Hartung („das Examen des Kränzchens“) und E. Wichert („der Minnehof des lit. Kränzchens“). — Als ungehörig, weil dem Zweck des Kränzchens nicht entsprechend, muß endlich die Aufführung zweier kleiner Lustspiele von Görner und einer Operette, „der Kapellmeister von Venedig“, bezeichnet werden, eine Abirrung, die wohl nur damit zu entschuldigen ist, daß die eigene Produktion nicht immer mit dem Verlangen nach theatralischer Unterhaltung gleichen Schritt halten konnte, und daß man auch einmal die musikalischen Kräfte der Gesellschaft zur Verwendung gebracht wünschte.

Handelte es sich im Vorigen um vollständige theatralische Aufführungen auf einem Saaltheater oder wenigstens im Kostüm, so wurden doch auch dramatische Vorlesungen mit vertheilten Rollen nicht vergessen. Schon 1860 versammelte A. Hagen um sich einen Kreis von Herren und Damen, um mit demselben dramatische Leseübungen zu halten, und kann in sofern als der eigentliche Begründer der dramatischen Sektion angesehen werden. Deffentlich im Kränzchen wurden in solcher Weise vorgelesen: Scene aus Torquato Tasso (die beiden Leonoren), „Er weint“, Lustspiel von G. Füllborn (Preuß. Almanach 1863. S. 217.), „Jeder will seinen Profit machen“, Lustspiel von G. Hilder (demnächst auch auf dem Königsberger Stadttheater aufgeführt) und „die Fabier“ von G. Freitag (Bibliothek Nr. 2.). — Die Form dieser Vorlesungen wurde

durch E. Wichert in den letzten Jahren dadurch in der Richtung theatralischer Aufführungen erweitert und verbessert, daß derselbe bei der Lesung seiner Tragödie „der Wiking von Samland“ (Berlin bei R. Decker 1860 erschienen) und des fünfsäktigen Lustspiels „die Jägerin“ von A. Hagen vor die durch Vorhänge gedeckte Nische im Saal ein Podium stellen und die mitlesenden Personen wie bei wirklichen Aufführungen vortreten und abgehen ließ, während eine außerhalb stehende Person entweder vor den einzelnen Akten oder auch während derselben die Decoration und die aus dem Dialog nicht ersichtliche Handlung anzeigte. Es wurde dadurch größere und leichtere Uebersichtlichkeit gewonnen, indem der Zuhörer in jedem Augenblick, welche Personen als auf der Bühne anwesend und miteinander sprechend zu denken sind, wissen und mit der Phantasie leichter das fehlende theatralische Beiwerk ergänzen konnte. Zugleich blieb der Charakter der Vorlesung gewahrt, indem jedes eigentliche Spiel ausgeschlossen war und nur die Stimme der Vortragenden freien Raum zur Bewegung hatte.

Um die dramatische Produktion im Kränzchen anzuregen, hat dasselbe zweimal Preisaufgaben gestellt. Zum ersten Mal wurde 1860 ein Lustspiel gefordert, das nicht eine Heirathsintrigue zum wesentlichen Inhalt hat (Unterh. S. 45.). Den Preis gewann A. Stobbe mit seinem schon erwähnten Lustspiel „Parlamentarische Studien“. Noch nicht gelöst ist die erst in diesem Jahr gestellte Aufgabe, ein Lustspiel nach einer Novelle von D. Ruppini zu schreiben.

Nicht unerwähnt mag endlich bleiben, daß von Mitgliedern des literarischen Kränzchens noch folgende dramatische Arbeiten veröffentlicht sind: „Theodor, König von Corsika“, Komödie in 5 Akten, von Ervin Schlieben, Berlin 1860 (Bibl. Nr. 3.), „die Rache“, historisches Drama von A. Böhnke, Königsberg 1857, Borilla „Don Juan Tenerio“ und Camprodoris „die Blume eines Tages“, nach dem Spanischen von H. G. de Wilde, Leipzig 1850 und 1855 (Bibl. Nr. 56.), „Unser General Vort“ von E. Wichert (Berlin bei R. Decker 1858), „Licht und Schatten“ von demselben (ibid. 1862, Bibl. Nr. 48.), „der Oberst und der Matrose“ von A. Hagen (Frank's dramatische Originalien, Leipzig 1842), „Geschichte des Theaters in Preußen“ von dems. (Königsberg 1854), sowie eine Scene aus Wicherts Drama „Souverain“ im Preuß. Almanach 1861 S. 255.

Was nun das Prinzip anbetrifft, nach welchem die dramatische Sektion in Zukunft wird zu verfahren haben, so ergibt sich dasselbe aus den Erfahrungen der vergangenen Jahre ziemlich von selbst. Dem Kränzchen ist es Bedürfnis geworden, sich mehrmals im Jahre durch dramatische Vorlesungen und theatralische Vorstellungen beschäftigen zu lassen, und diese Art der Unterhaltung muß in gewissen Grenzen als durchaus zweckentsprechend bezeichnet werden. Mag man sich nun aber die Unterhaltung als Hauptsache denken, oder in diesen Beschäftigungen zugleich ein bildendes Moment suchen, jedenfalls werden beide Zwecke nur dann vollkommen erreicht, wenn das Lesen und Darstellen in möglichst vollkommener Weise zur Geltung kommt. Die dramatische Sektion wird daher ihr vorzügliches Augenmerk auf das Zustandekommen eines engeren Vereins von Mitgliedern zu richten haben, welche sich's in regelmäßigen Zusammenkünften

(wenigstens einmal im Monat) angelegen sein lassen, sich auf öffentliche Vorlesungen und Aufführungen vorzubereiten. Hier kann Jeder ungenirt die Probe machen, wie weit sein Talent reicht; der noch weniger Ausgebildete findet Gelegenheit sich unterrichten und anweisen zu lassen, und der Vorstand wird in den Stand gesetzt, das Material zu sichten und später jeden an seinem Platz zu verwenden. Diese dramatischen Vorversammlungen können bei rechtem Eifer und reger Theilnahme eine recht tüchtige Vorschule zur Bildung einer dem Kränzchen angehörigen Genossenschaft geben, deren Leistungen, wenigstens bei Vorlesungen mit vertheilten Rollen, sehr wohl über den gewöhnlichen Dilettantismus hinausgehen und höheren Anforderungen der Kunst entsprechen können. Soll dieses Ziel erreicht werden, so müssen die Theilgenommenen freilich alle Empfindlichkeit zu Hause lassen und sich dem Urtheil des leitenden Vorstands unterwerfen; sie müssen demselben die Rollenvertheilung unbedingt überlassen und sich bereit zeigen, jeden ihnen überwiesenen Part, groß oder klein, mit gleicher Sorgfalt und Liebe einzustudiren. Namentlich müssen die Damen mit Rücksicht darauf, daß in den meisten Dramen das weibliche Personal der Zahl nach nur schwach vertreten ist, resigniren können, diese Studien zu dem Zweck zu machen, sich selbst in der Ausbildung des Vortrags zu vervollkommen, da es unmöglich sein dürfte, bei öffentlichen Aufführungen oder Vorlesungen immer Gelegenheit zu geben, Proben ihrer Fertigkeit abulegen. In Betreff der Herren ist eine solche Reservation weniger nöthig, weil es leichter ist, dieselben angemessener zu beschäftigen. An sie ist jedoch die Bitte zu richten, sich recht regelmäßig zu theilnehmen, um Störungen bei den Proben auszuschließen. Nur wenn Jeder jederzeit den Gesamtzweck im Auge behält, läßt sich etwas wirklich Erfreuliches erreichen.

Ist sonach die Ausbildung des Vortrags Vorbedingung einer gedeihlichen Thätigkeit der dramatischen Sektion, so ist doch deren Aufgabe damit noch keineswegs erfüllt. Von ebenso großer Erheblichkeit ist die Frage, was ausgeführt und gelesen werden soll. Hier müssen wir uns stets vergegenwärtigen, daß wir literarische Zwecke verfolgen, und zwar vorwiegend in dem engen Kreise, der durch das Interesse für unsere vaterländische Literatur gezogen ist. Nur in dieser Beschränkung kann eine Gesellschaft, wie die unsrige, wenn man ihr nicht überhaupt jeden andern Zweck als den der Unterhaltung mit literarischen Gegenständen absprechen will, wirken. Ja, die Schranken werden im Allgemeinen noch näher gestellt werden müssen; dem Kränzchen wird zunächst dasjenige zuzuführen sein, was aus ihm selbst hervorgeht, oder in Beziehung zu ihm steht. Die nächste Berücksichtigung werden daher stets dramatische Arbeiten der Kränzchenmitglieder selbst finden müssen, auch wenn dieselben nicht auf hohen Werth Anspruch zu machen berechtigt sind; erst in zweiter Linie wird dann darauf zu achten sein, dem Kränzchen auch dramatische Werke anderer unserer Provinz angehöriger älterer oder neuerer Autoren bekannt zu machen. Im Weiteren wird zwischen Aufführungen und Vorlesungen zu unterscheiden sein. Bei ersteren dürfte es sich nicht empfehlen über die bisher gesteckten Grenzen überhaupt hinauszugehen. Findet sich innerhalb derselben kein Material, so müßten Aufführungen vorläufig

ganz unterbleiben. Unter keinen Umständen darf das Komödien-spielen bei uns Selbstzweck werden, wenn das literarische Kränzchen sich nicht zu einer gewöhnlichen Vergnügungsressource mit obligatem Liebhabertheater verflachen will. Sehr möglich, daß wir großen Zudrang hätten, wenn wir in solcher Weise für Unterhaltung sorgen wollten, aber schon nach wenigen Wiederholungen derartiger Vorstellungen würden wir uns überzeugen, daß der Geschmack für die gewöhnliche Art unsere Abende auszufüllen verdrängt ist. Schon jetzt zeigt sich die sehr bedenkliche Thatsache, daß ein großer Theil der Mitglieder sich nur zu außerordentlichen Festlichkeiten einfindet. Sorgen wir bei solchen Gelegenheiten noch mehr für's bloße Amusement, so verliert zuletzt auch die Schaar der Immer-Treuen den richtigen Maßstab für die Beurtheilung dessen, was wir unserm eigentlichen Zweck gemäß zu bieten haben, oder bleibt in der sehr zutreffenden Erwägung fort, daß man, wenn man Theater genießen wolle, dies viel besser im städtischen Schauspielhaus haben könne. Halten wir daher zu unserm eigenen Besten an dem Prinzip fest, daß im Kränzchen nur zu dem Zwecke Komödie gespielt werden dürfe, um dramatische Produkte, welche im Kränzchen entstanden sind, oder die in anderer Weise nähere Beziehung zu uns haben, zur Aufführung zu bringen. Es wird sich dabei oft um Stücke handeln, denen die Theater nicht, oder noch nicht, oder nicht mehr zugänglich sind; unser reeller Erfolg ist also, daß wir den jungen Autoren Gelegenheit geben, die Wirkungsfähigkeit ihrer Stücke zu prüfen, daß wir den bessern Sachen ein Renommée verschaffen, das ihnen den Weg zur weiteren Oeffentlichkeit ebnet, daß wir unser Publikum in steter Verbindung mit demjenigen erhalten, was unsere schon anerkannten Landsleute auf dramatischem Gebiet geschaffen haben und schaffen, soweit diese Vermittelung nicht unsere schwachen Kräfte übersteigt.

Nicht ganz so ängstlich werden wir bei Vorlesungen zu verfahren haben. So wenig es den Zwecken unseres Kränzchens gemäß war, Schauspieler auszubilden, so wohl verträgt sich doch mit demselben die Ausbildung des Vortrags für das bloße Vorlesen. Diese Ausbildung wird aber nur dadurch zu erreichen sein, daß wir, wenigstens zur Vorbereitung, möglichst vollkommene Werke in Betracht ziehen. Auch für öffentliche Vorlesungen können ohne Schaden Dramen gewählt werden, welche sich den oben erwähnten Beziehungen nicht einordnen. Den Genuß einer guten dramatischen Vorlesung kann man sich nicht so leicht anderweitig verschaffen; das Kränzchen gewährt also damit seinen Mitgliedern eine literarische Unterhaltung, die nicht außerhalb zu haben ist. Freilich wird auch hier die Auswahl der Stücke nicht gleichgültig sein. Unsere dramatische Sektion darf sich nicht mit einem Familienkränzchen identificiren, in dem die bekannten Klassiker hauptsächlich deshalb immer wieder von Neuem „mit vertheilten Rollen“ gelesen werden, weil sich davon die nöthige Anzahl Exemplare am leichtesten beschaffen läßt. Uns wird es gerade darauf ankommen müssen, gute, weniger oder in unserm Kreise noch gar nicht bekannte Dramen zur Vorlesung zu bringen, und an erster Stelle gerade solche, welche keine Aussicht haben, für jetzt wenigstens auf den Theatern aufgeführt zu werden. Es sind damit keineswegs nur die s. g. Lese-dramen gemeint, deren ganzer Bau sie also für die Aufführung unmöglich macht,

sondern vornehmlich echte Bühnen-dramen, welche nur deshalb außerhalb der Theater stehen bleiben müssen, weil sie dem Geschmack des großen Publikums nicht huldigen und die Direktoren daher mit Rücksicht auf die Theaterkasse bedenklich machen, oder weil die Diktion unsern Schauspielern nicht mundgerecht ist. Es ist hier nicht der Ort, des Weiteren auseinanderzusetzen, woran es liegt, daß es zur Zeit gerade den ernstlichsten dramatischen Bestrebungen am schwersten wird, sich auf der Bühne Geltung zu verschaffen; die Thatsache ist leider unbestreitbar. Unser Kränzchen kann sich ein Verdienst daraus machen, wenn auch nur in beschränktem Kreise, eine Besserung des Geschmacks in dieser Richtung anzubahnen.

Werden diese Hauptzwecke verfolgt und erreicht, so wird sich dann endlich auch ganz von selbst das wünschenswerthe Amusement ergeben, und die Abende, an denen gespielt oder gelesen wird, werden zu den wahrhaft genussreichen gehören. Man wird sich daran gewöhnen, an unsere Aufführungen einen andern Maßstab anzulegen, als an die Leistungen der stehenden Bühnen oder eines gewöhnlichen Liebhabertheaters, und so erst das eigentliche Vergnügen, was wir bieten können und wollen, davon haben. Man wird unsern Vorlesungen die Aufmerksamkeit schenken, die der höhere Zweck fordert, und sich freuen in der Erkenntniß der richtigen Wege, welche unsere dramatische Literatur zu machen hat, fortzuschreiten. Eine derartige Unterhaltung wird zugleich gewinnreich sein und ihren Werth nachweisen können.

Sollen sich jedoch alle diese schönen Aussichten realisiren, so ist vor Allem nöthig, daß die Scheu schwindet, welche bisher sicher so Viele abgehalten hat, ihre guten Dienste anzubieten. Die Bildung der dramatischen Sektion muß erst erfolgen, bisher sind nur die Namen einiger Mitglieder, welche sich dieses Zweiges der Geschäfte annehmen wollen, bekannt gemacht. Ein Mehreres kann die Vorberathung zur Organisation nicht thun. Aber auch die jetzt bekannten Sektionsmitglieder würden wenig ausrichten können, wenn sie nicht allseitig vom Kränzchen unterstützt werden sollten. Sobald sich die erforderlichen Kräfte gesellt haben werden, soll eine Sektionsversammlung anberaumt und das Nähere über den Tag der regelmäßigen Zusammenkunft beschlossen werden. Wir werden uns, da augenblicklich uns näherliegender Stoff nicht vorhanden und die Uebung des Vortrags Hauptsache ist, zuerst mit zwei neuen Dramen von Paul Heyse: „Hadrian“ und „Maria Moroni“ bekannt machen, von denen das erste in sehr schönen Jamben, das letztere in einer bewundernswürdig einfachen Prosa geschrieben ist. Die Bücher sind im Buchhandel und mit geringen Kosten zu beziehen. Es wäre wünschenswerth, wenn jedes Sektionsmitglied sich ein Exemplar anschaffte, das, wie wir versichern dürfen, jede Bibliothek schmücken wird. Das Weitere festzustellen, mag der Zukunft überlassen bleiben. *)

*) Beitrittserklärungen werden wo möglich schon vor der September-Sitzung erbeten und von den Seite 50 benannten Ordnern und Mitgliedern der Sektion gerne entgegen genommen.

Der Prozeß Galilei.

Vortrag von J. Marcinowski.*)

Das Unternehmen, verehrte Anwesende, Sie von einem Gegenstande zu unterhalten, welcher weit mehr der Geschichte der Criminaljustiz und der Astronomie anzugehören scheint, als der Literatur, bedarf einer kurzen Vorbemerkung.

Die Lebensgeschichte großer Männer ist immer der Gegenstand allgemeinen Interesses gewesen, und dies Interesse spricht sich insbesondere in der Vorliebe aus, mit welcher sich unserm Gedächtniß einzelne Ereignisse oder gewisse bedeutsame Aussprüche einprägen, in welchen der eigenthümliche Charakter des Helden in besonders hervorragender Weise gekennzeichnet wird.

So erklärt sich die große Anzahl historischer Anekdoten und jener sprichwörtlich gewordenen historischen bon-mots, welche traditionell berühmten Persönlichkeiten in den Mund gelegt werden, und wofür neuerdings, ich weiß nicht, ob passender Weise, der homerisirende Ausdruck „geflügelte Worte“ in die Mode gekommen ist. Sobald solche Worte mehr oder weniger Gemeingut der gebildeten Welt geworden sind, bleiben denn auch die Anspielungen darauf in der Literatur nicht aus, und es möchte daher der Aufgabe eines literarischen Vereins nicht allzufern liegen, dem historischen Ursprunge derselben nachzugehen.

Tritt man aber dergleichen Anekdoten auf dem Wege der historischen und biographischen Forschung und mit derjenigen Gewissenhaftigkeit entgegen, welche bei der Konstatirung historischer Thatsachen gefordert werden kann, so findet man nicht selten große Zweifel, ob die Sache sich so zugetragen hat, wie die Anekdote erzählt. Und was insbesondere jene „geflügeltsten Worte“ betrifft, so scheint es eine Eigenthümlichkeit derselben zu sein, daß oft kein wahres Wort daran ist.

Von diesem Gesichtspunkt aus erlaube ich mir Ihre Aufmerksamkeit für die Geschichte eines Prozesses in Anspruch zu nehmen, mit welchem man traditionell jenen berühmten Ausspruch Galilei's: „Und sie bewegt sich doch!“ in Verbindung gebracht hat.

Man erzählt die Anekdote gewöhnlich so:

Galilei war der Hexerei angeklagt, weil er behauptet hatte, was heute Niemand zu bestreiten wagt, daß die Erde nicht still stehe, sondern sich um die Sonne bewege. Seine Richter verurtheilten ihn zu lebenslänglichem Gefängniß in den Kerker der Inquisition und nöthigten ihn, seinen Irrthum eidlich zu widerrufen. Nachdem er abgeschworen hatte, soll er mit dem Fuße auf die Erde stampfend, ausgerufen haben: — „Und sie bewegt sich doch!“

Den biographischen Studien über dies bon-mot ist erst in der neuesten Zeit die eigentlich zuverlässige Quelle dadurch eröffnet worden, daß Papst Pius IX. im Jahre 1850 die Publikation der bis dahin geheim gehaltenen Akten über den Prozeß Galilei in den historisch-kritischen Memoiren des Monsignore Marini gestattete. Aus diesen sind die authentischen Dokumente

*) Gehalten in der Mai-Sitzung des Kränzchens. Vergl. S. 6.

in die neuesten Florentiner Ausgaben der Werke Galileis übergegangen, woselbst sich auch die ganze auf den Prozeß bezügliche Correspondenz des Toskanischen Gesandten abgedruckt findet. Das Ergebnis einer sorgfältigen Prüfung dieser Dokumente und der zahlreichen Biographien Galileis ist überraschend: die ganze Geschichte ist erfunden. Keiner der gleichzeitigen Biographen erwähnt sie. Keine Spur findet sich davon in dem vertraulichen Briefwechsel, welchen der toskanische Gesandte in Rom mit seinem Hofe über den Prozeß Galileis unterhielt. Und auch von den späteren Biographen übergehen die Zuverlässigsten sie mit vollkommenem Stillschweigen. Sie ist nichts als eine Mythe, mit welcher der Enthusiasmus der Italiener das Märtyrertum ihres Landsmannes ausgeschmückt hat. Und freilich, die Mythe ist oft langathmiger, als die Geschichte. Die Geschichte des Prozeßes wird Ihnen aber auch beweisen, wie der Vorfall in dieser Weise sich gar nicht zugetragen haben kann.

Und sie bewegt sich doch! — E pur si muove! so lesen wir, wenn ein Schriftsteller uns ein Beispiel sonderlicher Seelengröße vorführen will und auf jene alte Reminiscenz verfällt. Ein Angeklagter vor den Schranken des Gerichts, welcher den Muth hat, mit dieser unumstößlichen Wahrheit: — und sie bewegt sich doch! — seinen verbildeten Richtern gegenüber zu treten, ist unlängbar ein gut zu verwerthender Held für einen dramatischen Dichter. So ist im letzten Winter im Königl. Schauspielhause zu Berlin ein neues Stück von Arthur Müller aufgeführt worden: „Der Fluch des Galilei“, in welchem diese Situation benutzt ist. Es sollte mich wundern, wenn es nicht einem Maler eingefallen sein sollte, die Gerichtsscene zum Gegenstande eines Gemäldes zu machen. Ein Greis von hoher majestätischer Gestalt, mit feurigem ausdrucksvollem Auge, mit erhobener Hand vor dem Tribunal der Inquisition stehend, das könnte ein gelungenes Seitenstück zu jenem Luther sein, den wir auf der letzten Kunstausstellung gesehen haben. So denkt sich der Dichter, so denkt sich der Maler seinen Helden, und wir wissen aus unserm Lessing: der Künstler ist für die historische Wahrheit seiner Schöpfung nicht verantwortlich. „Und sie bewegt sich doch!“ so geht der Mythos von dem heldenmüthigen Märtyrer Galilei von Munde zu Munde. Aber die biographische Forschung muß diese Illusionen zerstören, sie darf ihm diesen phantastischen Ruhm nicht lassen. Die unerbittliche Geschichte beweist auch in diesem Falle, wie sonst so oft, daß ein großer Mann nicht in allen Lagen des Lebens ein Held zu sein braucht. Gestatten Sie mir also die wahre Geschichte jenes Prozeßes vor Ihnen aufzurollen.

Galileo Galilei war der Sohn eines florentinischen Edelmanns und wurde 1564 geboren. Er besaß kein Vermögen; aber in Italien war damals das goldene Zeitalter der Medicäer, in dem kein Mann von Genie zu Grunde gehen konnte. Hof und Adel von Toscana wetteiferten darin, ihre glänzenden Reichthümer dem Dienste der Wissenschaften und Künste zu widmen. Der Reichthum schien seine schönste Bestimmung in der Unterstützung der intellectuellen Kräfte zu finden, welche zur Veredelung und Verschönerung des Lebens beitragen; das Mäcenatenthum gehörte gewissermaßen zum guten Ton. So hat es denn auch Galilei an Concessionen und Unterstützungen niemals gefehlt.

Er widmete sich anfangs dem Studium der Medizin, trieb dann Naturwissenschaften und Mathematik und wurde im Alter von 25 Jahren Professor der Mathematik zu Pisa. Das war nun freilich eine bescheidene Stellung. Denn die Hochschule von Pisa war wenig besucht und lange nicht so berühmte, als die Universitäten von Padua und Bologna. Aber Galilei zog dort durch seine Kenntnisse von der Baukunst die Aufmerksamkeit des Großherzogs Ferdinand I. auf sich, welcher ihn zur Ausführung eines großartigen Hafenbauprojects verwenden wollte. Das schlug freilich zunächst zu seinem Nachtheil aus; denn er gerieth in Streitigkeiten mit einem Prinzen Johann von Medici, welchem der Großherzog die obere Leitung der Hafenbauten übertragen hatte, wie es heißt wegen einer Baggermaschine. Dies veranlaßte ihn sein Amt in Pisa niederzulegen und er befand sich nun einige Zeit vis-à-vis de rien, bis er 1592 von der Republik Venedig eine Professur in Padua erhielt. Hier hatte er bald einen ungeheuren Zulauf. Seine Unterweisungen im Festungsbau führten namentlich eine Menge auswärtiger Fremder nach Padua, welche die Kriegskunst studiren wollten. Die Privatstunden, welche er gab, wurden mit Gold aufgewogen. Die Italienischen Schriftsteller erzählen, und das dürfte für unsern protestantischen Norden vielleicht interessant sein, daß Gustav Adolph, der König von Schweden, sich eine Zeitlang incognito in Padua aufgehalten habe, um den Unterricht Galileis zu genießen. Etwas Zuverlässiges habe ich darüber nicht ermitteln können, da mir Schwedische Quellen nicht zu Gebote stehen, und durch das angebliche Incognito die Erzählung der Italiener doch immerhin zweifelhaft wird. So viel ist aber gewiß, daß Galilei einen europäischen Ruf hatte, und mit Gelehrten in Deutschland, Holland und Frankreich im Briefwechsel stand. Die Erfindung des Fernrohrs im Jahre 1609 und die Entdeckung der Jupitersatelliten im folgenden Jahre sicherten ihm seine Bedeutsamkeit für alle Zeiten. Inzwischen war in Florenz Cosmus II., ein eifriger Beschützer Galileis, Großherzog geworden. Es war einer seiner ersten Regierungsacte, den Galilei nach Florenz zu berufen. Dort erhielt er den Titel eines Großherzogl. Mathematikus, pro forma eine Professur in Pisa, ohne jedoch Vorlesungen halten zu dürfen, und eine für jene Zeiten glänzende Dotation, die es ihm ermöglichte, mit Muße seinen Studien nachzuhängen. In dieser Stellung blieb er übrigens bis zu seinem Tode. Wenn man den Briefwechsel aus jener Zeit liest, so wird man lebhaft an die Rolle erinnert, welche Göthe am Weimarschen Hofe spielte. Ohne gerade Minister zu sein, war er der Liebling des Großherzogs Cosmus II. und eine Zierde seines Landes und Hofes. Seine Villa zu Arcetri war der Sammelplatz aller Notabilitäten der Gelehrten- und Künstlerwelt. Kein Fremder von Distinction verließ Italien, ohne Galilei einen Besuch gemacht zu haben. Das war der Mann, den Sie nun bald auf der Angeklagtenbank der Inquisition sehen sollen.

In der Astronomie bereitete sich nemlich zu jener Zeit ein großartiger Umschwung der Ansichten vor. Jahrtausende hatte man geglaubt, die Erde stehe still, und Sonne, Mond und Sterne bewegten sich um dieselbe. Um die Bewegungen der Planeten mit dieser Theorie in Einklang zu bringen, mußte man

zu den verwickeltesten Hypothesen greifen. Mit großem Scharfsinn, das läßt sich nicht läugnen, hatte ein alter egyptischer Astronom Namens Ptolemäus diese Hypothesen in ein System gebracht; man nannte dies das Ptolemäische Weltssystem.

Da stellte unser großer Landsmann Kopernikus, geboren in Thorn und Domherr in Frauenburg, die entgegengesetzte Lehre auf: die Sonne, sagte er, ist der Mittelpunkt des Weltsystems; die Erde steht nicht still, sondern bewegt sich, wie alle übrigen Planeten in einer kreisförmigen Bahn um die Sonne. Das war der geniale Gedanke, auf den die moderne Astronomie gebaut ist. Heutzutage sind das Lehrfächer, in jeder Elementarschule geläufig. Nicht so zu jener Zeit. Wir würden irren, wenn wir glauben wollten, Kopernikus habe nur nöthig gehabt sein schönes einfaches System aufzustellen, um es Jedermann einleuchtend zu machen. Dazu gehörten gleichwohl nicht Jahre, sondern Jahrhunderte. Eine so vollständige Umkehr der Wissenschaft, wie sie das Kopernikanische System anbahnte, hat sich erst im Laufe langer Zeit vollziehen können. Eine Meinung, die Jahrtausende für richtig gegolten hat, giebt man nicht so leicht auf. Unter den Gelehrten von Fach behielt das Ptolemäische System seine zahlreichen Anhänger. Und seien wir nicht ungerecht gegen dieselben. Diejenigen Beweise, welche uns heute zu Gebote stehen, diese unglaubliche Verfeinerung der Beobachtungsmittel, war zu jener Zeit unbekannt. Es stand eigentlich nur Hypothese gegen Hypothese. Strenge Beweise auf keiner Seite. Achtzig Jahre vor Galilei war des Kopernikus Buch erschienen und noch konnte man alles Ernstes darüber streiten, welches System das richtige sei, und stand bei solchem Streit mit seinem Gegner ziemlich auf gleichem Boden.

Da konstruirte Galilei sein Fernrohr. Mit Hilfe desselben entdeckte er am Himmel neue bis dahin unbekannte Wunder. Diese Entdeckungen waren eben so viel neue Beweise für die Richtigkeit der Kopernikanischen Lehre. Nun erst hörte sie auf Hypothese zu sein und wurde zur unbezweifelten Wahrheit. Schon schien das alte Ptolemäische System unrettbar verloren, — da begann es, sich in die Arme der Theologen zu werfen. Die Erde steht und Sonne bewegt sich, wurde ein Glaubenssatz; in den Kirchen wurde es gepredigt und die entgegengesetzte Behauptung als keßerisch verdammt. Der Domherr von Frauenburg war seiner Zeit mit großer Auszeichnung in Rom empfangen worden, als er zum Lehrer der Mathematik dorthin berufen ward. Sein Buch wurde unbehindert gelesen. Jenseits und diesseits der Alpen hatten seine Anhänger sein System öffentlich abgehandelt. Nie hatte die Kirche etwas Gefährliches darin wahrgenommen. Nun sollte es auf einmal Kezerei sein und wurde eifrig verfolgt. Allein auch darüber dürfen wir uns nicht zu sehr wundern. Italien hatte damals eine zahlreiche, reich dotirte und mäßig beschäftigte Geistlichkeit. In ihr war der Sitz reicher Bildung. Sie repräsentirte hauptsächlich den Gelehrtenstand. Mit großem Eifer beschäftigte sie sich namentlich mit naturwissenschaftlichen und astronomischen Fragen. Das Interesse dafür war rege bis in die höchsten Kreise. Stundenlang hatten die Herren Cardinäle an dem Fernrohr Galileis gestanden und sich von ihm die Wunder des Himmels erklären lassen. Cardinal Maffeo Barberini hatte es sich zur Ehre geschätzt, Galileis Um-

gang und Gastfreundschaft zu genießen. Er hatte sogar eine Ode auf ihn gemacht. Nichts war natürlicher, als daß die Tagesfrage: ob Ptolemäus, ob Kopernikus Recht habe, in jenen Kreisen vielfach Wiederhall fand; und was billigerweise ein Streit der Gelehrten hätte bleiben sollen, wurde auf das kirchliche Gebiet hinübergespielt und nahm hier bald den Charakter der Gehässigkeit an, deren Opfer Galilei werden sollte. Es war also nicht sowohl Unwissenheit, wie man gemeinhin annimmt, es war vielmehr übertriebener wissenschaftlicher Eifer, welcher die Patres gegen das Kopernikanische System in Harnisch brachte, ein Eifer, der freilich demnächst auf die widerwärtigsten Abwege gerieth.

Betrachten wir einmal die theologischen Gründe etwas näher, mit denen man behauptete, die Lehre des Kopernikus stände im Widerspruch mit der Heiligen Schrift.

Wenn wir in der Schöpfungsgeschichte lesen:

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde

und am vierten Tage:

Gott machte zwei große Lichter: ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne, —

so ist diese naive Auffassungsweise, welche lediglich die äußern Erscheinungen, wie sie sich einem kindlichen Gemüth darstellen, ins Auge faßt, sicherlich weit entfernt von aller Speculation über die Gestaltung des Weltsystems.

Dann kommt aber im 8. Kapitel eine Stelle, worin der Herr, nachdem die Wasser der Sündfluth abgelaufen sind, Friede macht mit der Menschheit und mit den Worten schließt:

So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

„So lange die Erde stehet“ — hier hatte sich ja Gott der Herr selbst, so meinten die Römischen Doctoren, zum Ptolemäischen System bekannt.

Und nun gar die Stelle aus dem Josua:

Josua hatte in der blutigen Schlacht bei Gideon die fünf Könige der Amoriter besiegt; ein Unwetter hatte die Feinde in Schrecken gesetzt, in wilder Eile wandten sie sich zur Flucht. Die hereinbrechende Dunkelheit setz der Verfolgung und dem Blutbade Schranken.

Da betete Josua zu dem Herrn und sprach vor gegenwärtigem Israel: Sonne, stehe stille zu Gideon und Mond im Thale Mazon.

Da stand die Sonne und der Mond stille, bis daß sich das Volk an seinen Feinden rächete.

Also stand die Sonne stille und verzog unterzugehen beinahe den ganzen Tag.

Wenn nun dies Stillstehen der Sonne ein Wunder war, welches Josua durch sein Gebet bewirkte, so folgte daraus, daß im natürlichen Laufe der Dinge die Sonne nicht stille stand, sondern sich bewegte. Nun lehrt aber Kopernikus das Gegentheil. Folglich ist seine Lehre im Widerspruch mit der Heiligen Schrift.

Das, verehrte Anwesende, waren die Gründe, mit denen die römischen Theologen eine astronomische Wahrheit bekämpften, und es hat mehr als hundert Jahre gedauert, bis der auf jene Wahrheit gelegte Bann aufgehoben wurde, und Niemand in Italien, ja selbst in Frankreich durfte es ungestraft wagen, die Lehre

des Kopernikus zu vertheidigen. Erst Papst Benedikt XIV. hob das Verbot der Inquisition auf, welches die Werke des Kopernikus verdammt. Die Theorie der Bewegung der Erde wird jetzt überall gelehrt, selbst auf der Sternwarte in Rom, welche die Jesuiten leiten.

Galilei war ein Anhänger des Kopernikanischen Systems, jedenfalls ein Gegner der Art von Weisheit, welche die Heilige Schrift in diese Fragen hineinbrachte. In einem Briefe an einen seiner Schüler hatte er seine Ansichten darüber dargelegt. Der Brief war an die Oeffentlichkeit gekommen und hatte die Aufmerksamkeit des Inquisitionsgerichts auf sich gelenkt. Das war im Jahre 1616. Schon damals wollte man ihm den Prozeß machen. Seinen guten Connexionen hatte er es zu verdanken, daß es bei einer bloßen Verwarnung blieb. Der Papst ließ ihm durch den Cardinal Bellarmino verbieten, die Lehre des Kopernikus zu vertheidigen oder auf irgend eine Weise schriftlich oder mündlich zu verbreiten, und er versprach zu gehorchen. Noch in demselben Jahre erließ die Römische Censurbehörde ein öffentliches Dekret, durch welches es Jedermann untersagt wurde, die Meinung des Kopernikus zu lehren und Kraft dessen das Buch des Letzteren verboten wurde.

Galilei that verschiedene Mal Schritte wegen Zurücknahme des Verbots, aber immer vergeblich. Er war mit den meisten Cardinälen persönlich bekannt. Jener Cardinal Barberini, welcher eine Ode auf ihn gemacht hatte, wurde 1624 unter dem Namen Urban VIII. auf den Heiligen Stuhl erhoben. Galilei reiste nach Rom ihn zu beglückwünschen; der Papst behandelte ihn mit großer Auszeichnung. Eine Zurücknahme des Verbots konnte er nicht erwirken. Galilei war trostlos. Seit 10 Jahren hatte er mit emsigem Fleiß ein bedeutendes Werk über das Kopernikanische Weltssystem ausgearbeitet. Er besaß ganz die prickelnde Ungeduld der Literaten, welche nicht schlafen können, ehe ihr Werk unter die Presse kommt. Da versiel er auf einen eigenthümlichen Gedanken. Wie? wenn ich meine Ideen in einen Dialog verflechte, und auch die Gegner des Kopernikus darin reden lasse, so wird man doch nicht sagen können, welche von den beiden Meinungen die meinige ist, und so umgehe ich das Verbot der Censur. So entstand sein berühmtes Buch:

„Gespräche über die beiden Hauptweltssysteme, das Ptolemäische und das Kopernikanische.“

In diesen Gesprächen vertheidigt der eine Redner das eine System, der andere das andere; ein Dritter spielt den unparteiischen Kritiker und macht, daß Alles unentschieden bleibt. Unverkennbar kommt in diesen Disputationen das Ptolemäische System übel weg. Die eigentliche Absicht des Verfassers ist schlecht verhüllt, und wenn die Inquisitoren ihm später nicht glauben wollten, wenn er versicherte, es sei nicht seine Absicht gewesen die Lehre des Kopernikus zu vertheidigen, so muß man gestehen, daß sie wenigstens in diesem Punkt Recht hatten. Es ist trotz der Dialog-Form eine glänzende Apologie des kopernikanischen Weltsystems und stellenweise reine Satire auf das Ptolemäische. Das Schlimmste war aber, daß die Welt — mit Recht oder Unrecht, — behauptete, Galilei habe unter dem Na-

men Simplicius, d. i. derjenige Redner, welcher in dem Dialog das Ptolemäische System vertheidigt, den Papst verhöhnen wollen.

Galilei hatte vor dem Druck dieses Buchs sich mit dem Manuscript persönlich nach Rom begeben, um die Erlaubniß zum Druck nachzusuchen und hatte diese Erlaubniß erhalten. Ja, er hatte sie erhalten. Wie das gekommen ist, erscheint einigermaßen räthselhaft, wenn man bedenkt, daß dasselbe Buch später zum Gegenstande einer Anklage wurde. Allein sei es, daß er durch seine persönlichen Verbindungen etwas durchsetzte, sei es, daß man seinen frommen Beteuerungen in der Vorrede Glauben schenkte und sich durch die problematische Gestalt des Werkes täuschen ließ, sei es, daß es selbst in Rom noch heimliche Anhänger des Kopernikanischen Systems gab, er erhielt die Approbation von der Censur. Gewiß ist, daß er dabei die ihm vor 16 Jahren gemachte Verwarnung, nichts über des Kopernikus Lehre zu schreiben, dem Censor verschwieg, und dies wurde ihm späterhin sehr zum Vorwurf gemacht.

Das Buch erschien 1632 im Druck und erregte ein ungeheures Aufsehen. Es dauerte auch nicht lange, so wurde es von dem Römischen Inquisitionsgericht mit Beschlagnahme belegt und der Prozeß gegen Galilei eingeleitet.

Man gab ihm Schuld, keiserliche Ansichten in seinem Buche gelehrt, das Verbot des Papstes übertreten und die Erlaubniß zum Druck erschlichen zu haben.

(Schluß folgt.)

Frage.

Wir haben die Räthsel Unterhalt. S. 16, welche aus dem gleichen Klange des Namens eines Buchstabens und dem Laute mehrerer entstehen, „Gleichklangsräthsel“ genannt. Ein geehrtes auswärtiges Mitglied, welches mit erfreulicher Theilnahme unsere Unterhaltungen verfolgt, nennt die Räthsel S. 47 Nr. 3. 6., in welchen zwei Worte (Arm — arm, Bischof — Cardinal) mit einander zusammengestellt werden, treffend „Parallelräthsel“. Was für andere Arten Räthsel (Charade, Logogryph etc. etc.) sind bekannt und wie könnte man überhaupt die Räthsel vernünftig und vollständig klassifiziren?

Briefwechsel.

A. in N. S. Ihre Gedichte sind zum Vortrage ausgeschrieben (Th. Gehrmann), die Sagensammlung, durch die Sie eine frühere verstärkt haben und deren versprochene Fortsetzung wir nur dankbar erwarten können, an die Volksthumssektion abgeben. Weiteres in Nr. 8 Unterhalt. — **A. in A.** Bei dem reichhaltigen Stoffe, welcher unserem Blatte von hiesigen und auswärtigen Mitgliedern zufließt, bedauern wir, Gedichte etc. etc. Fremder nicht aufnehmen zu können. Gerne hätten wir jedoch, bei Ihrem Interesse für die Sache, mündliche Rücksprache genommen, wenn Ihrer Unterschrift nicht Titel und Wohnungsangabe fehlten.

Druckfehler in Nr. 6.

S. 88 Z. 13 muß heißen: O, will oft ich einsam leben.
„ 88 „ 52 „ „ : Den lustigen Mönchen von Troysland.

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

herausgegeben von dem zeitigen Ordner

N^o. 8.

Dr. R. Reusch.

1865.

Auswärtige und hiesige Freunde unseres Strebens, welche nicht unserm engern Kreise angehören, erhalten dieses Vereinsblatt gegen 1 Thlr. Jahresbeitrag, insofern nicht der buchhändlerische Bezug beliebt wird, durch Ordner H. Seidel (Französische Straße 13.) franco zugesandt.

Stiftungsfest.

Nach dem Beschlusse der am 4. d. M. stattgefundenen Vorberathung wird das literarische Kränzchen sein Stiftungsfest am 17. November c. durch ein gemeinschaftliches Abendessen feiern. Der Preis des trockenen Couverts ist auf 15 Sgr. festgesetzt. — Um 6 1/2 Abends werden sich die Mitglieder in dem Gesellschafts-Lokal versammeln; um 7 Uhr wird zur Tafel gegangen. Zwischen den einzelnen Gerichten sollen Quartette vorgetragen, auch wird die Festzeitung verlesen werden. Vor und während des Essens findet außerdem Mundgefang und Instrumental-Musik statt.

Der Gesellschaftsbote ist beauftragt, jedem Mitgliede des Kränzchens eine Liste zum Einschreiben des Namens und der Anzahl der gewünschten Couverts vorzulegen. Die Bezahlung erfolgt sogleich an den Voten, der dagegen die Eintrittskarten aushändigt. Die Anmeldungen der Gäste geschehen bei dem Festordner Kaufmann Wiener (Altstädtische Kirchenstraße No. 23.) und werden nach der Reihenfolge, in welcher sie geschehen sind, soweit es nach Feststellung der Mitglieder-Liste der Raum noch gestattet, Berücksichtigung finden.

Die Dichter und Humoristen des Kränzchens werden freundlichst ersucht, Tasellieder und Beiträge zur Festzeitung unserm Ordner, Divisions-Auditeur Hierfemenzel (Koblenstraße No. 14 c.) bis zum 10. November c. zugehen zu lassen.

Dramatische Sektion.

Ihre Sitzungen, zu welchen alle dem engern Kränzchen beigetretenen Mitglieder eingeladen sind, haben bereits mit Lesung des „Fabrian“ von Paul Heyse begonnen und werden den laufenden Winter hindurch jeden Dienstag nach der Vorberathung 5 Uhr in dem kleinen Saale der Deutschen Ressource stattfinden, auch stets noch durch die Hartung'sche Zeitung bekannt gemacht. — Unsere Vorberathungen werden jeden Mittwoch nach dem 1. des Monats 4 Uhr in demselben Lokale gehalten, stehen ebenfalls

allen Mitgliedern offen, und bitten wir, da gerade auf ihnen das Leben und Wirken des Kränzchens beruht und keiner von uns Zeit zu verlieren hat, um ihren pünktlichen, regelmäßigen und vollzähligen Besuch. Auch sie werden und zwar am Vortage in der Hartung'schen Zeitung angezeigt.

Sitzung d. 23. September.

Tagesordner R. Reusch. — D. Fabricius setzte seinen Vortrag über die Ausgrabungen in Pompeji, für den wir schon S. 18. 40. Unterh. Interesse gewonnen haben, von dem Jahre 1850 ab bis auf die Neuzeit fort. — Nach der Pause theilte Reusch die während der Ferien eingegangenen Briefe auswärtiger Mitglieder: G. Füllborn-Berlin, Dr. R. Roskoff-Graudenz, A. G. Langfusch-Kalningken (Kreis Heydekrug), Dr. A. Lehmann-Danzig mit. Langfusch hat die Volksthumssektion nun schon durch eine dritte Lieferung litauischer Sagen erfreut, welche er aus dem Volksmunde sammelt. Die Sammlungen bezeugen nicht allein den außerordentlichen Reichthum seiner Heimath an noch lebenden Volksthümern, sondern auch den aufopfernden Fleiß des Sammlers, der sich für alles Heimische lebhaft zu interessiren scheint. So lag seiner letzten Sendung ein Stück Eichenholz bei, in dessen Steinkurste sich trefflich erhaltene Ammoniten *) befanden. Der Fund ist an die hiesige Königl. physikalisch-ökonomische Gesellschaft abgegeben. — Dr. A. Lehmann arbeitet jetzt, wie er uns schreibt, an einer Geschichte des s. g. Tugendbundes, eines sittlich-wissenschaftlichen Vereins, der sich im April 1808 zu Königsberg bildete und die moralische und intellektuelle Kräftigung des preussischen Volkes zum Zwecke hatte, aber — weil er großen Verdacht bei Napoleon erregte — schon im Juni 1810 aufgehoben werden mußte. Lehmann, dem in den hinterlassenen Papieren seines Vaters, eines Mitstifter des Bundes, nicht unbedeutendes Material zu Gebote steht, wünscht nun zu wissen: ob außer dem

*) Ammonshörner, eine vorweltliche Molluskengattung, ähnlich der wohlbekannten Hornschnecke, welche wir Posthorn nennen.

Material, welches das hiesige Königl. geh. Archiv besitzt und schon Voigt in seiner Geschichte des Tugendbundes (Berlin 1850) benutzt hat, noch irgendwo anders authentische Nachrichten über diesen Bund aufbewahren sind und ob noch vielleicht ein alter Tugendbündler in Königsberg oder in der Provinz Preußen lebt? — Endlich empfiehlt R. Neusch das Werk des um die deutsche Literatur schon vielfach verdienten Professors Dr. Ettmüller „Herbstabende und Winternächte“, dessen erster Band eben erschienen ist (Stuttgart 1865). Der Verfasser läßt hier die deutschen Dichtungen in einem gewählten Kreise von Herren und Damen durch die Theilnehmer selbst vortragen. Jeder fragt, sobald ihm an dem Vortrage des Andern irgend etwas undeutlich gewesen ist, und erhält stets den genügendsten Aufschluß *). Durch diese Gespräche und durch einen kleinen Roman, der sich unter den Mitgliedern des neuen literarischen Kränzchens inzwischen fortspinn, erhält der Vortrag eine solche Lebhaftigkeit und Anziehungskraft, daß er schon unsere älteste Literaturperiode, welche vorläufig behandelt und sonst schwer überwunden wird, dem Leser genießbar und genussreich macht. — Darauf las E. W. i c h e r t von seinem schon vor mehreren Jahren gedichteten, noch nicht gedruckten Trauerspiele „Moritz von Sachsen“, indem er eine kurze historisch-kritische Einleitung über den behandelten Stoff vorausschickte, den dritten Akt vor, in welchem jener deutsche Fürst, der bisher im Interesse der Einheit des Reichs gegen seine eigenen Verwandten und Glaubensgenossen dem Kaiser Carl V. treuen Beistand geleistet hat, bei dem Versuche, seinen Schwiegervater Philipp von Hessen mit Carl zu versöhnen, durch den letzteren und seinen Helfershelfer Granello auf das Schändlichste dadurch hintergangen wird, daß man im entscheidenden Augenblicke das Versprechen, Philipp nicht mit einem Gefängniß zu beschweren, für einen Schreibfehler statt „nicht mit ewigem Gefängniß“ erklärt, wodurch dann der

*) Wie eingehend die Erklärungen sind, davon möge ein Beispiel zeugen. Wir haben „Unterh. S. 73.“ den Merseburger Segen:

Phol ende Uodan vuorun zi holza,
du uuart demo Balderes volon sin vuoz birenkit, etc.
nach Jac. Grimm's Deutung besprochen. Ettmüller weicht von ihr darin ab, daß er Phol und Balder nicht für identisch, sondern für zwei verschiedene Götter hält. Er macht bemerkt, daß es nicht heiße „Balder's Pferd habe sich den Fuß verrenkt“, sondern „dem Pferde Balder's sei der Fuß verrenkt worden“. Da nun der Reiter Balder und der Heiler Uodan der Verrenker nicht sein können, so müsse es ein Dritter — Phol gewesen sein. Phol dürfte man auch nicht „der Richte“ übersetzen, denn nach dem Stabreim müsse er fol d. i. „unreiner Geist“ heißen. Daß zuerst nur zwei Reiter Phol und Uodan benannt würden, entspreche, da sich der dritte Balder aus der weiteren Erzählung (der Verrenkung seines Pferdes) von selbst ergäbe, ganz der Kürze solcher Segen. Daher seien auch in dem christianisirten Spruche:

Petrus, Michael und Stephan ritten über Feld. Da sagte Michael: dem Roffe Stephan's ist es angethan! etc.
den alten Göttern drei Heilige substituirt und gewöhnlich wanderten die deutschen Götter zu dreien durch die Welt. Also wären gewiß auch nach der Sage, welche unser Zauberpruch noch kenne, drei Götter ausgezogen und zwar um die Natur wieder aus dem Winterschlaf zu erwecken; Uodan der Frühlingssturm, Balder der Sonnenstrahl und fol. Dieser letzte aber, ein Wintergott, habe das Vorhaben zu hindern versucht, indem er das Sonnenroß lähmte, und spiele also die Rolle Lokis, der ja auch bei Wintersonnenanfang den Tod Balder's selbst herbeiführe. Vergl. Neusch, Nordische Götterfagen. Nr. 167.

Um Schlag der Bestimmung und Handlung des Kurfürsten motivirt wird. Vielseitig wurde gewünscht, daß das Drama, wozu es seine ergreifende Handlung und seine mächtige Sprache ganz besonders berechtigen, bald möglichst durch eine Aufführung auch dem größeren Publikum eröffnet werde. — Schließlich las A. Hoffmann zur allgemeinen Freude einige der launigen Gedichte aus Brinckmann's „Bagel Griep“, namentlich zwei reizend naive Adbar-Lieder vor *) und H. Elditt überraschte die Gesellschaft durch Erklärung und Vorzeigung des schönen Magnetslichts, welches in solcher Stärke auftrat, daß die hellen Gasflammen des Kronleuchters verdunkelt wurden und gar Schatten warfen.

Der Prozeß Galilei.

Vortrag von J. Marciniowski.

(Vgl. S. 106. Schluß.)

Galilei war damals 70 Jahre alt, seine Gesundheit hatte sehr gelitten. Da erhielt er Anfangs 1633 im Winter die Vorladung, in Rom vor dem Heiligen Amt zu erscheinen. Seine Freunde ratheten ihm zur Flucht. Er aber reiste von Florenz nach Rom. Unwahr ist es, daß er dort eingekerkert wurde. Man behandelte ihn vielmehr mit der größten Rücksicht. Er wohnte im Hotel des Toskanischen Gesandten und hatte dort nur eine Art von Stubenarrest, in welchem ihm nur eine Zeitlang verwehrt war, Besuche zu empfangen. Der Großherzog interessirte sich gelegentlich für seine Sache. Der Gesandte Niccolini, welcher beim Papst sehr beliebt war, mußte wöchentlich über den Stand des Prozesses nach Florenz berichten. Auch in Rom fand Galilei viele Freunde. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Freundlichkeit ihn der General-Kommissarius der Inquisition behandelte und wie er bemüht war, die Sache zu unterdrücken. Freilich handelte es sich nebenbei auch darum, den päpstlichen Geheimsekretair Ciampoli, der die Genehmigung zum Druck erteilt hatte, zu retten. Aber eine Niederschlagung des Prozesses war nicht durchzusetzen, weil der Papst — es war derselbe, welcher als Kardinal den Galilei in einer Ode besungen hatte, sich dagegen erklärte.

Gleichwohl hoffte Galilei auf eine Freisprechung. Freilich auf die wissenschaftlichen Gründe, mit denen er die Lehre des Kopernikus so schön vertheidigt hatte, auf die Möglichkeit, seine Richter von der Richtigkeit dieser Lehre zu überzeugen, durfte er solche Hoffnung nicht bauen. Galilei kannte zu gut, was eine Anklage auf Ketzerei zu bedeuten hatte. Er wußte, daß der Versuch sich auf diese Weise zu rechtfertigen, ihn unfehlbar auf den Scheiterhaufen gebracht haben würde. Er legte sich also seine Vertheidigung in ganz anderer Weise zurecht. Dabei kam ihm die Form des Dialogs zu statten. Wie will man behaupten, sagte

*) Vergl. Unterh. S. 83. 95. — Odebar oder — wie man bei uns spricht — Adbar ist aus hero Träger und od Kind oder Glück zusammengesetzt. Dem entspricht unser Scherz, daß der Storch die Kinder bringe, und der Aberglaube unserer Landleute, daß er sein Nisthaus segne.

er, ich hätte in meinem Buche die Lehre des Kopernikus vertheidigt und aufrecht erhalten? Sind es denn meine Meinungen, welche ich vorgetragen habe? Bin ich für die Irrthümer der Personen verantwortlich, welche ich in meinen Dialogen reden lasse? Lasse ich dem Leser nicht vollständige Freiheit, sich der entgegengesetzten Ansicht anzuschließen? Sind nicht die Gründe für und wider beide Systeme mit gleicher Ausführlichkeit, gleicher Schärfe und gleichem Fleiße auseinandergelegt? Woraus will man denn schließen, daß ich der Lehre des Kopernikus den Vorzug habe geben wollen, da doch eine Entscheidung nirgends aufgestellt wird? Im Gegentheil, das Ptolemäische Weltssystem zu vertheidigen, war meine Absicht. Wenn ich nun die Irrthümer des Kopernikus nicht siegreich genug widerlegt zu haben scheine, so mag ich vielleicht ein wenig geschickter Schriftsteller sein, nimmermehr habe ich mich aber der Ketzerei schuldig gemacht.

Es war natürlich, daß die Inquisitoren auf diese Rechtfertigung nicht eingingen. Nach drei peinlichen Verhören legte man die Akten dem Papst vor. Dieser befand, Galilei spreche nur immer von seinem Buche und suche dasselbe zu rechtfertigen, wie es aber mit seinem Glauben beschaffen sei, ersehe man nicht. Er befahl ein Schlußverhör mit ihm anzustellen und ihn über seine innere Ueberzeugung von der Richtigkeit der Kopernikanischen Lehre zu befragen. Es begann nun die sogenannte inquisitio super intentione, eine Prozedur, bei welcher nach dem Verfahren des Inquisitionsgerichts die Anwendung der Folter nicht zu den Seltenheiten gehörte. Dazu ist es aber nicht gekommen; die Folter wurde ihm nur angedroht, und er gab im Schlußverhör auf die Frage, ob er die Lehre des Kopernikus glaube folgende Antwort ab:

„Schon lange Zeit, d. h. vor der Bestimmung der Heil. Congregation des Index von 1616 und bevor mir jenes Verbot eröffnet worden, war ich unentschieden, und hielt beide Meinungen, des Ptolemäus und des Kopernikus für vertheidbar, weil entweder die eine oder die andere in der Natur wahr sein konnte. Aber nach der eben gedachten Bestimmung ward ich von der höhern Einsicht meiner Obern überzeugt, jeder Zweifel schwand, und ich hielt, wie ich auch jetzt halte, für das wahrste und unzweifelhafteste die Meinung des Ptolemäus, d. i. das Feststehen der Erde und die Bewegung der Sonne.“

Fast klingt diese Erklärung wie eine feine Ironie auf die „höhere Einsicht“ der römischen Censur. Sicherlich liegt aber nichts von dem heldenmüthigen Märtyrertum darin, womit die Mythe diesen Prozeß ausstaffirt hat.

Am Tage nach dem Schlußverhör versammelte sich der Gerichtshof des heiligen Amtes im Kloster alla Minerva, um das Urtheil zu sprechen. Auf den Ruinen eines antiken Tempels der Weisheitsgöttin, war jenes Kloster erbaut worden, in dessen Räumen am 22. Juni 1633 ein Urtheil gesprochen wurde, welches der reinen Vernunft hohn sprechen sollte. Zehn Kardinäle hatten sich in feierlicher Sitzung versammelt. Sie waren die Richter. Eine große Anzahl Prälaten hatte sich eingefunden, um der Bekanntmachung des Urtheilspruchs beizuwohnen. Galilei war vorgeladen und erschienen. Der feierliche Akt bestand wesentlich in dem Vorlesen des Urtheils. Das ist ein sehr langes Document, wovon ich Ihnen nur den Schluß mittheilen will. Er lautet:

„Nach Anrufung des Heiligsten Namens unseres Herrn Jesu Christi und seiner glorreichen Mutter, der Jungfrau Maria, erkennen, urtheilen und erklären wir in der uns vorliegenden Sache zwischen dem Herrn Carl Sineri, Doktor beider Rechte und Fiscal-Procurator dieses Heil. Amtes einerseits und Dir. Galileo Galilei, hier anwesendem Angeklagten andererseits: daß Du genannter Galilei wegen der im Prozeß erwiesenen und von dir bekannten Thatfachen Dich vor diesem Heil. Amt der Ketzerei dringend verdächtig gemacht hast, weil du glaubtest und behauptest die der Heil. Schrift widersprechende Lehre, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei, und sich nicht von Osten nach Westen bewege, und daß die Erde sich bewege und nicht der Mittelpunkt der Welt sei; weil Du ferner geglaubt hast, es ließe sich eine Meinung behaupten und als wahrscheinlich verfechten, auch nachdem sie für schriftwidrig erklärt ist; so bist Du folglich aller der Censuren und Strafen schuldig, welche in dem Heil. Canonischen Recht und anderen General- und Particular-Verordnungen gegen Verbrecher dieser Art angedroht sind. Von diesem wollen wir Dich zwar befreien, wenn Du vorher mit aufrichtigem Herzen und nicht erheucheltem Glauben die vorgedachten Irrthümer und Ketzereien und jeden andern Irrthum und jegliche Ketzerei, welche der Katholischen und Apostolischen Römischen Kirche zuwider ist, nach der von uns Dir zu gebenden Formel hier vor Uns abschwörst, verfluchst und verwünschst.

Aber damit Dein schwerer und unheilvoller Irrthum und Ungehorsam nicht gänzlich ungestraft bleibe und Du in Zukunft vorsichtiger wirst, so wie zum Exempel für Andere, damit sie sich von ähnlichen Verbrechen fern halten, verordnen wir, daß durch öffentliches Edikt das Buch der Dialoge von Galileo Galilei verboten werde, und Dich verdammen wir zur Strafe des Kerkers (carcere formale) dieses Heil. Amtes auf eine Zeit nach unserm Belieben; und zur heilsamen Buße legen wir Dir auf, durch drei Jahre ein Mal die Woche die 7 Bußpsalmen zu lesen, alles unter dem Vorbehalt, die vorgedachten Strafen und Bußen zu ermäßigen, zu verändern oder ganz oder theilweise aufzuheben.

Und so erkennen, verkünden, erklären, verordnen, verdammen und vorbehalten wir in dieser und jeder andern möglichen und erforderlichen Form und Weise.

So verkünden wir unterschriebene Kardinäle.

Nach Vorlesung des Urtheils mußte Galilei sofort knieend die Abschwörungsformel sprechen. Auch diese ist uns aufbewahrt. Sie lautete:

„Ich, Galileo Galilei, Sohn des verstorbenen Florentiners Vincenz Galilei, 70 Jahr alt, persönlich vor Gericht gefordert, vor Euch hochwürdigste Eminenzen, Kardinäle des allgemeinen Reiches der Christenheit, General-Inquisitoren gegen die ketzerische Bosheit, knieend und das hochheilige Evangelium vor Augen habend und mit meinen eigenen Händen berührend, — ich schwöre, daß ich immer geglaubt habe, jetzt glaube! und mit Gottes Hilfe auch in Zukunft glauben werde Alles, was die Heil. Katholische und Apostolische Kirche annimmt, lehrt und

predigt. Aber weil dieses Heil. Amt mir von Rechtswegen befohlen hat, vollständig die falsche Meinung aufzugeben, nach welcher die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich, die Erde dagegen nicht der Mittelpunkt ist und sich bewegt; und dieselbe weder zu behaupten, noch zu verteidigen, noch auf irgend eine Weise durch Wort oder Schrift zu lehren; und nachher, als mir erklärt worden war, daß die genannte Lehre der Heiligen Schrift entgegen wäre, ein Buch geschrieben und habe drucken lassen, in welchem ich die verdammte Lehre abhandele und sehr wirksame Gründe ihr zu Gunsten aufstelle, ohne irgend eine Lösung hinzuzufügen; — so bin ich deswegen der Ketzerei, als hätte ich behauptet, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich, die Erde dagegen nicht der Mittelpunkt wäre und sich bewegte, dringend verdächtig erachtet worden.

„Um nun diesen dringenden, mit Grund gegen mich erhobenen Verdacht aus der Seele Eurer Eminenzen und jedes katholischen Christen zu vertilgen, so schwöre, verwinde und verfluche ich mit redlichem Herzen und nicht erheucheltem Glauben alle genannten Irrthümer und Ketzereien, sowie überhaupt jeden andern Irrthum und jede Meinung, welche der genannten Heil. Kirche entgegen ist; auch schwöre ich in Zukunft weder mündlich noch schriftlich etwas zu sagen oder zu behaupten, was ähnlichen Verdacht gegen mich begründen könnte; und sollte ich einen Keger oder der Ketzerei Verdächtigen kennen, so werde ich ihn diesem Heil. Amt, oder dem Inquisitor oder Bischof des Orts, wo ich mich befinde, anzeigen. Außerdem schwöre und verspreche ich, alle Bußübungen, welche mir dies Heil. Amt auferlegt hat oder auferlegen wird, vollständig zu beobachten und zu erfüllen; und wenn es mir sollte begegnen, gegen einige meiner Worte, Versprechen, Beteuerungen und Schwüre zu verstossen, was Gott verhüten wolle, so will ich mich allen Leibes- und Lebensstrafen unterwerfen, welche durch das heilige kanonische Recht und andere allgemeine und besondere Bestimmungen gegen solche Missethäter festgesetzt und bekannt gemacht worden sind. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium, das ich mit meinen Händen berühre.“

Das ist in Kürze die Geschichte jenes unglücklichen Prozesses der das Tribunal, in dessen Namen das Urtheil gesprochen wurde, mit einem undertigbaren Makel brandmarkte. Giebt es wohl etwas Herabwürdigenderes als die Verpflichtung, welche man dem unsterblichen Greise auferlegte, falsch zu schwören und in den ehrwürdigsten Formen, die man finden kann, zu erklären, daß er eine Lehre für falsch hielt, deren Wahrheit tiefe Studien ihm bewiesen hatten? Es ist kaum eine grausamere materielle Tortur denkbar, als jene moralische ist, welcher man Galilei unterwarf. Die Erinnerung an ein solches barbarisches Verfahren läßt dem Geiste kaum hinreichende Freiheit zu prüfen, ob der große Astronom in den verschiedenen Phasen dieses Prozesses sich nicht einige Vorwürfe zu machen hatte. Sehen wir doch, wie er eine wissenschaftliche Ueberzeugung preisgibt, um sich zu retten, vielleicht denkend:

„Was ich alter gequälter Mann hier auch sagen mag, um mein Leben zu erhalten, die Wahrheit bleibt darum nicht minder wahr, mag mein schwaches Herz sie immerhin verleugnen, — und sie bewegt sich doch!“

Aber jenes laute heldenmüthige „Und sie bewegt sich doch“ — wie es als „geflügeltes Wort“ von Munde zu Munde geht, in dem Rahmen dieses historischen Gemäldes ist dafür, wie Sie sich überzeugen, kein Platz. Der Mann, wie ihn sich die Dichter und Maler denken, war Galilei nicht. Wäre er es gewesen, so hätte auch der Scheiterhaufen in dem Gemälde nicht gefehlt. Nur so ist auch die Milde erklärlich, mit welcher Galilei nach seiner Verurtheilung behandelt wurde. Die Kerkerstrafe ist nie vollstreckt worden. Die Kirche schien durch seine Fügsamkeit versöhnt zu sein. Man beschränkte sich darauf, ihm seinen Aufenthalt anzuweisen, und ihn beobachten zu lassen. So schwebte das Damoclesschwert freilich fortwährend über seinem Haupte, aber äußerlich hatte er nichts mehr zu dulden. Sein übriges Leben blieb der Wissenschaft geweiht. Er starb auf seiner Villa bei Florenz im Alter von 78 Jahren, nachdem er 5 Jahre vorher gänzlich erblindet war.

Seinen Schwur hat er als redlicher Mann und gewissenhafter Katholik gehalten. Bis an sein Lebensende beobachtete er über die Lehre des Kopernikus tiefes Stillschweigen.

Wenn es mir gelungen sein sollte, verehrte Antiofense, Ihnen einiges Interesse für meinen Helben einzusflößen, so gestatten Sie mir vielleicht, die flüchtigen Züge, mit welchen ich sein Leben und seinen Charakter anzudeuten Gelegenheit hatte, noch durch einige Pinselstriche zu vervollständigen.

Sie würden irren, wenn Sie sich ihn als einen finstern Gelehrten oder gar als einen phantastischen Sterndeuter vorstellen wollten, wie es viele Astronomen unter seinen Zeitgenossen waren. Galilei stand in jeder Beziehung auf dem Gipfel der Kultur seines Zeitalters. Trotz seiner riesigen und genialen wissenschaftlichen Arbeiten, beschäftigte er sich mit Musik, Malerei, Dichtkunst, und eine besondere Liebhaberei war ihm der Gartenbau. In seiner Jugend spielte er ganz vortrefflich die Laute. In der Malerei besaß er gründliche Kenntnisse und war im Stande, den Malern bedeutsame Winke über ihre Kunst zu geben. Dabei war er durchaus ein Lebemann von den lebenswürdigsten Umgangsformen. Die Freigiebigkeit des Großherzogs setzte ihn in den Stand, einen ziemlich glänzenden Haushalt zu führen. Er bezog ein Gehalt von 538 Dukaten, für jene Zeit eine ansehnliche Summe; durch die Vorfertigung von astronomischen Fernröhren, welche er damals ganz allein verstand und deren Geheimniß er sorgfältig bewahrte, muß er sich ganz beträchtliche Einnahmen verschafft haben. Außerdem stand ihm der großherzogliche Weinkeller zu Gebot. Er liebte über Alles Gesellschaft bei sich zu haben. Bis in sein spätestes Alter war es ihm unerträglich allein zu speisen. Sein gastfreies Haus war der Sammelplatz aller Männer von Genie. Doch glauben Sie nicht, daß man dort nur gelehrte Sachen trieb. Im Gegentheil, über wissenschaftliche Gegenstände sprach er nur selten und nur mit seinen vertrautesten Freunden. Wenn ihn Jemand aus indiscreter Neugier auf dergleichen Gespräche brachte, wußte er ihn auf gefällige Weise durch eine pikante Unterhaltung und durch allerhand Anekdoten, woran er uner schöpflich war, davon abzuleiten. Galilei war unverheirathet. Die leichtlebige-vorurtheilslose Sitte seiner Zeit machte ihm keinen

Vorwurf daraus, daß er mit einer schönen Griechin lebte. Darüber hatte er sich mit seinem Beichtvater abzusuchen;

Doch das vergaben ihm die Patres nie, Daß um ihr Weltshem er sie betrogen.

Seinen Töchtern war in Folge ihrer illegitimen Abstammung zwar eine standesmäßige Heirath versagt, aber die Pforten des Klosters blieben ihnen nicht verschlossen. Sie hießen mit ihren Klosternamen: Arcangela und Maria Celeste, und es giebt nichts Innigeres und Rührenderes als der Briefwechsel, welchen diese Mädchen mit ihrem greisen Vater unterhielten.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, in den Schriften dieses von der Inquisition so hart verfolgten Mannes Spuren einer echten wahren Religiosität zu finden. So schreibt er über die Entdeckung der Jupiterstrabanten — das war sein glänzendster Erfolg — an einen Freund:

„ich bin vor Verwundrung ganz außer mir und sage Gott unendlichen Dank, daß es ihm gefallen hat, so große und allen Jahrhunderten unbekannte Wunder durch mich zu entdecken.“

Sein Styl leidet zwar an der Breite, welche die Literatur jener Zeit charakterisirt, ist aber im Uebrigen fließend, elegant und bilberreich. Seine Landsleute zählen ihn unter die hervorragendsten italienischen Prosaisker. Er hat auch einen ganzen Band poetische und belletristische Schriften hinterlassen und seiner Zeit lebhaften Antheil genommen an dem Streit über den Vorrang Ariosts und Tassos, ein Streit, welcher in der italienischen Literaturgeschichte in ähnlicher Weise Epoche machte, wie man bei uns vor 20 oder 30 Jahren über den Vorrang zwischen Schiller und Göthe gestritten hat. Der Eifer, mit welchem er seine Lanze für Ariost einlegte, läßt mich vermuthen, daß er ein thätiges Mitglied der literarischen Gesellschaft von Florenz gewesen sein muß. Und so mag er denn auch in unserm Kreise Ihrer freundlichen Aufmerksamkeit nicht unwerth gewesen sein. —

Was ist Novelle?

Beantwortung einer im Fragekasten vorgefundenen Frage.
Von D. Rosenkranz.

Der Ausdruck „Novelle“ wird in unserer Literatur gegenwärtig in den allerverschiedensten Bedeutungen gebraucht. Die Literaten zweiten und dritten Ranges, welche nur die Aufgabe haben, leichten Zeitschriften und den Leihbibliotheken Futter für das Gros ihrer hungrigen und nicht eben wählerischen Abonnenten zu liefern, bezeichnen mit „Novelle“ in der Regel jede epische Dichtung — wenn das Wort nicht vielleicht zu schade ist — welche sie nicht Roman zu nennen wagen, weil sie dazu nicht bündereich genug ist, und für welche sie doch das schlichte Wort Erzählung nicht vielversprechend und wohlklingend genug dünkt. Und ist ihr Fabrikat gar zu winzig, nun, so verwandelt sich die Novelle in die zierlich klingende Novellette. Umgekehrt steht auf dem Titel vieler Bücher das Wort „Roman“ zu lesen, obwohl man mit etwas weniger Arroganz „Novelle“ hätte hindecken können.

Der Grund dieser gewiß merkwürdigen Verworrenheit liegt augenscheinlich darin, daß der Begriff der Novelle mit zu den schwierigsten der modernen Poetik gehört und die wenigsten Schriftsteller sich über denselben klar geworden sind. Sagt doch selbst Göthe zu Eckermann, als darüber gesprochen wird, welchen Titel man seiner bekannten Erzählung von dem Kinde und dem Löwen geben solle: „Wissen Sie was, wir wollen es die Novelle nennen, denn was ist eine Novelle anders, als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit. Dies ist der eigentliche Begriff, und so Vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern bloß Erzählung oder was Sie sonst wollen.“ Offenbar hat hier Göthe den eigentlichen Begriff dieser Dichtungsart nicht klar vor Augen gehabt, wiewohl die Ungenauigkeit seiner Definition gewiß zum Theil auch darauf geschoben werden kann, daß sie nur gelegentlich im Gespräch mit Eckermann gegeben wird.

Es kann nicht im Zweck unseres Fragekastens liegen, hier den Begriff und das Wesen der Novelle vollständig zu erörtern. Ich beschränke mich auf folgende kurze Entwicklung, die vielleicht zu einer gründlicheren Behandlung dieses interessanten Themas anregt.

Die Novelle bildet eine Unterart des allgemeinen Begriffs der epischen Dichtung. Letztere wird in der modernen Literatur entschieden durch den Roman repräsentirt und es kann daher eigentlich nur im Zusammenhang mit diesem das Wesen der Novelle richtig erkannt werden. Deshalb definirt sie denn auch Vischer in seiner Aesthetik mit folgenden Worten: „Dem Romane stellt sich als das kleinere Bild aus dem größeren Ganzen des Weltzustandes und der persönlichen Entwicklung die Novelle zur Seite.“ Umschreibend wird hinzugefügt: „die Novelle verhält sich zum Roman, wie ein Strahl zur Lichtmasse; sie giebt nicht das umfassende Bild der Weltzustände, aber einen Ausschnitt daraus, der mit intensiver, momentaner Stärke auf das größere Ganze als Perspective hinweist; nicht die vollständige Entwicklung einer Persönlichkeit, aber ein Stück aus einem Menschenleben, das eine Spannung, eine Krise hat, und uns durch eine Gemüths- und Schicksalswendung mit scharfem Accente zeigt, was Menschenleben überhaupt ist. Man hat sie einfach und richtig als eine Situation, im Unterschiede zu einer Reihe von Situationen im Romane bezeichnet.“

Ich könnte dieser Auseinandersetzung noch hinzufügen: die Novelle verhält sich zum Roman, wie die Episode zum Epos, und würde damit wohl etwas Nichtiges, aber ebensovienig, wie der genannte Aesthetiker, etwas Erschöpfendes gesagt haben. Es ist allerdings gewiß richtig, daß die Novelle nur eine einzelne bestimmte Situation, eine einzelne Begebenheit zum Object hat, die sie meistens aus der Wirklichkeit des gemeinen Lebens hernimmt. Diese Begebenheit — gewöhnlich ein Vorfall des Privatlebens, dem es jedoch an einer gewissen anekdotenhaften Pointe nicht fehlen darf — sucht sie nun in gewandter Weise zierlich und anmuthig vorzutragen, indem sie Gewöhnlichem und Unbedeutendem mit Geschick eine anziehende Seite abzugewinnen weiß, und alle dargestellten Vorfälle nur dazu benützt, auf jene Spitze hinauszukommen, auf welche sie ihrer ganzen Anlage nach gerichtet ist. Diese Spitze wird dann — jedoch ohne den

Anstrich des Didaktischen zu haben — irgend eine ernste oder heitere Wahrheit des gemeinen Lebens, seltener höhere ethische Verhältnisse enthalten, die mehr oder weniger versteckt aus den geschilderten Thatfachen herauszufinden ist. Daher hat denn eine so große Anzahl italienischer Novellen — und diese dürfen wir ja als mustergültig ansehen — Sprüchwörter oder ähnliche allgemeine sentenziöse Sätze zum Titel und damit zum Thema.

Aus diesem Bestreben der Novelle, eine einzelne scharf zugepigte Situation darzustellen, und Personen und Begebenheiten sich zu diesem Zwecke dienstbar zu machen, ergibt sich nun eigentlich erst das, was ihr meines Erachtens im Gegensatz zum Roman charakteristisch ist. Während der Roman zu seiner Hauptaufgabe hat, das Individuum in seiner vorschreitenden Entwicklung darzustellen, zu zeigen, wie der Charakter einer bestimmten Persönlichkeit aus ihren ursprünglichen Gemüthsanlagen allmählich gebildet, modificirt, erweitert wird, indem die Sonne eines günstigen Geschicks befruchtend und belebend auf ihn herabschneit, oder widrige Stürme das Lebensschiff auf unsichere Meere hinausstreuen und oft an gefährvollen Klippen zerschellen, oft nach heftigem Kampf in den sicheren Port zurückgeleiten, — während dessen kümmert sich die Novelle um die Entwicklung von Charakteren, um die allmähliche Bildung der in ihr auftretenden Personen gar nicht. Sie behandelt dieselben als Nebensachen, als Mittel zu ihrem Zwecke und stellt daher immer nur vollständig fertige Charaktere dar, wie sie ihr eben am Besten in die geschilderte Situation passen. So werden wir den Werther unbedenklich einen Roman nennen müssen; denn nicht nur Votten sehen wir im Laufe der Geschichte eine andre werden, sondern vor Allem bildet und entwickelt sich der Charakter Werthers unter dem verzehrenden Einflusse seiner unglückseligen Liebe in beständigem Fortschreiten, und der Werther, welcher mit entzücktem Auge zum ersten Male die Butterbrot spendende Lotte erblickt, ist ein wesentlich anderer, als der, welchen wir mit durchschossenem Haupte seiner Liebe zum Opfer fallen sehen. Umgekehrt können wir die Wahlverwandtschaften nur als eine Novelle bezeichnen. In ihnen hat sich der Dichter die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe zum Vorwurf gemacht. Sie ist daher das bewegende Prinzip der Begebenheiten, ihrer Idee müssen Personen und Thatfachen dienstbar sein; daher ist denn auch der Charakter Eduards, dessen Leben sich in Sehnsucht nach Ottilien und dem vergeblichen Bemühen verzehrt, der nicht mehr geliebten Gattin treu zu bleiben, ebenso von vorn herein streng bestimmt und fertig, wie die Charaktere Charlottens und des Hauptmanns, die ihr Gefühl durch den Verstand beherrschen und dadurch die Kraft gegenseitiger Anziehung schwächen. Nur in Ottilien, dieser zarten Erscheinung, die auch nach ihrem Tode gleich einem Engel in der freundlichen Kirche fortlebt, ist der Dichter dem Wesen seiner Dichtung nicht ganz treu geblieben; denn der Charakter des unschuldvollen Mädchens, dessen Herz der Liebe sich noch nicht erschlossen, wird im Verlauf der Geschichte wesentlich umgemodelt durch die ersten Conflicte, in welche Eduards Leidenschaft Ottilien verwickelt. Hierin, sowie in der größern epischen Breite der Wahlverwandtschaften liegt ein Beweis dafür, wie schwierig es ist, die Grenze zwischen Roman und Novelle zu ziehen und wie ein

Ueberschreiten derselben nach der einen oder andern Seite so leicht möglich ist.

Schließlich will ich zur Bestätigung meiner Ansicht, daß die Novelle und nur Charaktere vorführen dürfe, welche in der Phase, in der die erzählte Begebenheit sie uns vorführt, fertig und abgeschlossen sind, nur noch den Umstand hervorheben, daß — wie wir es namentlich bei Shakespeare und Calderon sehen — in zahllosen Fällen die Novelle einen erwünschten und passenden Stoff für das Drama liefert, nie aber ein ganzer Roman. Denn auch im Drama wird nicht die Bildung eines Charakters, sondern es werden Thaten vorgestellt, welche aus einem Charakter sich entschliefen. Der Charakter der Handelnden ist also von vorn herein streng bestimmt, und alle Veränderung der Person muß aus deren charakteristischer Bestimmtheit begriffen werden können.

Gleichklangs-Räthsel.

Vortrag von A. Hiersemengel.

Die erste Nummer unseres Vereinsblattes enthält am Schlusse folgende Aufforderung:

„Mehrere Buchstaben unseres Alphabets klingen in der Aussprache mit ganzen Worten gleich; z. B. c (zeh), zäh), e (eh, eh), g (geh). Man wolle solche Gleichklänge zu Räthseln benutzen und diese zur April-Vorberatung einsenden.“

Vielleicht hat mancher allzu strenge Kritiker beim Lesen dieser Zeilen mißbilligend den Kopf geschüttelt, weil er die gestellte Aufgabe eines „literarischen“ Kränzchens für nicht ganz würdig erachtete. Ich selbst — und dies dürfte gleich für die Berechtigung eines solchen Kopfschüttelns sprechen — will gar nicht leugnen, daß es Anfangs nur ein sehr untergeordnetes Interesse gewesen ist, welches mich der gestellten Aufgabe näher treten ließ, ein Interesse außerdem von der zweifelhaftesten Berechtigung für „literarisches“ Streben überhaupt, mit einem Wort, die Neugier und der Reiz des Absonderlichen. Als sich jedoch bei mehrerer Beschäftigung mit der Aufgabe eine nicht vorhergesehene Menge und Mannigfaltigkeit des Stoffs und der Behandlungsarten ergab, habe ich der Sache gern auch ein ernsteres Interesse gewidmet und mit Vergnügen die Vorführung unserer Räthsel übernommen.

Zur Sache selbst übergehend, bemerke ich zuvörderst, daß es zwar nach dem Wortlaut der Aufgabe darauf ankam, solche Buchstaben zu finden und für Räthsel zu verwenden, die in ihrer vollen Aussprache als einzelner Buchstabe ganzen Worten gleich klingen; daß indeß die gezogenen Grenzen unbedenklich insofern zu erweitern waren, als auch solche Buchstaben Verwendung finden konnten, die in ihrer vollen Aussprache zwar für sich allein keinem ganzen Worte gleich klingen, in Verbindung mit anderen in derselben Weise ausgesprochenen Buchstaben aber einen solchen Gleichklang erzeugen. Zwei Beispiele mögen das eben Gesagte erläutern. Nehmen wir zuerst die Buchstaben W und G. Beide klingen einzeln ganzen, selbstständigen Worten gleich und

spricht man sie nach einander aus, so wird ein neuer Gleichklang hervorgebracht. Als Beispiel für die von mir proponirte Erweiterung können dagegen die Buchstaben Z und R dienen. Von diesen klingt nur der letztere einem ganzen Worte gleich; beide zusammen aber repräsentiren in der Aussprache ein neues, selbstständiges Wort — „Zeter.“

Von Orthographie konnte natürlich keine Rede sein; es kam eben nur auf den Gleichklang, nicht aber auf die wirkliche Gleichheit, beziehungsweise Gleichschreibung an.

Was nun die Wege anlangt, auf denen man zum Ziele gelangen und die gewonnenen Resultate vorführen konnte, so war der einfachste der der Räthselfragen. Es war für diese nöthig, gewisse ein-, zwei- oder mehrsilbige Worte auszuwählen, bei denen die oben mitgetheilten Bedingungen zutreffen*), und irgend eine Beziehung, irgend ein Merkmal hervorzuheben, um dem Rathenden einen Anhalt zu gewähren. z. B.

Welche einsilbigen Thiernamen klingen in der Aussprache einem einzigen Buchstaben gleich?

(Ruh — Q und Pfau — B.)

Welche zweisilbigen Thiernamen kann man durch die Aussprache von nur zwei Buchstaben nennen?

(Rage — R C, Ente — N T und Esel — S L.)

Welche zweisilbigen Vornamen desgleichen?

(Emma — M A, Emmi — M Z, Emma — M D, Ellen — L N.)

Welcher Buchstabe drückt einen Schmerz aus? (W — Weh.)

Welche beiden Buchstaben rauchen? (S N — Essen.)

Welche beiden Buchstaben drücken Erstaunen aus? (A S — Aha.)

Welche desgleichen eine Trennung? (A D — Ade und N D — Ende.)

Mit welchen zwei Buchstaben nennt man ein Geistesprodukt? (mit J D — Idee.)

Mit welchen ein Gedicht? (D D — Dbe.)

Welche Städtenamen werden durch die Aussprache von nur 2 Buchstaben genannt? (Essen — S N und Thebe — T B.)

Welches Dorf bei Königsberg desgl.? (Devau — D B.)

Welcher Fluß desgl.? (Elbe — L B.)

Welches Maaß desgl.? (Elle — L E.)

Welche Bäume desgl.? (Eler — L N und Espe — S P.)

Mit welchen zwei Buchstaben nennt man ein kleines ländliches Haus? (Mit R T — Rathe.)

*) Die Auffindung solcher Worte wird wesentlich erleichtert, wenn man sich ein Schema entwirft, in welchem die Buchstaben des Alphabets in der Weise nebeneinander gestellt werden, daß jeder einzelne derselben in einer besonderen Kolonne als Anfangsbuchstabe genommen wird, z. B.

a — a	b — a	c — a
a — b = Abbe	b — b = bebe	c — b
a — c	b — c	c — c
a — d = ade	b — d	c — d = cede
u. s. w.	u. s. w.	u. s. w.
d — a = dea	e — a	
d — b	e — b = Ebbe	
d — c	e — c	
d — d	e — d	
u. s. w.	u. s. w.	

In derselben Weise können dann auch 3 und mehrere Buchstaben neben einander gestellt werden.

Welche zwei Buchstaben trägt jeder Baum? (S T — Aeste.)
Auf welche zwei Buchstaben kann man schreiben? (Auf Z und L — Zettel.)

So giebt es noch eine, wenn auch nicht gerade große Anzahl anderer Worte, zwei- und mehrsilbig, bei denen jede Sylbe in der Aussprache der eines einzigen Buchstabens gleicht, u. A. Erbe, Erde, Nehre, Ehre u. s. w. Von dreisilbigen gehören hierher die Worte: „Errathe, ideell, endete, erwäge, erzeuge, beerbe, erbebe.“

Waren bisher nur Wörter genannt, bei denen jede einzelne Sylbe einem Buchstaben gleichklingt, so erschien es auch weiter möglich und den gestellten Bedingungen gegenüberzulässig, selbstständige Worte mit solchen einzelnen Buchstaben in Verbindung zu bringen und dadurch Wörter zu gestalten, die eine neue und abweichende Bedeutung haben. Dies konnte zunächst in der Weise geschehen, daß der hinzugefügte Buchstabe zwar nicht bei der Aussprache des neu gebildeten Wortes nach seinem vollen Klange zur Geltung kam, der Gleichklang des Buchstabens mit einem selbstständigen Worte aber in der Aussprache benutzt und zu einem Wortspiel verwendet wurde, z. B.

Welches Pferd geht, mag es noch so milde und krank sein, gleich in Trab über, wenn man ihm Thee vorsetzt? (Der Rapp' — Trab.)

Hierher gehört auch, wenngleich das Wortspiel nicht in der Aufgabe, sondern in der Auf Lösung vorkommt, folgende Räthselfrage:

Bei einem Karten-Thee wird eine Spielerin vom Unglück so verfolgt, daß sie zuletzt ganz den Kopf verliert. Wie mag sie, selbst ohne Kopf, das Spielglück wieder erringen?

(Sie setzt ihrem Rumpf Thee vor und spielt ihn so mal auf mal aus. Thee — Rumpf — Trumpf.)

Der Gleichklang konnte aber auch in der Aussprache des neu entstandenen Wortes vorkommen, z. B.

Welcher Körperteil wird durch Vorlegen eines Buchstabens zu einem Gewehr? (Der Fuß; denn D Fuß = Rulfuß.)

Welches Geldstück wird zu Käse, wenn man ihm zwei Buchstaben vorsetzt? (Der Thaler durch Vorlegen der Buchstaben M R — Emmenthaler.)

Eine fernere Spezies von Räthselfragen hat das Gemeinsame, daß ein Gleichklang nicht erst gesucht, sondern ein in einem gewissen Worte schon vorhandener zur Stellung der Aufgabe benutzt worden ist. Dahin gehören:

Welcher Unterschied ist zwischen einem Baum und einer Violine? (Diese hat nur ein g, der Baum aber zwei g — Zweige.)

Was wird aus einer Windel, wenn man sie um eine Ell' kleiner macht? (Wind.)

Endlich liegen mehrere Räthselfragen vor, bei denen zwar in dem gegebenen oder vorausgesetzten Worte kein Gleichklang zu finden ist, indem kein Buchstabe desselben nach seinem vollen Laute zur Aussprache kommt; bei denen aber irgend einer der Buchstaben des Wortes herausgegriffen wird

und sein Laut und Gleichklang nun in der Aufgabe als Wortspiel erscheint. Nämlich:

Was scheint dir länger, das Tag- oder Talglicht?
und um wieviel Fuß?

(Das Talglicht, und zwar um 2 Fuß = 1 CM — L.)

Welches Wort ergibt die österreichische Hauptstadt Wien, wenn man ihm das Ende (nd) aus der Mitte fortstreicht?

(Das Wort „winden“ — wi(nd)en.)

Was wird aus einem kleinen Mann, wenn man ihn noch um eine CM kleiner macht? (Keiner — K(leiner).)

Wie spricht ein habe(hb)loser Mensch die Worte „haltbar“, „Brot“, und „Haube“ aus?

(Er spricht: Altar, roth, und Aue.

Welches Leiden besteht aus einem Rindvieh und einem Fisch?

(Die Qual = Q (Ruh) — Kal.)

Streng genommen, unter keine der aufgeführten Kategorien fällt die Räthselfrage:

Wie heißt der Buchstabe, dessen Hälfen Ganze sind?
(E — Ehehälften.)

Den Räthselfragen stehen die größeren Buchstaben-Räthsel gegenüber. Sie sind theils gemischte, insofern einzelne Buchstaben mit einem ganzen Wort in Verbindung gebracht werden, z. B.

Er wand sich schnell aus ihrem Arm.

„Leb' wohl, geliebtes Leben! —

„Läßt mich allein mit meinem Harm,

„Willst keinen Trost mir geben?

„Mit Helm und Schwert, o Mißgeschick!

„Ziehst du gewiß jetzt in den Krieg?“

Drauf wieder er: „Zwar muß ich fort;

„Doch nennst du nur uns beide

„Und fügst hinzu als Abschiedswort

„Zwei Lettern, wird die Freude

„Des bald'gen Wiedersehns dir blühn.“

Sie that's und ließ getrost ihn ziehn. —

An Euch die Frage jetzt, Ihr Schönen:

Was gab ihr diesen Trost in Thränen?

(Paar AD — Parade.)

Theils sind sie reine Buchstaben-Räthsel, letztere aber wieder insofern verschieden, als ihnen entweder solche Worte zu Grunde liegen, bei deren Aussprache jeder einzelne Buchstabe mit seinem vollen Klange zur Geltung kommt, wo also jeder Buchstabe eine Sylbe repräsentirt (natürlich auch hier unter Verzichtleistung auf Orthographie), oder solche Worte, bei denen dies nicht der Fall ist, deren einzelne Buchstaben jedoch, wenn sie ein jeder für sich allein ausgesprochen werden, vermöge des Gleichklangs einen selbstständigen Sinn haben. Zu jenen gehört folgendes Räthsel:

Sie sprach den ersten trotzig aus.

Da saß der zweite mich mit Graus,

Ich stoh das liebgeword'ne Haus.

Jetzt möcht' sie's allen Winden klagen.

Was hilft's, sie muß den dritten sagen,

Und 1. 2. 3., so künstlich sein,

So mannigfach, so schneelig rein,
Liegt unbenützt im alten Schrein.

(Gewebe — GWB.)

Als Beispiel der zweiten Unterart, bei welcher die einzelnen Buchstaben des Worts zwar nicht im Worte selbst, wohl aber für sich allein ausgesprochen einen selbstständigen Sinn haben, dem Buchstabenräthsel im eigentlichen Verstande, mag dagegen folgendes Räthsel dienen:

Der alte Fritz den ersten sprach

Zu Räthen und Gen'ralen;

Jetzt will das Wort schon allgemach

Kaum mehr dem Knecht gefallen.

Er spricht: „Wie ich Sie titulir,

Der selbe Titel ziemt auch mir.“

Der zweite ist in der Natur

Der Grundton aller Töne.

Das Kind ruft ihn im kräft'gen Dur,

In Moll manch' bleiche Schöne,

Und gäh' die Gabel ihn nicht an,

Wo blieb die richtige Stimmung dann?

Der dritte kommt aus fernem Land,

Bald grün, bald schwarz zu schauen,

Man pflegt daraus, wie's ist bekannt,

Süß duft'gen Trank zu brauen.

Der viert' allein drückt Schreck und Graus,

Verdoppelt frohes Lachen aus.

Ein gutes Ganze ist gar theuer,

Und doch kommt's oftmals über Nacht;

Mißachtet von der Jugend Feuer,

Geprißt vom Alter mit Bedacht.

Gieb, Herr, für's Ganze dem den Geist,

Dem du des Ganzen Rang verleihst.

(Rath — Er-M-Thee-ha.)

Schließlich erlaube ich mir noch darauf hinzuweisen, daß auch eine Anzahl lateinischer Worte durchNacheinander-Aussprechen zweier oder mehrerer Buchstaben mit ihrem vollen Klange gebildet werden können, so: aer, age, ave, cade, cape, cave, cede, cui, dei, deo, erra, erro etc.

Daß die auf unsere Räthsel verwandte Mühe keine ganz unfruchtbare gewesen, wird Ihnen hoffentlich — wenn auch nicht die große Zahl — so doch die Mannigfaltigkeit derselben bewiesen haben, und wenn wir durch mögliche Klassifizierungen bemüht gewesen sind, dem Ganzen wenigstens eine „wissenschaftliche Färbung“ zu verleihen, so hoffe ich, werden wir auch „literarischen“ Ansprüchen einiges Genüge geleistet haben. Vielleicht geben außerdem einige diesmal nur in Prosa mitgetheilte Räthsel den Dichterinnen des Kränzchens einen willkommenen Vorwurf zu kleinen poetischen Excursionen!

Briefwechsel.

v. W. in B. Die glütige Sendung beweist Ihre treue Anhänglichkeit an unser Kränzchen, und hat uns eine kaum mehr erwartete Freude bereitet. Es versteht sich von selbst, daß Ihnen jede Disposition nebenher freisteht. — **S. in D.** Gewiß würde es ebenso belohnend als verdienstlich sein, wenn sie Ihren Winteraufenthalt am Strande benutzen wollten, die dortigen noch unerforschten Volksthümer auszubenten. Sie würden unsern samländischen Sagen, welche fast alle nur in Kaufchen gesammelt sind, eine sehr erwünschte Mehrseitigkeit geben. Wir danken für die gesandte Probe und erwarten den Humor nebst seliger Sehnsucht. — **K. in G.** Mögen Sie nach überstandener „Festungstiet“ uns mit neuer Laune zurückgegeben werden. — **F. in B.** Endlich gefunden! Dank für Ihren Brief und Bitte um thätige Theilnahme.

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

herausgegeben von dem zeitigen Ordner

N^o. 9.

Dr. A. Reusch.

1865.

Auswärtige und hiesige Freunde unseres Strebens, welche nicht unserm engern Kreise angehören, erhalten dieses Vereinsblatt gegen 1 Thlr. Jahresbeitrag, insofern nicht der buchhändlerische Bezug beliebt wird, durch Ordner H. Seidel (Französische Straße 12.) franko zugesandt.

Sitzung den 20. Oktober.

Tagesordner A. Hiersemenzel. — Zur allgemeinen Freude trat heute der Stifter des Altpreuß. Dichtervereins und Musenalmanachs, aus denen sich unser Kränzchen und Vereinsblatt entwickelt haben, der Gymnasial-Direktor Dr. A. Lehmann (Danzig) in den Sitzungsaal, in welchem sich bereits über 200 Zuhörer versammelt hatten, denn — sein Besuch war erwartet und sein Vortrag „Wieland“ angekündigt. Als der verehrte Gast sich den Begrüßungen seiner Freunde entriß, um die Rednerbühne zu besteigen, entstand eine lautlose Stille und in dieser Stille verharrte der weite Kreis, obwohl wir statutenmäßig höchstens eine Stunde zuhören dürfen, fast ein und eine halbe Stunde; nur das Flagen einiger Seltnerwasser-Pfropfen gab dem Gefühl des verhaltenen Beifalls von Zeit zu Zeit Ausdruck. Als der Redner aber endete und gar mit einer Galanterie gegen das Kränzchen endete, indem er den gegen alle Geschlechter, Stände und Fächer durchgeführten und mit Wielands Aeußerungen belegten Zuruf „Hört auf!“ für uns und unser Streben in „Hört nicht auf!“ umwandte, da machte Herz und Mund sich endlich Luft und erzwang die Ausantwortung des Manuscripts zum Druck. — Nach der ersten Pause trug G. Flatau die launige Dichtung G. Müller's (Thorn) über die Schöpfungstheorie Charles Darwin's (On the origin of species by means of natural selection, or the preservation of favoured race in the struggle of life. London 1859) vor, welche besonders unsere Naturforscher ergötzte. Endlich theilte der Tagesordner einige Kuriositäten aus den Liedermassen, welche wir von dem Musenalmanach noch ererbt haben und die jetzt aufgeräumt werden sollen, mit und besprach die Feier unseres Stiftungsfestes im November. — Leider nachdem die Gesellschaft aufgebrochen und nur noch ein kleiner gemüthlicher Kreis zurückgeblieben war, benutzte A. Reusch die ebenfalls so seltene und erwünschte Anwesenheit des Pfarrers S. Lehmann (Trempen), um die Auflösung seines Räthfels Musen-Almanach 1857 S. 213 zu erfahren, über die wir uns schon in der September-Sitzung 1859 vergeblich den Kopf zerbrochen haben:

Ich weiß einen sonnigen Garten

Wohlfert über Bergeshöhen;

Da blühen von allen Arten

Viel Blümlein wunderschön.

Ich weiß ein Mägdlein weiter

So gar holdseliger Art,

Die wartet sorglich und heiter

Der Blumen dort, lieb und zart.

Einst kam ich zum glücklichen Orte

Viel tausend Meilen weit;

Und klopf' an des Gartens Pforte,

Auf that mir die holde Maid.

Sie führt' mich zu stillem Ergötzen

Den Garten wohl ein und aus,

Und band mir von seinen Schätzen

Den schönsten Blumenstrauß.

Wer kann die Gegend mir zeigen?

Wer nennt mir das Jungfräulein? —

Er nehme die Rose zu eigen,

Die flocht sie auch mit hinein.

Das liebliche Gedicht bewahrt ganz die Einfachheit und tiefe Empfindung eines Volksliedes. Es kann also nicht wohl ein Räthsel im gewöhnlichen Sinne des Worts sein, obgleich die Auflösung „Jugend“ oder „Phantasie“ gegeben ward. Man würde vielmehr durch jede Auflösung den eigenthümlichen Reiz dieses Räthfels vernichten, der eben in seiner Unauflösbarkeit besteht. Der Dichter will nur sein Entzücken über die Blütenpracht des Gartens und des Straußes aussprechen, welchen die holde Maid pflegt und ihm verehrt. Ueber seinem Entzücken aber hat er den Ort des Gartens und den Namen der Maid längst vergessen und fragt nun alle Welt darnach. Dies ist die stets wiederkehrende Frage des Volksliedes, deren Geheimniß niemals verrathen wird und nie verrathen werden kann, weil — Alles nur Dichtung war.

Stiftungsfest. Der 17. November.

Festordner: Th. Düring, A. Hiersemenzel, S. W. Wiener. Zu dem heutigen solennen Abendessen hatten sich 165 Mitglieder und Gäste eingefunden, auch Musik und Lieder fehlten nicht, ja es war sogar eine Festzeitung erschienen. Wir begnügen uns von dieser frohen Feier, welche die Gesellschaft ausnahmsweise bis 11 Uhr zusammenhielt, nur die Reihe der leiblichen und geistigen Genüsse kurz anzugeben und dann aus letzteren dasjenige hervorzuheben, was unser Kränzchen näher betraf und

nicht allein ihm, sondern allen Lesern unseres Vereinsblatts verständlich und von Interesse sein möchte, also weder das zu Allgemeine noch das zu Spezielle, obwohl auch dieses zur Steigerung des Humors wesentlich beitrug.

1. Festfolge.

Generalbericht des Ordners — Fricassée — Stiftungslied v. A. Stobbe — Festzeitung — Bericht d. Preiscommission — Preiskampf-Lied von Ch. Wohlmann — Hoch der Siegerin von D. Fabricius — Braten — Festzeitung — Frauen-Loblied von A. Hiersfemenzel — Hoch den Frauen von S. Marcionowski — Ordnerlied-Lied von Th. Düring — Butter und Käse — Festzeitung — Malzertrakt-Lied von R. Neusch — Hoch dem Ordner von A. Stobbe — Hoch dem Kränzchen von R. Neusch — Kuchen und Dessert — Hoch den Festordnern von E. Wichert — Dank derselben von S. W. Wiener — Schlußgesang von E. Wichert — Kaffee.

2. Stiftungslied.

Mel. Stimmt an mit hellem hohem Klang.

Vor sieben Jahren war's es just —
Der Wein war gut gediehen,
Da keimte in des Dichters Brust
Die Saat der Poesieen. :;

Auch sproßte auf am Pregelstrand'
Ein unscheinbares Pflänzchen
Und wuchs, gepflegt von treuer Hand,
Empor als unser Kränzchen. :;

Es war gepflanzt auf engem Raum;
Doch eh' ein Jahr vergangen,
Sah'n wir es schon als hohen Baum
Im Blättersehn prangen. :;

Und mächt'ger stets sah'n wir empor
Den Baum zum Himmel steigen —
Manch frohes Lied und mancher Chor
Erscholl aus seinen Zweigen. :;

In seinem Schatten haben wir
Der Freuden viel gefunden,
Und oft des Lenzes Blüthenzier
In trüben Winterstunden. :;

Lang' mög' er blühen wie bisher
Und reichlich Früchte tragen,
Und kummern soll's uns nimmermehr,
Wenn d'r an die Wespen nagen. :;

Es schirme ihn noch manches Jahr
Des Himmels Guld und Segen,
Wir Alle wollen immerdar
Ihn hüten treu und pflegen. :;

A. Stobbe.

3. Glosse.

Wahre Prinzen aus Genieland
Zahlen baar was sie verzehrt,
Schiller, Göthe, Lessing, Wieland
Haben nie Credit begehrt.
S. Seine Romanzero S. 151.

Unser literarisches Kränzchen
Hört man tabeln, hört man loben;
Jeder Ganter, jedes Gäschen
Kann dran seinen Witz erproben.
Freilich taugt nicht jedes Pflänzchen!
Im gebuld'gen Phantasieland
Dünkt sich Jeder leicht ein König;
Aber überall giebt's wenig
Wahre Prinzen aus Genieland.

Mancher mit verbohntem Gaumen
Mäkelst an dem Speisestittel:
Saure Gurken, Essigpflaumen
Noch halbt — ein wahrer Bettel!
Auf das Auge drück' den Daumen,
Schlucke blind, was dir beschmeert;
Völlig bleibt's doch nachzuahmen:
Unsre Herren, unsre Damen
Zahlen baar, was sie verzehrt.

Mancher findet gar zu mager
Geist'ge Speisen, die wir bieten
Nur den literarischen Schwager
Wird er sich zu schmähen hüten. —
Nur nicht Manuscript auf Lager!
Wer ein Körnchen Poesie fand,
Soll damit nicht ängstlich knausen;
Keine Schuld' ist's, zu bemausen
Schiller, Göthe, Lessing, Wieland.

Der Vergnügungsfonds ist spärlich,
Und der Druckfonds desto mächt'ger.
Mancher senkt drum sehr erklärlich,
Daß das Stiftungsfest nicht prächt'ger. —
Doch die Rechnung stimmt ja jährlich!
Im Prinzip bleibt's lobenswerth:
Nichts gewonnen, Nichts verloren!
Unsre Cassencuratoren
Haben nie Credit begehrt. —

E. Wichert.

Zu erfinden, zu beschließen,
Bleibe, Künstler, oft allein;
Deines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein.
Göthe's Künstler-Lied.

Nach der Baum, das Dach beschneit,
Tobt der Fluß, erstarrt die Wiesen:
Traun, das ist die rechte Zeit,
Zu erfinden, zu beschließen.

Dann im wohl durchwärmten Zimmer
Rehre bei dir selber ein;
Bei der Lampe milbem Schimmer
Bleibe, Künstler, oft allein.

Laß der Thoren buntes Geer
Draußen sich mit Schellen grüßen;
Dräng't's dich aber gar zu sehr
Deines Wirkens zu genießen,

Willst du deine Verse hören,
Stummen Beifalls sicher sein:
Wenn dich nicht 3 Thaler stören,
Eile freudig zum Verein.

A. Hiersfemenzel.

4. Anzeigen.

Verloren. Bei der Vorlesung eines Gedichts in der letzten Sitzung des Kränzchens ist mir die Pointe verloren gegangen. Der ehrliche Erfinder wird gebeten, seine Erklärung schriftlich bei mir einzureichen. Meidinger jun.

S. Hartung.

Deutsche Volksthumsektion. Nach S. Elbitt's Anweisung Unterh. S. 11. haben die Rurmer Fischer jetzt wirklich eine Seejungfer eingefangen und dem hiesigen Museum abgeliefert. Das Fräulein ist ein überaus schönes Exemplar, erreicht 10 Fuß Größe, wiegt 2000 Pfd., war nur mit einem gelb und braun gefleckten, aber fest angewachsenen Badehemde bekleidet, trägt einen starken Vorseitenbart, nennt sich Phoca littorea, was in unserer Sprache „gemeiner Seehund“ bedeuten soll, und ist männlichen Geschlechts. Visiten nimmt sie nur unter Wasser an.

(Fortsetzung folgt.)

R. Neusch.

Wielands Parole „Hör' auf!“

Vortrag von Dr. A. Lehmann-Danzig.

Es war nach Mitternacht. Vor meinem Fenster pfiß der Diktator sein gresles Lied durch die Takelage der Schiffe an meine alte Linde heran und schaukelte die Masten und Maaen hierhin und dorthin. Hinter der jenseitigen Bastion grollte die See und brumnte unter ihrem Schaume mißmüthig. Ueber den fernen schlanken Festungsturm aber schaute der Mond so ruhig her und goß auch über meine Seele einen sanften Frieden. Ich griff nach dem vor mir liegenden Buch. Es war Wieland. Er hatte mich wieder einmal gar sehr gefesselt, und ich erkannte, wie richtig das Urtheil sei, ihn den Dichter der Lebensweisheit und der Mäßigung zu nennen, während Herder der Dichter der Humanität, Schiller der Freiheit und Göthe der Wahrheit ist.

Nach einigen anderen prosaischen Aufsätzen war ich auch auf die 3 Seiten lange Piece gestoßen: „Die Kunst aufzuhören“, und der Gedanke, daß die Kunst, mit schnellem und sicherem Sinn zu fühlen, was genug ist, und also, was zu viel und was zu wenig wäre, das Geheimniß großer Geister sei, dieser Gedanke veranlaßte mich zu weiterem Nachdenken. Je mehr Wieland aus meiner Seele gesprochen, desto mehr vertiefte ich mich in diese Idee. Ich konnte nicht aufhören, allerlei eigene Lebenserfah-

rungen zu wiederholen, und der Sturmwind da draußen mochte auch nicht aufhören, mir sein angenehm kräftiges, verführerisches Schlummerlied durch die Nacht heranzubrausen.

Mein Geist flog nach dem Huthale hin. —

Plötzlich klopfte es an die Thüre, und auf mein „Herein“ stand — Wieland vor mir.

Ich komme, sprach er, dich zu einer Gesellschaft abzuholen, die meiner harret. Wir sind unser neun, alle aus verschiedenen Berufskreisen, alle mit einander befreundet: ein Professor, ein Jurist, ein General, ein Pädagog, ein Arzt, ein Theolog, ein Poet und ein Diplomat. Du sollst einmal unsern Musenkreis kennen lernen. Auch Göthe und Schiller hatte ich heute eingeladen, allein beide haben ihre heutige Reise nach Jena nicht aufschieben können, und Herder hütet, wie du weißt, noch immer das Zimmer.

Meine Freude war groß, die Toilette hurtig gemacht. Den alten Studirrock vertauschte ich mit dem Frack, drückte den Zylinder aufs Haupt und nahm den Bambus in die Hand. Und so wanderten wir durch mehrere Straßen, kamen dem Götteschen Hause am Frauenplan und dem herzoglichen Schlosse vorbei, bogen sodann links in die Esplanade ein und erreichten bald das Haus des sogenannten Musenkreises, das dicht an das kleine Haus Schillers anstößt.

Wir traten in das Zimmer rechts ein und fanden die acht übrigen Genossen der Tafelrunde bereits versammelt. Als sie Wieland erblickten, begrüßten sie ihn auf herzliche Weise, und nachdem er mich, den völlig Unbekannten, als seinen jungen Reisegefährten vorgestellt hatte, nahmen wir alle an der Tafel Platz, ich nicht ohne einige Bangniß und Schüchternheit und mit dem Vorsatz, möglichst wenig zu sprechen. Die Pfeifen dampften, die Gläser waren gefüllt.

Nun Freund Wieland! rief der Jurist. Du hast uns heute recht lange auf dich warten lassen. Unsern bisherigen Gesprächen hat das Zentrum gefehlt. Wir haben schon vielerlei durcheinander geplauscht, über Bonapartes Zug nach Aegypten und über das Wechselrecht, über Polnische Wirtschaft und gemischte Ehen u. dgl. Gib du nun für unsre fernere Unterhaltung, auf daß sie für uns alle gemeinsam sei, die Parole.

Schön! sagte Wieland. Nach einigem Besinnen fuhr er fort: Ich dünkte, es wäre einmal zweckmäßig, von einem allgemein verbreiteten Fehler zu sprechen. Keiner von uns ist fehlerfrei, keiner aber auch ohne das Streben, seine Fehler immer mehr abzulegen. „Wer aus den Fehlern, welche von anderen vor ihm gemacht worden, oder noch täglich um ihn her gemacht werden, die Kunst lernte, selbst keine zu machen, würde unstreitig den Namen des Weisesten unter den Menschen mit größerem Ruhme verdienen, als Konfucius, Sokrates oder König Salomo. Unter dessen bis diese Kunst erfunden sein wird, dünkt uns, man könne denjenigen immer für weise gelten lassen, der die wenigsten Fehler macht, am ersten davon zurückkommt und sich gewisse Maßregeln für zukünftige Fälle daraus zieht, mittels deren er hoffen kann, künftig weniger zu fehlen.“ Erlaubt mir hienach, daß ich den Fehler der Weitschweifigkeit, der Breite, der Geschwätzigkeit, die kein Ende findet, euch in Vorschlag bringe. Und so sei denn unsre heutige Parole das Wörtchen „Hör' auf!“

„Hör' auf“ soll die Parole sein? brummten bedenklich der Theolog und der Philosoph unterm Bart. Doch die übrigen ließen keinen Zweifel aufkommen, sondern riefen: Prächtig! prächtig!

Unser Wieland ist doch immer originell! rief der Poet. Shakespeare sagt:

In jedem Duzend Worte zwölf zu viel!

Ja! fügte der Diplomat hinzu. Und wie schön — um vorläufig nur Eine Seite der Parole zu berühren — wie schön können wir da über die Schwachhaftigkeit des schönen Geschlechts bei ihren Rassetes und sonstigen Gelegenheiten rasonniren!

Sehr wahr! sagte der General. Man will ja auch aus der Thatsache: „Und es ward eine Stille im Himmel bei einer halben Stunde“ — wo steht doch die Stelle, mein lieber Theolog?

Offenbarung Johannis 8 Vers 1! säufelte der Theolog als Antwort.

Ganz recht! fuhr der General fort. Man will, sage ich, aus dieser Stelle schließen, daß, wenigstens damals, keine Frauen im Himmel gewesen —

Man unterbrach ihn mit Lachen.

Und me hercle! rief der Pädagog. Taubmann sagt:

Quando conveniunt Catharina, Maria, Sibylla,
Garrire incipiunt et ab hoc et ab hac et ab illa.

Bitte Deutsch! rief der General; ich bin ein echter Deutscher. Hat seine Gründe! murmelte der Pädagog in den Bart und regitierte:

Kommen am Brunnen zusammen Sibylla, Kamille, Petrilie,
Gleich dann beginnt das Geschwatter: Wer war's denn?
und wie denn? und wo denn? —

Ah! seufzte der Poet. Wie könnt ihr so unedel von den Holden und Schönen sprechen! Ich beuge mich vor ihnen und rufe mit Shakespeare:

O wären meine Augen Pflastersteine,

Dein Fuß wär' viel zu zart, um drauf zu gehn!

Und wie tief und innig und gründlich liebt der Deutsche! Der Franzose flattert nur mit lieblichen Worten herum. Der Pole trinkt wenigstens aus dem Schuß seiner Holden den perlenden Wein. Aber der Deutsche seufzt mit dem Liebhaber im Horribilicribrifax an seine Süße:

Sei begrüßet von dem, der die Erde küßet, auf welcher das
Gras gewachsen, welches der Ochse aufgeessen, aus dessen
Fleder deine Schuhsohlen geschnitten.

Ewig Dein

Titus Sempronius,
Caji filius,
Cornellii nepos,
Sexti abnepos.

O geh du Poet, nahm der Professor das Wort, mit deiner hyperbolisch-kuriosen Sentimentalität. Darum konnten ja große Männer füglich nicht heiraten, weil sie durch die unablässigen Verebtsamkeiten einer Frau in ihren hohen Meditationibus und kunstreichen Exeritiis würden gestört worden sein. Ich nenne bloß Newton, Locke, Bayle, Gibbon, Hume, Leibnitz, Haydn, Händel, Thomson, Beethoven, Michael Angelo, Pitt, Kant, A. v. Humboldt u. s. w.

Vergessen wir nicht — schaltete der Pädagog beistimmend ein — auch die antiken Helden der Philosophie Plato, Pythagoras, Diogenes, Demokritus, Epicur.

Und die verheirateten Genies, fuhr der Professor fort, wie Boccaccio, Dante, Milton, Moliere, Racine, Garrif, Baco und Byron haben das Unglück ihrer Ehe bloß der Geschwägigkeit ihrer holden Frauen zu verdanken.

Eben so — unterbrach ihn abermals der Pädagog — die antiken Größen Sokrates, Aristoteles, Pittakus, Perikander, Euripides und Aristophanes.

Nun, entgegnete darauf ernsthaft der Theolog, von antiken Heiden kann bei dem christlichen Institut der Ehe gar nicht die Rede sein, mein lieber Herr Pädagog. Und du, mein bester Herr Philosophus, zählst mir ja meistens Engländer auf. Der Englische Spleen ist ja sprichwörtlich geworden. Bei den gemüthreichen Deutschen findet ihr glücklicherweise nur wenige vergleichende Subjekte.

Und dann, meine Freunde, fügte der Mediziner hinzu, sind das doch immer nur Ausnahmen, und seltene Ausnahmen, und im Ganzen auch sehr muthlose Leute. Zum Heiraten gehört Courage. Wie befindest unser edle Seume den großen Muth?

Der Freuden und der Marter Quelle,
Und Heil und Gift für Seel' und Leib,
Der Erde Paradies und Hölle
Liegt in dem Worte Weib.
Kein Wunder, wenn die Männer zagen;
Doch möcht' ich wohl einmal die Hölle wagen,
Das Paradies davon zu tragen! —

Ei was! fiel ihm der Diplomat ins Wort. Glaubt nicht, was der Theolog und der Mediziner euch aufbürden wollen. Sie sind Partei in dieser Sache. Denn jener kann nicht ohne Trauungen und Taufen, und dieser nicht ohne Kinderkrankheiten bestehn.

Recto! setzte der Pädagog hinzu, sie sind Partei. Auch ich wünschte wohl, daß noch mehrere und besonders große Herren sich des Heirathens sei es um der Frauenberebtsamkeit willen oder aus sonstigen Gründen enthielten. Dann hätten wir arme Schulmeister uns nicht mit so überfüllten Klassen und, was noch mehr sagen will, nicht mit so vielen einfältigen Kindern genialer und großer Männer oder, wie mein seliger Konrektor an der Liegnitzer Ritterakademie zu sagen pflegte, nicht mit so vielen „vornehmen Schlingeln“ zu plagen. Die Natur erschöpft sich leicht und schnell.

Sehr wahr! entgegnete der Jurist, aber wenig christlich! Doch die Unvermälttheit der Genies gehört zu ihren Selbstsamkeiten, wie sie deren genug sonst besitzen. Glück z. B. komponirte stets nur zwischen zwei Champagnerflaschen, Haydn nur mit dem von Friedrich d. Gr. erhaltenen Diamantringe, Mozart meist nur in der Nacht, wenn er nicht schlafen konnte. Sokrates und Heinrich IV. rutschten mit ihren Kindern gerne in der Stube herum. Richelieu sprang täglich über seine Gartenmauer. Tycho de Brahe verfärbte sich, wenn ihm ein Hase in den Weg lief. Friedrich d. Gr. mochte sehr gern Rasse, und Kant liebte Pastinaabrei mit Bauchspeck und Erbsen. Und solche Selbstsamkeiten sind, wie die Genies selber, immer nur sparsame Aus-

nahmen. Abstrahiren wir also lieber von dergleichen Beispielen, die uns etwas seitab vom Hauptwege führen. Darin aber stimmen wir alle gewiß überein, daß die Parole „Hör' auf“ vorzugsweise bei der Verebtsamkeit der Frauenzimmer am Orte ist.

Und nun gar die gelehrten Weiber! rief der Diplomat dazwischen. Mir schaudert die Haut, wenn ich an die Nonne Arelheid denke, die fertig Latein sprach, oder an Hildegund, welche mit Verhehlung ihres Geschlechts Mönch zu Schönanst bei Heidelberg war und gelehrte Disputationes verfasste, oder an Maria von Löwen geb. Eunitz, die Verfasserin des mathematischen Werks Urania propitia, welche außer Latein, Griechisch und Hebräisch noch 4 neuere Sprachen rebete, oder nun gar an Anna Maria Schumann, welche außer Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Griechisch und Lateinisch auch noch 7 neuere Sprachen verstand und daher ein Mirakel des weiblichen Geschlechts, ein Monstrum naturae hieß; oder wenn ich denke an die Deutsch- und Lateinisch dichtende Henriette Katharina Freifrau v. Gersdorff geb. v. Friesen und an die Argula von Grumbach, die alle Doktoren der Theologie zum geistlichen Kampfe herausforderte. Gegen solche gelehrte Monstrositäten ist unsere Frau Dr. Dacier in Paris doch nur ein kleines Licht. Vor solchen hochgelahrten Frauenzimmern und ihren hinströmenden Sprechübungen behüte uns, Herr Gott! — Was sagst du denn, mein lieber Wieland, zu solchen weiblichen Verebtsamkeiten?

Ihr wißt, meine Freunde! erwiederte Wieland, daß auch ich das zu viele Sprechen im Grunde nicht liebe, weder beim Manne noch bei der Frau.

ή γλώσσα πολλοῖς εἰς ὀλεθρον ἤγαγεν,
oder zu Deutsch (damit wir den Deutschen General nicht wieder erzürnen):

die Zunge stürzte ins Verderben viele schon, und ich stimme dem guten Abraham a St. Clara ganz bei, wenn er in einer seiner Predigten das meiste Unheil in der Welt von der Zunge herleitet. Indessen ist die Volubilität der Zunge beim schönen Geschlecht nicht im mindesten größer, als beim starken. Und wenn ich mich schon oft einzelner Frauen habe annehmen müssen, so thue ich das jetzt für alle. Ich behaupte nämlich, daß das Zuviel im Sprechen und Schreiben bei den Männern zum wenigsten eben so stark im Schwange ist, als bei den Frauen.

Ein kleines Gemurmel ward hörbar. Er ist doch immer noch verteuft galant, der Wieland! (sprach einer), obgleich seine Sophie und seine Julia schon längst hinübergewandert sind.

Die Galanterie, setzte der Poet hinzu, theilt unser liebe Wieland mit Göthen, nur daß er nicht so, wie Göthe, über dahingeschwundenes Jugendglück klagt.

Und wie klagt denn Göthe? fragte der General.

Er singt, antwortete seufzend der Poet:

Als ich ein junger Geselle war,
Luftig und guter Dinge,
Da hielten die Mäler offenbar
Mein Gesicht für viel zu geringe.
Dafür war mir manch schönes Kind
Dazumal von Herzen treu gesinnt. —

Nun ich hier als Altmeister sitz',
Rufen sie mich aus auf Straßen und Gassen,

Zu haben bin ich wie der alte Fritz

Auf Pfeifenköpfen und Tassen.

Doch die schönen Kinder, die blieben fern:

O Traum der Jugend, o gold'ner Stern! —

Nicht Galanterie, erwiederte Wieland, sondern Wahrheit und Lebenserfahrungen liegen meiner Behauptung zum Grunde. Das zu viele Reden nämlich findet in zweierlei Dingen seine Veranlassung. Entweder hat man eine zu hohe Meinung von sich und eine zu kleine von anderen, so daß man bei anderen zu wenig Verstand, Gefühl, Phantasie voraussetzt und ihnen nicht zutraut, selbst fortzufahren und zum Schlusse gelangen zu können. Oder es fehlt die Einsicht davon, daß es nur schlaffen Naturen und Geistern untergeordneter Grade sehr angenehm ist, von a bis z am Gängelbunde der Gedanken und Phrasen geleitet zu werden, während der Tüchtige nur angeregt sein will und sodann an innerer Selbstthätigkeit und Selbstförderung Interesse und Freude findet.

Eine dritte Veranlassung, fügte der Mediziner hinzu, ist ein innerer Drang, ein innerstes anthropologisches Bedürfnis, sich mitzutheilen und seine Gedanken und Gefühle auf der Zunge zu tragen.

Sehr wahr! sagte Wieland. Aber ihr werdet doch auch zugeben müssen, daß dieses bringende Bedürfnis auf einer edeln Grundlage basirt und somit an sich den Frauen nur Ehre bringen kann, während den anderen Veranlassungen der Hochmuth, die Eitelkeit, die Unverständigkeit und ähnliche Charakterhässlichkeiten zum Grunde liegen, und gewiß mehr bei Männern als bei Frauen sich finden. Wir thun also den Frauen ein großes Unrecht, und das ist um so schmälicher, je mehr grade durch sie unsere häusliche Glückseligkeit begründet wird. „Häusliche Glückseligkeit aber ist die einzige Art, glücklich zu sein, die dem Menschen hienieden bestimmt ist. Ich habe noch nie einen Menschen mit seinem Dasein unzufrieden, neidisch über anderer Glück, boshaft und übelthätig gesehen, der in seinem Kabinett, in seiner Kinderstube und in seinem Schlafzimmer glücklich war. Auch habe ich nie gehört oder gelesen, daß ein solcher Mann eine Verärgerung gegen den Staat angezettelt, oder einen Aufruhr erregt, oder sich zum Haupte einer Sekte aufgeworfen, oder an die Spitze einer Räuberbande oder Schwärmerrotte gestellt und Unheil auf Gottes Boden angerichtet hätte. Ein Mann, der in seinem Hause glücklich ist, ist immer auch ein guter Bürger, ein guter Gesellschafter, ein guter Mensch.“ Laßt uns hienach gerecht gegen die Frauen sein, und das werden wir um so eher können, wenn wir auf die Balken in unserm Auge hinschauen. Ueberdies sind die Fehler der Frauen größtentheils mit ihren Schönheiten zu sehr verwebt, als daß man jene heben könnte, ohne etwas an diesen zu verderben. Sie haben auch lebenswürdige Schwachheiten, die man ihnen lassen muß, weil sie dazu dienen können, gewissen Tugenden eine Grazie zu geben, ohne welche die Tugend selbst sich vielleicht Hochachtung erzwingen, aber nicht gefallen kann. Und sind nicht die Frauen trotz ihrer Verebtsamkeit die ersten und wichtigsten Erzieherinnen der Menschen? Haben sie hiedurch nicht den größten Einfluß auf die ganze Menschheit? Nur ihnen gehören die Kinder bis zum zehnten Jahre, und da ist der inwendige Mensch der Hauptsache nach

schon fertig. Daher haben große Männer, wie Alexander, Friedrich d. Gr. und Bonaparte, ausgezeichnete Mütter, aber nicht ausgezeichnete Väter gehabt.

Daher, setzte der Pädagog hinzu, sind große Männer auch meistens aus niederem Stande entsprossen, weil vornehme Mütter in das greuliche Vonnarrenwesen vernarrt sind. Der Feldherr Iphikrates war der Sohn eines Schuhmachers, Servius Tullius ein Sklav, Sokrates hatte eine Hebamme zur Mutter, Shakespeare wurde zum Wollkämmen erzogen, Franklins Vater war Lichtzieher, Cooks Vater ein armer Landmann, ebenso Senecas und Fichtes Vater, Kant war der Sohn eines Sattlers, Herder eines armen Schulmeisters, Heyne eines Leinwebers, und Luthers Vater war Bergmann.

Ich bitte euch also, lieben Freunde! fuhr Wieland fort, für heute Abend einmal das schöne Geschlecht ganz aus dem Spiele zu lassen und die Parole „Hör' auf“ bloß auf uns Männer anzuwenden. Und da wir in aufrichtiger Freundschaft zu einander stehen, so wollen wir diesmal gegenseitig unsern hier vertretenen Berufsgenossen einige Komplimente mit dieser Parole machen, welche, harmlos gemeint, auch ohne Groll mögen aufgenommen werden. Verschiedenheit der Vorstellungsart wird Männer nie entzweien, deren Freundschaft auf Uebereinstimmung der Gemüther in allem, was den Charakter edler und guter Menschen ausmacht, gegründet ist. Also uns einmal so recht von Herzen und Auge in Auge die Wahrheit zu sagen, darf und wird unsre Freundschaft nicht stören. Unser alte Kästner in Göttingen fing einmal sein mathematisches Kollegium also an:

„Als Pythagoras seinen bekannnten Lehrsatz gefunden hatte, opferte er den Göttern eine Hekatombe (hundert Stiere). Seitdem zittern alle Däsen, so oft eine Wahrheit an den Tag kommt.“

Wir hier aber, lieben Freunde, haben keinen Grund, uns vor den Dankhekatomben zu ängstigen, wohl aber, kühn und mit Selbstentäußerung der Wahrheit ins Auge zu sehen! —

Wieland hat Recht! rief der Jurist. Wir geben also für heute die Frauen auf, wenn sie auch nicht zum Orden der Trappisten gehören, und rufen die Parole „hör' auf“ uns Männern einander selbst entgegen. Mich hat — (er warf hiebei einen Seitenblick auf den Theologen) — das Zuviel bei Predigten schon oft stutzig gemacht, ja ich möchte sagen, mich angewidert, in mir wenigstens die wahre Andacht sehr vermindert. Und es sollte mich nicht wundern, wenn gerade diesem Umstande die Leerheit der Kirchen zugeschrieben würde. Ich habe sonst in jeder Beziehung hohe Achtung vor dem ehrwürdigen Stande der Geistlichen. Sie sind Gottes voll und haben den redlichsten Willen, uns hinaufzuweisen und zu führen zum Himmel, und segensreich und heilig sind ihre Bestrebungen. Aber — von ihnen gar zu großen Verebfamkeiten halte ich nicht viel. Da wird dasjenige dünn geklopft und auseinander gehämmert, was in der fogenannten Kinderlehre längst auswendig gelernt, längst event. in Saccum et Sanguinem übergegangen, resp. unverdaut geblieben. Da wird durch theologische Raisonnements und Tiefstimmigkeiten dasjenige herauf- und herausgefördert, was von dem kindlichen und gläubigen Gemüth auch der einfältigsten Zuhörer besser verstanden und gefühlt wird, als der Gottesgelehrte debuziren

kann. Und nun dabei die Tautologien, die Battologien und die Polylogien. Sie erstrecken sich oft sogar bis in die kleinsten Sätze und Satztheile; z. B., wie ich noch neulich hörte: „Sie gingen schnell den Berg hinauf; ja, den Berg gingen sie eilig hinauf; ich sage, hurtig gingen sie den Berg hinauf; also, als sie eilig den Berg hinaufgegangen waren, da fanden sie schon das Volk in großer Anzahl rings versammelt, nachdem sie hinaufgekommen waren.“ Und so mit Grazie in infinitum. Der Priester, der Pontifex, der sich von pons und sacere ableitet, soll uns eine Brücke bauen vom irdischen Leben zum ewigen. Diese Tautologien sind allerdings auch eine Brücke, aber die gräßlichste Knittelbrücke, auf der man sich alle Rippen zerstößt. Es hilft nichts, daß der Küster mit seinem silbernen Weckerstabe, wie es noch heutigestags in Dalekarlien und in Oberfranken geschieht, die Schnarchenden aufweckt. Auch der Gebildetste kann es nicht ertragen, 2 bis 3 Stunden dem Prediger andächtig und kritiklos zuzuhören. Und trüge er noch Gedanken auf Gedanken vor, so ginge es noch. Aber die Redensarten, die Phrasen und vor allem die ewigen Tautologien können einen rasend machen. Ein Vereat den Tautologien!

Und doch sind gerade die Tautologien, unterbrach ihn der Pädagog, ein wichtiges Kapitel für unsre Grammatik. Ich würde sie darin ungern vermissen.

Ja, da gehören sie auch hin! rief der Jurist, so wie jedes Unkraut dort zerfetzt und zerfetzt werden muß. Aber aus den Predigten jagt sie heraus! — Und hiemit stürzte er ein Glas Wein hinunter.

Dein Groll, mein lieber Jurist! entgegnete ruhig der Theolog, mag wohl eine gar angenehme Entschuldigung dafür sein, daß du, auch einer von den vielen *εὐνοῖς*, die Predigt so häufig, um mit Abraham a St. Clara zu sprechen, schwänzeft und lieber behaglich in Schlafrock und Pantoffeln bei deinen actis criminalibus sitzen bleibst. Es ist ja allbekannt: Juristen sind böse Christen.

Ich hätte bei dir doch eine richtigere Ableitung und Deutung dieser Redensart vorausgesetzt! nahm der Professor das Wort zur Verteidigung des Juristen. Es ist ja nicht unbekannt, daß zur Zeit des Beginns der Reformation gerade die Juristen die ersten und kräftigsten Auffasser und Beschützer des reinen Gotteswortes waren, und daß daher die Anhänger des alten Schlenbrians sie mit dem Ehrentitel böser Christen belegten.

Aber — setzte der Pädagog hinzu — wenn auch nicht gerade böse Christen, so sind sie doch jedenfalls böse Komponisten, und ihre Komposition Deutscher und fremder Ausdrücke geht wirklich ins Fabelhafte. Da giebt es bei ihnen Paraphernalgüter, unvermögende Pupillensachen, Wechselzerifikate, Wandelbönen, Nullitätsklagen, symbolische Injurienachen, Indossamentsurkunden, caufirte Postportos, Trassatvergleiche, und Millionen anderer niedlicher Sologismen, Barbarismen, u. dgl.

Nun, über einen Mangel an dergleichen Kompositionen können die Herren Gottesgelehrten eben auch nicht klagen! rief der Jurist, und ihr Latein ist doch wirklich weit hübscher als das unsrige. Doch jene Redensarten und Ausdrücke sind bei uns in der That nichts weniger als Weitfchweifigkeiten. Sie sind im Gegentheil läbliche Abkürzungen. — Gehen wir aber

wieder auf die unendliche Länge und Breite der theologischen Reden zurück, — und hiemit wandte sich der Jurist abermals speziell an den Theologen —, und abstrahiren wir hiebei einmal von den Gebilbeten überhaupt: habt ihr denn bei euren 2- resp. 3stündigen Predigten das Volk, den gemeinen Mann, wie man sagt, in großer Zahl, und immer dieselben in euren Kirchen? Jenes Bild ist ja bekannt, auf welchem der Küster dem Prediger, nachdem dieser 2 Stunden lang theils gesäufelt und gewimmert theils gedonnert und gewettert und mit den Händen um sich geschlagen und vor lauter Eifer nicht mehr vor sich hin noch seitwärts gesehen, sondern mit Grazie tautologisch gefalabert hatte, — ich sage, wie auf jenem Bilde der übermächtig hungrige Küster (die Mittagszeit war schon vorüber), nach allmählicher Entfernung aller Zuhörer, dem Prediger auf der Kanzel die Kirchschlüssel übergiebt und ihn demüthig bittet, sobald er fertig sei, die Kirchthüren zuzuschließen. Das sind die unendlichen Weitfchweifigkeiten, das die nichtsnutzigen Tautologien, welche auch den andächtigsten Zuhörer und das thränenreichste alte Weib trotz ihres Schlummers doch am Ende aus der Kirche herausreden. Nochmals, ein Vereat den Polylogien und Tautologien! —

Der Jurist hatte sich etwas erhitzt, Wieland reichte ihm lächelnd ein Glas Wasser und wollte eben ein Wort des Friedens einlegen, als der General das Wort ergriff.

Ei, da lobe ich mir unsern militärischen Gottesdienst. Da heißt es: Gewehr ab! Marsch, marsch in die Kirche! Man betet, man singt etwas, man hört etwas, und nachdem man so in höchstens drei Viertelstunden alle Geschäfte mit dem Höchsten rein und klar abgemacht hat, heißt es wieder: Marsch! und mit klingendem Spiele geht es davon. Solche Kürze lobe ich mir, das heißt kriegerisch: wenig Worte, wenig Federlesen! zur That! zur That!

Ja — unterbrach ihn der Mediziner lächelnd — zur That! Das heißt, zum Paradiren und Exerciren! Wenn ihr martialische Söhne doch auch hiebei etwas kürzer sein könntet! Ich bin ein Feind aller unnöthigen Analeereien und Spielereien!

Kurz genug! entgegnete der General ihm. Aber ihr politischen Schwätzer, wo findet ihr ein Ende mit euren kenntnißlosen und erfahrungsleeren Raisonnements? Selbst eure Toaste langweilen bis aufs äußerste. Da sprach beim gestrigen Diner auch so einer von euch tautologischen Toastrednern fast eine Stunde hindurch einen langgeschwänzten Toast mit süßlichem Munde. Was er eigentlich gewollt, weiß ich nicht. Es konnte niemandem gelingen, einen logischen Zusammenhang herauszufinden. Mit der dreifachen Selbstgefälligkeit und nur sich selber allein hörend spann und spann er den dünnen Faden seines Toastes bis zur anwiderndsten Langenweile fort. Da lobe ich mir meinen Schwager, den Württembergischen General. Als jener seine salbungsvolle Rede endlich mit einem Hoch auf alle anwesenden Generale geschlossen hatte, sprang mein Schwager auf und antwortete als Dank: Meine Herren! was ist ein General? Ein General ist ein Mann, der sich für seinen Fürsten und Herrn todtschießen läßt! Und damit setzte er sich wieder. Das nenne ich eine Dankadresse, kurz und bündig!

Allerdings, sehr kurz! sagte der Mediziner, nur eine Pointe finde ich nicht darin, einen Sinn noch weniger, und einen

Dank am allerwenigsten. Allein — habeat sibi! Laß ihn sich nur immerhin todtschießen lassen. Wir wollen lieber leben für unsern Herrn und für unser Heimatland und für unser liebes Deutsches Vaterland. Denn auch ich habe die Ehre und den Muth zu rufen: Deutschland über alles!

Ja, Deutschland über alles! rief der patriotische Poet und schwang das Glas in die Höhe, hoch Deutschland!

Deutschland über alles! schmunzelte ironisch der Professor. Ja freilich! Der beste Deutsche Taback und Rum ist der Amerikanische, der beste Deutsche Thee ist der Chinesische, die besten Deutschen Handschuhe sind die Dänischen, der beste Deutsche Käse ist der Holländische, die besten Deutschen Romane sind die Englischen, die beste Deutsche Oper ist die Italienische, die beste Deutsche Komödie und die besten Deutschen Moden und die besten Deutschen Bonnen sind die Französischen, und die besten Deutschen technischen Ausdrücke stehlen wir uns aus allen fremden Sprachen gar künstlich zusammen. Ja, Deutschland über alles! ha ha ha!

Verteufelt satirisch ist doch unser Philosoph! rief der Mediziner. Aber thut nichts, ich sage doch noch einmal: wir leben für Deutschlands Ehre und Größe!

Ja, leben! lächelte der Diplomat. Wenn man nur vor euch Aerzten lange leben könnte. Aber während uns Laien unsre Werke nachfolgen, gehen euch Aerzten eure Werke voran, nämlich auf den Friedhof. Und woher kommt das? Stem aus eurer Redseligkeit. Da fällt mir immer jener tragische Fall ein, wo ein Todtkranke auf seiner Lagerstätte die Hände sehnüchlich und hülfesuchend nach seinen beiden Aerzten ausstreckte, die zum Consilium zusammengekommen waren. Sie aber saßen noch immer im Nebenzimmer und disputirten anfangs über die Krankheit und ihre Ursache, und kamen aus dem Hundertsten ins Tausendste: vom Typhus auf den Typhus, und vom Typhus auf die Typographie, und von dieser auf die Topographie, und von der Topographie auf Jeddo und Newyork, auf die Baumwolle und die beste Unterbringung von Kapitalien, und von den Kapitalien auf die Kapitalverbrechen — und merkten nicht, daß dem Kranken die Arme erstarrten und sein Athem kürzer und schwächer ward, bis sich endlich seine Seele auf frohes Wiedersehen empfohlen hatte.

Der Diplomat kann bitter werden! fiel hier Wieland ein. Indessen so ganz Unrecht hat er nicht. Ich erinnere mich noch eines Gedichts meines lieben Freundes Willamov, das gleichfalls auf die Redseligkeit, insbesondere die politische, hinielt.

Dich kann es! unterbrach ihn der Poet. Als Knabe habe ich es in der Schule lernen müssen, und wenn Monsieur Asklepios es nicht übel nimmt, will ich sehn, ob ichs noch auswendig weiß.

Meinetwegen! sagte, etwas übel gestimmt, der Mediziner, und zündete sich eine neue Pfeife an.

Ja, ja, bekamirte es uns vor! riefen der Diplomat und der General.

Der Poet bekamirte.

Der Arzt und der Kranke.

Nun, wie befind't man sich? — Schlecht, mein Herr Doktor, schlecht;

Ich bin so matt, ich kann mich fast nicht rühren. —

Die Korsetten werden triumphiren,
Wenn England ihnen hilft. — Mein Schlaf ist auch nicht
recht. —

Der alte Paoli ist doch ein Eisenfresser! —
Vorgestern war mir ungleich besser
Als heute. — Genua hat mit ihm mehr zu thun
Als mit dem Theodor. — Könnt' ich nur etwas ruhn,
Das würde mehr als Arznei mich stärken. —
Noch Eins! es läßt sich England merken,
Daß es mit Portugal gemeinschaftliche Sache
Den Spaniern zuwider mache. —
Gut, mein Herr Doktor, gut;
Aber was sagen Sie — — Wer weiß, was Frankreich
thut! —

Aber, was sagen Sie zu meinem Fieber denn? —
Ach, damit hat's nicht Noth; auch mit Subsidien
Kann Frankreich schon genug dem Span'schen Hofe
dienen. —

Aber ich sehe nicht, was mir dies nützen soll. —
Nur gutes Muths! Was gilt's? Es bessert sich mit
Ihnen;

Doch meine Zeit ist kurz; mein Herr, Sie leben wohl!

Da steht mans! sagte der Philosoph; wie redselig sind
doch die Aerzte!

Der Mensch, fügte der Jurist hinzu, ist ihnen oft nichts
weiter als ein interessantes Exemplar, und bei den Quincaill-
rien des Wissens bleiben sie länger stehn, als beim Kranken.

Und wenn ihr Mediziner, fuhr der Philosoph fort, die
Leute aufzählt, so zählt ihr nach Individuen, Exemplaren, nach
Körpern oder Leichnamen. Da finde ich es doch humaner, nach
Seelen zu zählen und von einer Seelenzahl zu sprechen. So
paßt es für meine Psychologie besser.

Das klingt viel zu idealisch, rief der General, oder zu
polizeilich. Wir zählen nach Mann oder Köpfen oder nach
Pferden.

Es hat beides etwas für sich, entgegnete der Pädagog,
nach Köpfen, wie lucus a non lucendo, nach Pferden, denn die
kosten mehr Geld und Pflege als die darauf sitzenden Maschinen.

Geh du Pädagog mit deinen Erklärungen zum Kukuk! sagte
der Mediziner. Wonach zählt ihr Schulmeister denn? Nicht
nach Köpfen, nicht nach Seelen, sondern nach Büchern, wie dein
Herr Kollege in Mecklenburg, welcher wöchentlich Einen Schil-
ling als Schulgeld pro Buchel sich annotirte.

Ist doch immer noch besser, rief hastig der Pädagog, und
spricht die Verdienste noch anschaulicher aus, als nach Mäulern
zu zählen, was die geschwägigen Chinesen thun. Sollten wir
nach Köpfen zählen, und pro Kopf Einen Schilling wöchentlich
erhalten, dann müßten wir erst recht verhungern, und die Eltern
überdies kämen dann in eine schwer zu entscheidende Alternative,
entweder in blinder Liebe zu ihren Schütz- und Sprößlingen
selbige für Köpfe zu erklären und so das schwere Schulgeld zah-
len zu müssen, oder in noch blinderer Liebe zu ihrem Geldbeutel
diese Erklärung nicht abzugeben und somit die Kinder von der
Schule ganz abzuhalten oder als kopflose Gratuiten passiren zu
lassen. Bedenklich würde in jedem Falle — —

Wir kommen aber doch gar zu sehr, unterbrach ihn Wie-
land, von unserm Hauptthema ab und erhitzen uns gar zu sehr
in Epiphanen und Exkursionen. Kehren wir also wieder zu un-
serer Parole zurück. (Schluß folgt.)

Besprechungen.

Preuß. Sprichwörter und volksthümliche Re-
densarten von H. Frischbier. Aufl. 2. Berlin, 1865.
Ueber die Anlage des Werks ließe sich rechten, indem der vage
Titelzusatz und „volksthümliche Redensarten“ zur Aufnahme
von Provinzialismen, Aberglauben, Sagen, Volksreimen u. ge-
führt hat, welche mit „Sprichwörtern“ eigentlich nicht zusammen-
hängen, vielmehr in eigene Sammlungen gehören. Indes ist für
die preuß. Volksthümer noch so äußerst wenig gethan, daß es bei
uns vorerst weniger auf die Sichtung, die sich später von selbst
finden wird, als auf die Herbeischaffung des Materials ankommt,
und in dieser Beziehung hat der Fleiß des Verf. wirklich außer-
ordentliches geleistet. Die Sammlung von 1142 Nummern, welche
die erste Ausgabe umfaßte, ist in der zweiten auf 4327 ange-
wachsen, und namentlich durch eine Menge sehr hübscher echt pro-
vinzieller Sprichwörter, theils plattdeutscher theils aus den littau-
ischen und masurenischen Bezirken unserer Heimath vermehrt.
Ebenso erkennen wir in den Erläuterungen, welche den einzelnen
Nummern nachgetragen sind und die Bedeutung manches Sprich-
worts, die schon längst verschollen schien, wieder zu Tag fördern
oder ihre wissenschaftliche Beziehung aufdecken, nicht allein die
rastlose Sorgsamkeit des Verf., sondern auch die Vorliebe, mit
welcher er sich dem Studium des Volksthum hingiebt. — Eine
solche Sammlung muß nothwendig Jeden anregen und Jeder
kann in seinem Wirkungskreise zu ihrer Vervollkommenung bei-
tragen, wenn er alle Zusätze und Bemerkungen, deren ihm bei
Lesung des Werks gewiß viele einfallen werden, notirt und dem
Verf., welchem schon wieder gegen 100 neue Artikel vorliegen,
zugehen läßt. Schon aus diesem Grunde, im Interesse unseres
Volksthum selbst, wünschen wir dem Werke überall eine freund-
liche Aufnahme und die möglichst weitest Verbreitung*).

Schließlich bringen wir für die Sammlung der preuß. Volks-
reime, zu deren Herausgabe sich der eifrige Verfasser rüstet, einen
neuen Buchstaben in Vorschlag, den Hesse in das deutsche
Alphabet eingeführt hat und ohne den sich z. B. das bekannte
Wiegenlied:

Dschudsche padrudsche, wat rudscheit im Stroh etc.
u. a. gar nicht schreiben lassen, nemlich das gestrichene sch für
den weichen Laut des französischen j und g vor e und i (dsch);
das vom Verfasser gewählte einfache s macht ihn nicht bemerkbar.
R. Reusch.

*) Wegen der Derbheiten oder gar Chynismen, welche sich bei
einer Volksthumssammlung, wenn sie Vollständigkeit erstrebt, nicht
vermeiden lassen, kann das Werk leider nur Männern em-
pfohlen werden. Wir würden aber dem Herrn Verf. rathen, einen
Auszug zu arbeiten, welcher die schönen Volksthümer, die es
enthält, namentlich auch der Jugend zugänglich machte, denn
sonst — thut das gewiß nächstens ein Anderer.

Unterhaltungen

des literarischen Kränzchens in Königsberg

herausgegeben von dem zeitigen Ordner

No. 10.

Dr. R. Reusch.

1865.

Sitzung den 15. Dezember.

Tagesordner H. W. Wiener — den Hauptvortrag hatte
R. Reusch übernommen und zwar theilte derselbe die liebliche
Dichtung Conrad's v. Fleck „Flore und Blanchefleur“ in einem
mit Versen des Sängers durchwebten Auszuge mit. Vergl. Kurt
Deutsch. Lit. Gesch. S. 420. Den zweiten Theil der Sitzung
füllten: G. Hilber's Uebersetzungen aus den Gedichten des
Königs von Schweden, deren Mittheilung wir uns vorbehalten,
Proben aus A. Weiß-Krojan's „Ranken und Reben“ (Bibl.
Nr. 62), welche H. Frischbier zur Geltung brachte und die
in ihrer sinnigen Zartheit den ungetheiltesten Anklang fanden,
geschäftliche Mittheilungen des Ordners J. Marcinkowski,
nach welchen ins Besondere Uebersetzungen aus englischen Dich-
tungen von R. Symanski-Barten und eine Darstellung der
Tannhäuser-Sage von J. Marcinkowski-Schuppenbeil einge-
gangen sind, endlich Erinnerungen aus dem Feldzuge 1814 von
G. Düring, mit deren Vortrag H. Hiersemenzel die Unter-
haltungen des Abends und damit zugleich des alten schönen
Jahres schloß, das uns, wenn es auch Manchem Trübes brachte,
doch noch in Eintracht und Streben zusammengehalten hat.

Bericht der Sektion für preussisch-deutsche Volksthümer.

Während auf Jacob Grimms Vorgang*) aus allen
deutschen Gauen die reichhaltigsten und sorgfältigsten Samm-
lungen von Volksthümern zusammenströmten, geschah in unserem
Altpreußen sehr wenig für das gemeinschaftliche Werk. Außer
1. v. Tettau und Temme „Volksagen Ostpreußens, Littauens
und Westpreußens“ Berlin 1837**), welche meistens
nicht aus dem Volksmunde geschöpft sind und einen nur
höchst dürftigen Anhang von Gebräuchen und Aberglauben
beifügen;
2. R. Reusch „Sagen des preussischen Samlandes. Königs-
berg 1838“, welche der Herausgeber während eines kurzen

*) Vergl. Unterh. S. 75.

**) Die 1865 erschienene sogenannte neue Ausgabe dieses
Werks hat nur einen neuen Titel und Umschlag erhalten.

Sommersaufenthalts in dem Stranddorfe Rauschen *)
sammelte;

3. D. F. Karl „Danziger Sagen. Danzig 1843“, welche sich
eben nur auf diese Stadt beschränken und nicht einmal vollen-
det sind;

4. R. Reusch „Aberglauben und Volkslieder des preussischen
Samlandes. Preuß. Prov. Blätter. Jahrgang 1841.“

sind bis 1844 unseres Wissens keine deutschen Volksthümer
unserer Heimath veröffentlicht.

Dennoch war Jacob Grimm mit dem Wenigen zufrieden,
indem er sich in der zweiten Auflage seiner „deutschen Mytho-
logie**)“ welche in jenem Jahre erschien, also ausdrückt:

Allen forderungen entsprechen die von Reusch und
Kuhn***) gesammelten samländischen und märkischen
sagen, in welchen der reichhaltigste stof herangeschaft
und der wahn zu schanden gemacht ist, dass irgend eine
egend Deutschlands arm sei an volksüberlieferungen,
die nur dem entweichen, der es nicht versteht ihnen zu
nahlen.

Hierdurch aufgemuntert regten R. Reusch und M. Töppe
die forschung preuß. Volksthümer in der damals gerade gestifte-
ten hiesigen Alterthums-Gesellschaft Prussia an und bald gewannen
sie in: Funk-Königsberg, Giesevis-Tilsit, Harnack-
Bürgersdorf, Jasch-Wittenberg, Jordan-Ragnit, Mühl-
ling-Rößel, †) Polenz-Pustnick, Rabel-Uderwangen,

*) Vergl. Unterh. S. 76. Anmerk. *)

**) Einleitung S. XIII.

***) Märkische Sagen und Märchen nebst einem Anhange
von Gebräuchen und Aberglauben. Berlin 1843. Außer diesem
Werke empfehlen wir Volksthumssammlern ganz besonders: Kuhn
und Schwarz „Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche.“
Leipzig 1848, Müllenhoff „Sagen, Märchen und Lieder
Schleswig-Polens und Lauenburgs.“ Kiel 1845, Meier „Sagen,
Sitten und Gebräuche aus Schwaben.“ Stuttgart 1852, Grimm
„Kinder- und Hausmärchen.“ Göttingen 1843, Uhland „Alte
hoch- und niederdeutsche Volkslieder.“ Stuttgart und Tübingen
1845, Fiedler Volksreime und Lieder aus Anhalt-Deßau. 1847,
Meier „Deutsche Kinderreime und Spiele aus Schwaben.“
Tübingen 1851, Schambach „Die plattdeutschen Sprichwörter
aus Göttingen und Grubenhagen.“ Göttingen 1851.

†) Dieser treffliche Mann stammte aus Sachsen (Regis
bei Borns) und wurde, nachdem er nach Preußen übersiedelt war,
1820 zum Rektor in Rößel berufen. Hier widmete er seine
Mußstunden der Sammlung ermländischer Volksthümer und
ward, als sich die Prussia des preuß. Volksthum annahm, ein
fleißiger Mitarbeiter der Neuen preuß. Provinzialblätter. Leider

Keyter=Tromitten, Sack=Edinehlen, Seydler=Heiligenbeil u. c. treue und rüstige Mitarbeiter. Binnen drei Jahren wurden Volksthümer aller Arten in kaum gezählter Fülle zusammengebracht und in die f. g. neuen preuß. Provinzialblätter, welche seit 1846 eine Kommission der Preussia redigirte, meistens gruppenweise niedergelegt.

Indeß schon 1849 erstand inmitten der Gesellschaft (und zwar gerade bei zwei hoch poetischen Männern) die Ansicht, daß die Aufnahme von Volksthümmern den Leserkreis der Provinzialblätter abwendig mache. H. Neusch, welcher diesen Redaktionszweig besorgt hatte, schied also aus der Kommission und sandte die bis dahin herausgekommenen Bände der Provinzialblätter an Jacob Grimm mit dem Bedauern, daß er nun für die gute Sache nichts mehr zu thun vermöge. Hierauf antwortete Grimm am 6. Juni 1850:

Sie haben mir in Ihrem brief das herz ausgeschüttet über das fehlschlagen Ihrer schönen pläne und aussichten für die fortgesetzte sammlung der volksdichtung auf dem bisher glücklich betretenen wege. auch mir mangelt es nicht an erfahrungen, dass alles was auf gemeinschaft mit anderen berechnet ist, immer nur eine zeitlang ausgeführt werden kann, allein das was man mit eigener kraft unternimmt, hält an und dauert. Bedenken Sie aber, dass Sie in den erschienenen acht bänden bedeutendes geleistet haben und nun zusehen dürfen, wie sich die sache selbst fort-hilft, während Sie selbst ihr unausgesetzt zugethan bleiben. — Diese acht bände der zeitschrift, welche es den meisten anderen zuvorthut, sind mir ein werthes geschenk; ich werde nicht unterlassen vielfachen gewinn daraus zu ziehen, für alle meine arbeiten, die sich mit der zeit immer erweitert und zugleich enger in einander gezogen haben.

Wir theilen dieses lob des allverehrten Meisters mit, um es hier öffentlich den verdienten Männern abzugeben, welche in aufopfernder liebe unsere Volksthümer sammelten, und um nun zu zeigen, daß die sammlungen ihrer mühen werth waren, auch, soweit es die Ungunst des geschicks verstattete, wirklich verwertet sind.

Ebenso ist der damals noch unverwerthete Rest nicht verloren, sondern sorgsam bewahrt auf uns übergegangen. Wir haben denselben auch bereits genutzt, nemlich zur redaktion einer zweiten ausgabe der Neuschschen Sagen Samlands, *) welche uns die liberalität unseres Verlegers H. Hartung ermöglichte, und beabsichtigen jetzt mit dem Ordnen der preuß. Märchen zu beginnen, deren sich gegen 100 in unserem Besitze befinden.

fehlten ihm dort die wissenschaftlichen Mittel, das gesammelte reiche Material zu bearbeiten. Endlich verschaffte ihm Professor Dr. A. Sagen die erforderlichen Werke, die lang ersehnte Sendung kam am 26. Oktober 1855 Morgens in Kössel an, Mühling aber hat sie nicht mehr eröffnet. Denn als sie ankam, mußte er zur Schule eilen und, als er zurückkehrte, raffte ihn die Cholera als schleuniges Opfer dahin. — Seine literarische Hinterlassenschaft besteht aus einem zweihändigen Quarthefte, welches eine Menge Volkslieder, Reime, Aberglauben, Gebräuche und 65 Märchen enthält, und einem Provinzialwörterbuch, welches einen handlichen Folianten füllt. Beide werthvolle sammlungen, welche die Erben uns anvertraut haben, harren noch ihrer Bearbeitung.

*) Königsberg 1862.

Indeß kann es die Aufgabe der Sektion als solcher nicht sein, die gesammelten Volksthümer zu redigiren und herauszugeben, vielmehr will sie nur unserer Provinz eine Zentralstelle bieten, in welche die Sammlungen aller Gattungen Volksthümer zusammenkommen und aus der sie demnächst gattungsweise den zuverlässigsten Bearbeitern zugehen. So haben wir bereits unsere Sprichwörterammlung an H. Frischbier zu seinem Werkchen „Preuß. Sprichwörter und volksthümliche Redensarten“ *) und, da er sich zur Herausgabe der preuß. Volksreime rüstet, ebenso unsere dahin gehörige Sammlung zur Verfügung gestellt.

Wir ersuchen daher alle Forscher altpreuß. Volksthümer, unserer Sektion beizutreten und uns bald möglichst zu unterrichten:

1. Welcher Landschaft Ost- oder Westpreußens und
2. welcher Gattung der Volksthümer sie ihren Fleiß zuwenden?
3. Wie weit ihre Sammlungen bereits gediehen sind, und
4. was davon oder sonst von lebenden Volksthümmern und zwar
5. in welchen Werken oder Zeitschriften bereits veröffentlicht ist?

Wir werden alsdann in diesem Blatte eine Zusammenstellung unserer Mitarbeiter **) und ihrer Sammlungen geben, und dadurch allseitig eine Uebersicht darüber gewinnen, was bereits gethan ist und was darnach noch zu thun bleibt. Nur so, glauben wir, läßt sich ein einmüthiges und gedeihliches Wirken und Vorschreiten erwarten und erreichen.

Die Sitzungen unserer Sektion werden sich den Vorberathungen unseres Kränzchens unmittelbar anschließen, also stets Mittwoch nach dem Ersten jeden Monats stattfinden.

Wielands Parole „Hör' auf!“

Vortrag von Dr. A. Lehmann=Danzig.

(Vgl. S. 133. Schluß.)

Ja, wir blieben eigentlich bei den Medicinern stehn, nahm der Philosoph wieder das Wort, und bei den wissenschaftlichen Untersuchungen der Minutien. Und wenn sie diese Minutien-sucherei doch auch praktisch ausüben möchten. Aber davon schreibt Paulus nichts. Ein scheinbar unbedeutendes Fieber ist ihnen zu alltäglich, und sie vergessen, daß aus kleinsten Anfängen oft die größten und nachhaltigsten Dinge entstehen. Treten diese dann ein, so soll der liebe Gott helfen.

Daher, fiel rasch der Theolog ein, hat das Spanische Sprichwort ganz Recht, welches sagt:

Gott hilft in der Krankheit dir,
Und der Arzt nimmt Geld dafür.

Der Mediciner biß sich auf die Lippen und wollte eben antworten, als Wieland wieder das Wort nahm. Es ist nicht schwer, sagte er, die Kuriositäten und sonstigen Eigenthümlichkeiten der Mediciner, wie überhaupt aller Menschentlassen zu bemerken. Aber vergessen wir dabei auch nicht die Nicht- und

*) Königsberg 1864, Aufl. 2. Berlin 1865. cf. Unterh. S. 144.

**) Die Schreiben bitten wir „an den Ordner Tribunals-rath Dr. Neusch“ zu adressiren.

Glanzzeiten ihres Forschens und Strebens. Wenn gleich ihr Wissen wie das Wissen aller Menschen nur Stückwerk ist, so überragt es doch die medizinischen Kenntnisse der Laien so bedeutend, und dabei ist ihre Erfahrung so mannigfaltig und tief eingehend, daß es uns in der That Wunder nehmen muß, wenn ein Laie es wagt, dem Forscherange des Arztes zu widersprechen, und daß es ohne Zweifel lächerlich klingt, wenn der Laie beim Schmerz und bei der Gefahr sich seinem Arzte kindlich anvertraut und nach glücklicher Heilung die treue, thätige Hülfe nicht anerkennen will oder gar mit Undank zu lohnen sich dreist.

Und was die Beredsamkeit der Mediciner betrifft, fügte der Diplomat hinzu, so ist sie doch in der That lange nicht so bedeutend als eure, ihr Praeceptores! Ihr findet auch selten ein Ende. Ihr dozirt mit eurer langweiligen Minutienkrämerei eure Schüler in den Schlaf hinein und seid böse, wenn selbige nichts aus der ganzen Stunde mitbringen. Jener Knabe, der von seinem Lehrer Schläge erhielt und gefragt wurde, ob er genug habe? repetirte schluchzend aus seinen kommandirten und rekommandirten versibus memorialibus als Antwort: Natura paucis contenta! Die Natur ist mit wenigem zufrieden! Da war denn doch eine gehörig rechtzeitige Anwendung des Gelernten. Aber wie kann solche Anwendung stattfinden, wenn der Lernstoff eingebläut, eingespöpft, eingezwängt wird, ohne Interesse, ohne Lust und Liebe, ohne geistige Selbstthätigkeit? — Höret auf, ihr Lehrer, mit eurem ewigen hochtrabenden Doziren! Die Jungen brauchen nicht so viel zu lernen und —

Sehr richtig! unterbrach ihn der Pädagog. Ja, ja, wenig oder gar nichts lernen, das ist eure Lösung. Denn —

Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß!
Sagt, kalt wie Eis,
Der Rathsherr Gleis;
Ihn macht nichts heiß,
Weil er — nichts weiß.

Jener Mönch des 15. Jahrhunderts, erwiederte der Diplomat, hatte den richtigsten Titel für sein Buch gewählt, als er es benannte: „Ueber Schulen und anderes Unwesen“.

Ja, versetzte der Pädagog, da steht man, was herauskommt, wenn man nicht grammaticam traktirt. Du hast wohl niemals im Homer gelesen: „Ερωσ και αλλοι Αχαιοι“? Es ist doch sehr zu beklagen, daß —

Höret auf, rief der Diplomat dazwischen, sage ich nochmals, mit eurem idealistischen Alterthumskrame und euren ewigen Klagen!

Und ihr Eltern und sonstigen Laien, entgegnete der Pädagog, höret auf mit euren Urtheilen über Dinge, die ihr nicht versteht, mit eurem unvorsichtigen Räsonniren über die Lehrer eurer Kinder! Gebt uns lieber freie Hand und gehet mit uns Hand in Hand auf dem vernunftgemäßen Erziehungswege. Vergesst nicht, wie sauer unsre Pflichterfüllung, wie schwer unser Amt ist — nicht an und für sich, denn es giebt keinen herrlicheren Beruf, als die Jugend heranzubilden in allem Guten und Wahren und Schönen, und es ist ja so leicht, die jungen, zarten Pflänzchen und Bäumchen in die Höhe zu ziehen, daß sie

grade emporstießen und immer festere Wurzeln schlagen, um demaleinst, wenn Stürme sie erfassen, dem Unwetter zu trotzen und mit Stamm und Wurzel festzustehen, so brausend es auch durch die Wipfel pfeift. Das ist ja fürwahr eine herrliche Aufgabe für uns Lehrer, die uns mit Begeisterung erfüllt und mit Liebe zur jungen grünen Sat beseligt. Aber —

Nun was aber? unterbrach ihn der Diplomat. Seid doch froh, solchen herrlichen Beruf zu haben —

Der Pädagog ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort: Aber da wird uns unser Amt auf alle Weise sauer gemacht und verbittert durch Eltern, die in ihrer häuslichen Erziehung das wieder umreißen, was wir mühsam aufgebaut, durch Laien, welche in dem Lehrer den Tagelöhner sehen, der so arbeiten soll, wie der Arbeitgeber verlangt. Und nun gar die geistlichen und weltlichen Schulbehörden und deren Organe und Kommissarien in unserm lieben Sachsenlande! Die kennen vor lauter Graueit der Theorien- und Schablonenreiterei nur den grünen Tisch mit aufgestapelten Akten, aber nicht den grünen Baum des frischen, freien, fröhlich thatkräftigen Schullebens. Das sind die Leiden für uns Pädagogen, und da sollen wir noch —

Greifre dich nicht zu sehr! unterbrach ihn der Theolog; solche Uebelstände hat es von jeher gegeben und wird es immer geben. Es ist wahr, ich muß es zugeben, zu tragen habt ihr viel. Dafür aber erinnert euch auch des prophetischen Wortes: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben, wie die Sterne Gottes immer und ewiglich!“

Ja, sie werden leuchten! setzte der Pädagog fort. Aber vorläufig, so lange sie noch hienieden wandeln, müssen sie sich ducken und darben. Seht nur die Klapperbeine, die Hohlwangen, die Sorgenstirnen —

Klagt nicht über eure Hagerkeit! unterbrach ihn abermals der Diplomat. Sie ist für euch ein Glück. Was sagt Shakespeare?

Ein fetter Bauch hat magres Hirn; je fetter
Die Rippen, um so ehr bankrott die Geister.

Und doch, schaltete der Theolog mit einem Seitenblick auf den Diplomat ein, doch hatte der alte Fritz lieber beleibte Beamte, weil er solche nicht erst brauchte fett zu machen, und bei den Chinesen steigert sich bekanntlich die Würde der Beamten mit der Fettleibigkeit, so daß die höchsten, d. h. die Minister stets die fettesten sein müssen.

Der Pädagog ließ sich jedoch nicht aus dem Zusammenhange seiner Perioden reißen, sondern fuhr fort: Ja, hätten wir es allein mit der Jugend zu thun, so lebten wir trotz aller Dürftigkeit doch wie im Paradiese. Der Gedanke, in der Jugend das kommende Geschlecht zu erziehen und für die Zukunft reblich zu sorgen, der tröstet uns gar sehr. Erklärlich wenigstens und verzeihlich sollte man es wohl finden, wenn wir, von der Bitterkeit des Lebens tangirt, uns lieber in die großen Ideen des Alterthums vertiefen und unsern zarten Bäumchen die Eichwälder desselben als Muster vorhalten, sollten wir dabei auch hin und wieder etwas zu weitläufig werden und einmal auch in die Breite gehn, sollten wir auch —

Und, fiel Wieland begütigend ein, falls man den Schulmännern hie und da mit Recht zuruft: Hört auf! paßt denn diese Parole für euch Lehrer der Theologie und der Philosophie weniger? Wie lange streitet ihr nicht schon über Glauben und Wissen und grübelt über Dinge, welche über den Verstand hinausgehen, und verwirret die Gemüther und Gedanken der Menschen durch eure Streitigkeiten, die kein Ende nehmen, weit mehr, als daß ihr sie aufklärt und beruhigt. Ich sage: „Wohl dem Lande, in welchem Aufklärung und Glaubensfreiheit gleichen Schritt mit einander halten, und wo wenigstens diejenigen, welche den übrigen zu Lehrern und Regenten gesetzt sind, sich überzeugt haben: daß Religion eine Angelegenheit des Herzens, nicht des Kopfes ist; daß sie nicht darin besteht, über das göttliche Wesen zu grübeln und zu streiten, sondern sich zu bestreben, den Willen Gottes zu thun; daß reine und thätige Liebe der Menschen ein untrügliches Kennzeichen unserer Liebe zu Gott ist, und wir unsern Glauben nicht durch Bekenntnisse und Formulare, sondern durch unsere Werke zu zeigen angewiesen sind; daß Gott an unserm Geschwäg und Gezänk, was er sei oder nicht sei, an unserm kindischen Falten über sein Wesen, seine Wirkungen und was er wolle oder nicht wolle, könne oder nicht könne, u. s. w., in der heiligen Schrift nirgend sein Wohlgefallen zeigt, hingegen auf alle mögliche Art erklärt hat, wer fromm sei und recht thue, der sei ihm angenehm; mit Einem Worte, daß nicht Uebereinstimmung in religiösen Meinungen und Formeln, sondern thätiger Glaube an Gott und den von ihm auf die Welt gesandten Sohn Jesum Christum, thätige Liebe der Menschheit und lebendige Hoffnung eines bessern Lebens der wahre Vereinigungspunkt der Christen, und jene Gesinnungen in diesen zu bewirken das Ziel desjenigen sein müsse, der des ehrwürdigen Namens eines Lehrers der Christusreligion würdig sein will.“

Ja, fuhr der Mediziner fort, wie im Großen und Allgemeinen, so geht es auch im Einzelnen und Kleinsten. Wie lange z. B. bleibt ihr Philosophen schon bei euren wortreichen, überschwänglichen Definitionen stehn! Da ist euch der Mensch der unendliche Anfangspunkt einer glücklichen Zukunft, der unendliche Mittelpunkt einer fortdauernden Gegenwart und der unendliche Endpunkt einer in sich zurückkehrenden Vergangenheit. Da ist euch die Liebe „die Idealität der Realität eines Theiles der Totalität des unendlichen Seins, verbunden mit der Rupidität und Karnität zwischen Ich und Du“. Und wenn der Zuhörer dann endlich diese unendlichen Definitionen durchgekaut und durchgebeissen hat, dann knetet ihr eine Stunde lang, zu Gunsten eurer Kausalitätslehre, den Satz: „Wenn es regnet, so ist es naß“ nach der hypothetischen Syllogismusfigur cesare als Ursache und Wirkung, die in Einem Punkt zusammenfallen und identisch sind. Und tritt der Zuhörer aus dem Kolleg, so wird er durch den herabströmenden Regen weniger durchnäßt und durchschauert, als durch eure wässrigen Weitschweifigkeiten, mit denen ihr eure Weisheit breit klopft. Kommt ihr nun gar auf das Kapitel der Vergleiche, so findet ihr erst recht kein Ende.

Nun, darüber, sagte der Pädagog, kannst du dem Philosophen und dem Theologen keine Vorwürfe machen. Schon Homer ist in seinen Vergleichen etwas geschwätzig und spinnt sie weiter aus, als sie zur Stelle passen. Wenn er — dem echt

Deutschen General zu Liebe zittre ich nicht Griechisch, sondern Deutsch —, also, wenn Homer von dem Löwen spricht, der da brüllt und mit seinem Schweife fürchterlich um sich schlägt, u. s. w., und mit ihm den gewaltigen Nias vergleicht: so wird man natürlich nicht alle speziell bezeichneten Handlungen des Löwen auch auf Nias beziehen wollen, da derselbe bekanntlich nicht zu den Siamfams gehört haben soll. Oder wenn der alte Sängler einen Vergleich anstellt zwischen den zahllosen Troern und den Schafen, und bei den letzteren hinzufügt, daß sie „mit Milch die schäumenden Eimer erfüllen, hebend ein stetes Gebläß, da der Kämmer Stimme gehört wird“: so verzeiht man das dem gesprächigen Poeten, ja, man findet es sogar sehr anschaulich und belebend. Habt ihr aber einmal einen Vergleich gefunden oder bis aus dem Tartarus heraufbeschworen, so laßt ihr ihn nicht leicht eher los, als bis alle barocksten Vergleichungspunkte völlig erschöpft sind. Das schöne, herrliche Gleichniß von den Hirten und den Schafen — (und hiemit wandte sich der Pädagog speziell zum Theologen) — dieses Gleichniß bei jeder Predigt und immer und ewig hören zu müssen, ist doch zuletzt wenig erbaulich. Und wenn nun gar der Predigende sich selbst als den Hirten und seine Zuhörer als die Schafe kennzeichnet oder durch Gestikulationen etwas grell bezeichnet, so kann die Sache leider sogar komisch werden. Mir fällt dabei eine Szene ein, die ich einmal selbst im fernen Pommern, und zwar in einer Landkirche erlebt habe. Ein Schafhirte wollte einen Sonntagsmorgen doch nicht so ganz ohne kirchliche Andacht vorübergehen lassen, sondern verließ seine Schafe auf der nahen Weide und ging in die Kirche; sein getreuer Hund hinter ihm her. Der Herr Pastor hatte das Hirtengleichniß schon etwas breit geklopft und ereiferte sich noch in donnernden Tautologien und mit annektrirten Gestikulationen über den Hirten und über den Hund, die ihre Schafe sündlicherweise verlassen. Das tangirte unsern guten Hirten, und er verließ sofort wieder die Kirche mit den halblauten Worten: Komm, Fix, hei stichelt op ons!

Ein Gelächter erhob sich. Selbst der Theolog konnte sich des Lächelns nicht erwehren.

In diesen übermäßigen Vergleichen, rief der Jurist, haben wir wieder die breitgeklopften theologischen Tautologien in optima forma. Ich erstarre vor Schauder, wenn ich mir denke, wie viele Tautologien bloß im einzigen Rom, um nicht von der ganzen Welt zu sprechen, täglich in den ehrfurchtgebietenden Gotteshäusern gemurmelt, resp. gesungen und gebonnert werden. Dasselbst fungiren jetzt unter 195000 Einwohnern, außer den 2000 Nonnen und 2618 weiblichen Klosterzöglingen, von denen ich, weil unser liebe Wieland heute das schöne Geschlecht ausgeschloffen haben will, nicht spreche, — und außer den fremden Gästen noch 48000 Karbinäle, Prälaten und Priester, und 8000 Mönche, macht nach Adam Riese in Summa 56000 Mann, um militärisch zu reden, oder Seelen, um polizeilich, oder Leichname, um Medizinisch, oder Budel, um pädagogisch, oder endlich 56000 Mäuler, um Pedingsch zu reden, und das paßt hier wohl am meisten. Und trotz dieser 56000 Geistlichen findet sich in Rom und in seinen Umgebungen 10 Meilen in der Runde auf 100 Seelen kaum Eine, welche lesen und schreiben kann. Wenn nun aus dieser qu. geistlichen Hirtenschar ein jeder einzelne Hirte

seinen getreuen Schafen stündlich auch nur, um mäßig zu rechnen, 60 Tautologien vorträgt: so wächst die Zahl derselben so sehr ins Ungeheure, daß du, mein lieber Pädagog, als genial grammatischer Erforscher der Tautologien, wenigstens noch einmal so lange in Rom, als die Griechen vor Troja, liegen und leben müßtest, um die Tautologien, nicht etwa aufzuzählen — das wäre unmöglich! — nein, sondern nur einigermaßen klassifiziren und rubriziren zu können. Und wehe den armen Jungen, die dir dann nach deiner Rückkehr aus dem azurblauen Italien in die Hände fielen und auf den harten Schulbänken deinen noch härteren grundgelahrten tautologischen Expositionen und Exkursionen grammatisch andächtig lauschen müßten! — Und doch (setzte er mit einem Blick auf den Theologen hinzu), doch lasse ich mir dergleichen Tautologien, wie du sie, lieber Pädagog, eben mitgetheilt hast, noch eher gefallen. Da ist doch noch Humor dabei. Allein —

Hier unterbrach ihn der Theolog, denn er hatte nicht mehr Lust zu pariren, sondern selbst vorzudringen und dem juristischen Gegner einige Quartan beizubringen.

In euern Tautologien freilich, sagte er, findet sich etwas anderes. Es herrscht entweder Glanzliebe oder Oppositionswuth oder Gewinnjucht, wenn ihr eure Prozesse ausspinnt und lange Reden haltet und hin und her schreibt, bis die Parteien sich arm prozessirt haben.

Denn wenn ich judiziren soll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll,

sagt unser Wolfgang. Ihr kennt ja meines lieben alten Gellert's hübsche Erzählung von Hinz und Kunz: Recht muß doch Recht bleiben!

Ja wohl, sagte der Pädagog. Und unser jüngste Fabeldichter hat noch schöner diese juristische Gründlichkeit, *as etos einsteu*, geschildert in dem Gedicht „Prozeß“. Wenn du, mein lieber Jurist, es erlaubst, trage ich euch die Fabel vor. Ich habe sie mir aus juristischer Vorliebe sehr wohl eingeprägt.

Prozeß.

Zwei reiche Matten zankten lang
Ob zweier Bäume Ueberhang,
Denn jede möchte Sonnenschein
Und ihres Baumes Frucht allein;
Und jede spricht uralten Brauch
Und Zeugniß selbst der Markung an,
Kraft welcher sie der andern auch
Den Ueberhang verwehren kann.
Und gäb' es nicht geschwitzte Leut',
Sie zankten sich darob noch heut'.

Zwei Bäche aber, grundgelahrt
In aller krummen Markung Art,
Die rauschten her, gerufen, schnell
Und unter suchten tief die Stell'
Und gruben alten Marken nach,
Daß selbst der Baum darüber brach,
Und gruben tief ins Land hinein,
Erlesend auch die kleinsten Stein'.
Die Matten aber schwanden gar,
Denn drob vergingen viele Jahr'.

Der Spruch hieß endlich: Theilet euch
In Recht und Kosten; sie sind gleich!
Die Bäche aber hatten lacht
Das Land ins Trockne sich gebracht. —

Und der Ausdruck Gallimathias, fing der Mediziner wieder an, welcher, wie dir wohl bekannt ist, seit jenem berühmten Sachwalter bei einem Rechtsstreit über den Hahn eines gewissen Matthias sprichwörtlich für euch Juristen geblieben ist, dieser Ausdruck bietet wohl Beweises genug dar, daß ihr Juristen euch nicht so sehr über die theologischen Tautologien ereifern solltet.

Ja, ohne euch Juristen, fügte der Professor hinzu, gäbe es gar keine Prozesse mehr. Jetzt aber giebt es eben so viele Prozesse, als Äpfel auf den Bäumen.

Wie kommst du gerade auf die Äpfel? fragte der Pädagog. Recht kurios!

Das solltest du, Homeride, antwortete der Professor, doch am besten wissen:

Ein einz'ger Apfel hat vor Zeiten
Den ganzen Olymp gebracht zum Streiten.
Was Wunder, daß in unsern Tagen,
Wo unsre Bäume viel Äpfel tragen,
Uns immerfort Prozesse plagen?

Und was lernt man denn, rief der General, zuletzt für Resultate aus euren juristischen Disputationen? Mir fällt immer bei euch und euern Deduktionen und Induktionen, Expromissionen und Remissionen, Bindikationen und Kontraktionen, Restitutionen und Resolutionen, und wie die tausend Schock — onens weiter heißen mögen, mir fällt dabei immer der alte Fritz ein, wie er einst einer gerichtlichen Sitzung in der Residenz aufmerksam bewohnte. Nachdem er dem Mandatar des Klägers zugehört und ihm vollkommen Recht hatte geben müssen, trat der Vertheidiger des Angeklagten auf und perorirte so überzeugend und nachdrucksvoll und begeistert, daß der König ganz unwillig ausrief: Der Kerl hat auch Recht! und aufstehend zu seinem Adjutanten sagte: Komm Er! hol' die Kerls alle der Teufel!

Und überdies, fuhr der Mediziner fort, setzen sie dann noch eine Ehre darin, ihre Sprache recht sehr zu feilen, und finden auch darin nicht leicht ein Ende, und — Zeit verloren, alles verloren! Du kennst wohl, lieber Pädagog, die hübsche Erzählung vom „Räuber und Richter.“ Dein Gedächtniß ist besser als das meine; du mußt ja mit deinen Buben noch immer mit auswendig lernen. Trag' es uns vor, bitte!

Der Pädagog deklamirte:

Hoch oben im feilen, im lustigen Thurm,
Da spricht mit den Wollen, da spricht zu dem Sturm
Der Räuber, des Räubers Enkel und Sohn;
Er reißt an der Kette und lacht voll Hohn
Und feilet.

Tief unten in düsterer Stube, da schreibt
Der Richter dem Räuber das Urtheil und bleibt
Noch immer in Zweifel, ob jezo das Werk
Auch habe die rechte und rechtliche Stärk',
Er feilet.

Ihr Raben, was krächzt ihr und jubelt so laut?
Für diesmal verpeißt ihr noch nicht meine Haut.

Bald wehen die Lüfte des Himmels mich an,
Bald brechen die Stäbe, dann ist es gethan.

Ich feile.

Erstaunen soll alles ob meinem Geschick.

Nach Carpozow brech' ich dem Schust das Genick,
Nach Quistorf und Koch soll gerädert er sein;
Die Kosten, die trägt er nach Böhmer und Klein.

Ich feile. —

Und als nun der Richter das Urtheil gemacht,

Da hat auch der Räuber die Sache vollbracht.

Das Urtheil ist fertig, der Räuber — ist weg:

So kamen der Räuber und Richter zum Zweck

Mit Feilen. —

Nichts für ungut, ihr lieben Freunde! sprach jetzt der Professor. Ihr zieht ja auf den armen Juristen alle auf einmal los und laßt ihn gar nicht zu Worte kommen. Ich muß doch gestehen, daß mir bei dem Juristen jene klare Auffassung und logische Sondernung der Begriffe, jene unbeirrte Objektivität im Urtheilen, jene Entschiedenheit und Sicherheit im Schließen, überhaupt die Schärfe und Gründlichkeit im Denken, welche auch unser Freund Kant bei den Juristen rühmend anerkennt, dessen Zuhörerkreis ja zum großen Theil aus Juristen besteht, ferner, die unparteiische Energie im Entscheiden und Beschließen, dabei jene Nuancen und Modifikationen, jene Genauigkeit und Präzision und Korrektheit mich stets mit Bewunderung erfüllen, und mir, wenn auch hier und da etwas Weiterschweifigkeit und den Laien langweilende Breite hinzutreten mögen, tausendmal besser gefallen, als der Wortschwall und die Verstocktheit und die Unklarheit der Diplomaten trotz ihrer Gewandtheit und Feinheit.

Ja, guter Diplomat! nahm wieder der General das Wort. Jeder wackre Soldat muß mühsend werden über eure Federfucherei, euer Gaukelspiel und eure Seifenblasen, über eure Abers und Oders und all den unklaren, versteckten Schnickschnack, den wir immer erst durch Schwert und Blut wieder gut machen müssen.

Und — fügte der Pädagog hinzu — euer Muster und Meister Talleyrand, der alte Merkur aller Systeme und Regierungen, nicht mit geflügeltem Fuß, wohl aber mit geflügeltem Geist, mit dem offenen Kopf und den offenen Händen und dem weiten Gewissen, der moderne hinkende Teufel, der Hochmeister aller Diplomaten und der Liebling aller Fürsten, die ihn zu brauchen wissen, der Freund Mirabeaus, Neders, Robespierres, Bonapartes, der Bourbons, der Orleans — Excellenz Talleyrand definiert in Worten und Werken die Sprache als die beste Verhüllung der Gedanken. Meint ihr Nein, so sprecht ihr zuvörderst Ja, um durch überlistendes Zugeben zum Nein zu leiten. Meint ihr Hier, so sprecht ihr Dort, um durch ein schlaues Manöver von hier abzulenken und dort hinzuführen. Meint ihr: wärest du doch, wo der Pfeffer wächst! so sprecht ihr in fein ausweichender Sympathie: ich empfehle mich Ihnen zu Gnaden und bin Ihr gehorsamer Diener! Sagt ihr: wir erkennen den Ludwig, der aus dieser Familie herkommt, als unsern Freund an, so findet ein jeder darin, was er will: obgleich er —, oder, weil er — u. s. w. aus dieser Familie stammt. Und wenn ihr sagt: der Nebel flieht, und wir bleiben noch hier; so heißt das: obgleich der Nebel flieht, oder, weil er flieht, oder, während er

flieht, oder meinetwegen auch, bis der Nebel flieht, bleiben wir noch hier. Kurz, ihr sagt zu mir: verstehe darunter, was du willst, wenn es dir nur gefällt, oder, wenn du nur nicht weißt, was wir meinen. Und das sind alles nur einzelne kleine Wörtchen. Dazu kommt nun aber euer grobes Geschütz, die ungeheuern langgeschnäbelten und langgeschwänzten, alle Pallisaden von Sebastopol überschreitenden Perioden, zu denen nicht Athem, nicht Seiten ausreichen, mit einer Redseligkeit, mit einer tautologischen Kunst, der man es, wenn man 2 gesunde Augen hat und ein wenig in der grammatischen Konstruktion bewandert ist, augenblicklich ansieht, daß sie den Leser oder Hörer in den Ozean des brausenden Wortschwall und der sich thürmenden Periodenwogen ersäufen will, um ihn dann an einem seidenen Fädchen hin und her zu zerren. Eure Sprache paßt für alles und für alle; in ihr steckt das Wahre wie das Falsche; mag der Wind wehen, von wo er wolle, ihr segelt immer mit Vollwind. Eure Kunst ist freilich eben so alt, als der berechnende Verstand, und hat eben so unter orakelspendenden Priestern des grauen Alterthums wie im heutigen Zeitalter, eben so bei professionistischen Diplomaten kultivirter Nationen wie bei naturalisirenden Diplomaten unter Barbaren, und eben so in den höchsten Kreisen des äußern Lebens wie in den geheimsten Winkeln wissenschaftlicher Bestrebungen ihre Meister gefunden. Was schwagt ihr nicht alles über diese und jene brennende Frage, um mit eurer feinen Wässrigkeit den Brand zu löschen. Und wenn euch das nicht gelingt, so glaubt ihr durch euer breitspuriges Zunkern eure Sache durchzusetzen. Ich ehre den Adel an sich. Und wenn auch wir Bürgerlichen eben so, wie ihr Adelligen, uns unsrer Väter freuen und auf sie stolz sein können: so übersehe ich doch andererseits keineswegs den Unterschied zwischen eurer und unsrer Freude. Eure Freude geht viele Jahrhunderte zurück und kennt alle Vorfahren und ihre Wohnsitze und Thaten bis hinauf in die blühendsten Zeiten des mittelalterlichen Ritterthums und ist stolz auf sie, falls sie nicht etwa Raub und Mord von ihren schönen Burgen aus verübt haben. Unfre Freude dagegen geht selten Ein Jahrhundert oder mehr zurück. Allein wenn solch eine gerechtfertigte Freude in anmaßenden Stolz und Hochmuth ausartet, wenn gar die Thorheit, Verdienste der Vorfahren auf sich selbst übertragen zu wollen, jenem Stolge sich zugesellt: dann hat wohl unser gemeinsame Freund Lessing in seinem Epigramm „Auf einen adeligen Dummkopf“ vollkommen Recht, wenn er eben so schneidend als treffend sagt:

Das nenn' ich einen Edelmann!

Sein Ur-Ur-Ur-Ur-Ettern

War älter Einen Tag als unser aller Ahn.

Du weißt wohl, was ich meine. Die Bauern in der Wetterau sagen vom Roggen: „er junkert“, wenn sich viele starke Halmen darin befinden, die mit ihren leeren Aehren über andere hervorragten. Auch in Schweden habe ich den Ausdruck „junkern“ gleichbedeutend gefunden mit „müßig gehn“. Und wenn ihr redseligen Diplomaten erst darin —

Hör' doch endlich einmal auf mit deiner phrasenologischen Beredsamkeit! unterbrach ihn der Diplomat. Du bist ja schon ganz außer Athem und ersäufst uns förmlich in deinen grammatischen Ozean.

Der Pädagog hat aber doch nicht so ganz Unrecht! nahm der General das Wort. Sind denn eure diplomatischen Weiterschweifigkeiten besser als die der Theologen? Diese haben wenigstens nicht die Absicht, zu täuschen. Aber euer Gewerbe ist das Gewebe von Falschheiten, Täuschungen und Ränken. Und die Zeit, die schöne Zeit geht verloren. Da haue ich lieber mit dem Schwerte drein!

Ach mein bester Mars! entgegnete der Diplomat. Du kannst doch auch nicht ewig mit deinem goldbebedelten Schwerte dreinschlagen, und immer blindlings! Das muß doch auch aufhören. Und sorgten wir Diplomaten nicht durch oft freilich etwas langwierige Unterhandlungen für friedliche Bestrebungen, so würden die Kriegeheere einander aufzehren, wie jene beiden Löwen, so daß nur die sich todtstießen lassen wollenden Generale übrig blieben.

Allerdings! meinte lächelnd der Mediziner. Und was die diplomatische Weiterschweifigkeit betrifft, so haben wir Naturhistoriker ja nur aus dem Grunde die Telegraphie erfunden, um durch ihre nothwendige Kürze einen Damm gegen die immer mehr einreißende Breite der Diplomatie aufzuschütten. Meinst du das nicht auch, lieber Poet? — Seht, der hat bis jetzt noch gar wenig über unsre heutige Parole gesprochen. Ohne Zweifel schwärmte er während unsrer Gespräche wieder zu viel in höheren Regionen herum, saß an Jovis Thron und vergaß aller irdischen Lebensweisheit.

Das nun gerade nicht! entgegnete der Poet. Ich bin euren Gesprächen getreulich gefolgt und erlaube mir zu bemerken, daß mir bei deinen Worten, liebster Neffe der Eileithya, unwillkürlich ein Gedanke über den Grund unsrer Erfindung der Poesie aufgestoßen ist, hervorgerufen durch dein Bekenntniß über die Veranlassung eurer Telegraphen-Erfindung. Ich glaube, die Poesie ist bloß deshalb erfunden worden, um von dem Reiche des Idealismus abzuwehren den stark hereinbrechenden Materialismus und dessen naturhistorische Söldlinge.

Da hat ers weg! lächelte der Theolog, und mit volstem Rechte!

Doch bin ich, fuhr der Poet sanft fort, keineswegs der Meinung, daß unsre heutige Parole nicht auch auf die Dichter Anwendung finden sollte; und nur euer Wohlwollen gegen uns hat noch nicht die Poesie mit ins Gespräch hereinziehen lassen. — Daß die Dichter erst durch den Wein ihre poetische Beredsamkeit erlangen sollten, gehört, wie ihr alle gewiß zugestehet, zu der Fabel, welche sich vom grauesten Alterthum der Griechen wunderbarerweise bis auf unsre Zeiten herab erhalten hat. Unser mäßige, lebenswürdige Vater Hagedorn ist von den Hyperorthodoxen oft genug wegen seiner unschuldigen Weinlieder verleumdet worden. Eben so auch mein theurer Freund Claudius wegen seines überaus schönen, unübertrefflichen Rheinweinliedes: „Befränt mit Laub“ u. s. Er hat mir nur noch vor ein paar Monaten, da ich ihn in Wandsbeck besuchte, eingestanden, daß er keinen Wein trinke, und daß er, als ihm nach Veröffentlichung seines Liedes von Bingen her ein Faß Rheinwein als dankbare Gabe verehrt worden, beim Genuße des Weins die Worte nicht habe ausdrücken können: Psui, wie Eßig! — Also, von der Fabel poetischer Wein-Beredsamkeit will ich nicht sprechen. Aber die Fabeln

der dramatischen Werke möchte ich wohl noch berühren. Wenn schon unsre Koryphäen des Dramas die Parole „Hör' auf“ zuweilen vergessen, wie Schiller im Tell und Göthe in der Natürlichen Tochter und besonders im Faust: was sollen denn erst wir mittelmäßigen sagen? Das Geſetz, nach der Katastrophe möglichst schnell zu schließen, haben unsre beiden Freunde, wie auch Shakespeare, sehr richtig erkannt, und doch ist es ihnen schwer geworden, dasselbe nirgend zu überschreiten. Wie die profaische, so bezeugt auch die poetische Literatur der Deutschen, daß gar häufig die Mahnung: höre zur rechten Zeit auf! überhört wird. Wie die Redseligkeit, so ist auch die Schreibseligkeit der Pol heutiger Thätigkeit, und sehr bezeichnend sagt Mynheer sprichwörtlich: Het schryft al wat lepel lekken kann. —

Eine kleine Pause trat ein. Sodann nahm Wieland das Wort. Dem Umschwunge des Zeitenrades, sprach er, läßt sich nun einmal nicht widerstehn, meine Freunde! Es ist wahr, daß wir alle die Kunst, zur rechten Zeit aufzuhören, noch nicht recht fassen und ausüben können. Diese Kunst fehlt noch gar häufig nicht bloß im Reden und Schreiben, wie unsre bisherigen Disputationen berührt haben, sondern auch im Denken. Sonst würde man z. B. nicht so weiterschweifige Auslassungen über Kausalität und Trinität lesen und hören. Sie fehlt ferner oft genug in unsern Gefühlen. Sonst würde der Schmerz aufhören an unsrer Leber zu zehren, wie jener Geier am Kaukasus, und die Freude nicht jenes Uebermaß sinnlichen Rausches gewinnen. Sie fehlt oft auch großen Männern im Handeln. Sonst lebten Alexander und Cäsar noch heute. — Aber je schwerer diese Kunst ist, desto mehr soll ein jeder nach ihrer Ausübung streben, nicht mit Bemerkungen über den Splitter im Auge des Nächsten, sondern an seinem Theile, soweit es in seinen Kräften steht. „Ich meines Theils lerne an dieser Kunst schon 50 Jahre und sehe mit jedem Tage mehr ein, wie weit ich noch vom Ziele entfernt bin.“ Aber dennoch strebe ich danach, zu rechter Zeit aufzuhören, und nur mit diesem Streben will ich niemals aufhören. So machet auch ihr es, lieben Freunde! Und wenn euch in dieser oder jener Situation oder Richtung das Zuviel beschleicht, so denkt an den heutigen Abend und ruft selbst euch unsre Parole zu: Hör' auf!

Ja, riefen alle wie aus Einem Munde, „Hör' auf“ sei und bleibe unsre Parole! Und dabei leerten sie die letzten Gläser. —

Mir aber donnerte dies laute „Hör' auf“ so stark ins Ohr, daß ich — — — erwachte.

Der Traum hatte aufgehört, auch die Lampe hatte aufgehört, und schon dämmerte der Morgen vom Meere herüber in mein Zimmer herein. Aber die Sonne lag noch schlaftrunken in ihrem goldenen Schlummerhause. Der Ost hatte sich zur Ruhe begeben, und so begab auch ich mich denn noch alsbald in meine Ruhesstätte, mit dem Plan, den Traum, von dem ich noch lebhaft erfüllt war, zu Papier zu bringen und ihn als Einleitung zum Vortrage zu benutzen.

Das ist geschehen. Und nach den kurzen Andeutungen dieses einleitenden Traumes hätte ich nunmehr gewünscht, meine weiteren Auslassungen und Ausführungen über diesen Gegenstand in hübsch logischer Ordnung Ihnen gleichfalls mittheilen zu können. Allein die Parole „Hör' auf“ tönt mir noch zu sehr in den Ohren nach, und ich sehe selbige Parole auch schon auf Ihren

Rippen, hochgeehrte Anwesende, mahnen und drohend herum-schweben.

Und so folge ich der Mahnung und höre auch wirklich auf, mit der Bitte, mir vor Wieland bescheinigen zu wollen, daß ich zur rechten Zeit aufgehört habe. Ich bedarf dieser Bescheinigung gar sehr. Denn die Freude, meine liebe Vaterstadt, von der mich das Geschick nunmehr 41 Jahre lang getrennt hat, und an der ich, mit lebhafter Erinnerung an die schöne Jugendzeit, noch treulich hange, wiederzusehen, und die Ehre, in Ihrem Kreise, in welchem Rants Geist der Humanität und der vielseitigen Bildung noch forterbt, auch reden zu dürfen — diese Freude und Ehre hätten mich leicht in die Versuchung führen können, meinen Gefühlen und Gedanken gar zu sehr den Zügel schießen zu lassen und die Grenzen der mir gütigst gestatteten Zeit zu überspringen. Daß ich das nicht gethan, möge Ihre freundliche Nachsicht mir, um Wielands willen, bescheinigen. —

Aber, trotz dessen, daß ich nun aufhören soll und will, muß ich mir doch noch zum Schluß erlauben, Eine Ausnahme der Wielandschen Parole möglichst kurz hinzuzufügen, eine Ausnahme, bei der ich auf Ihre allseitige Zustimmung hoffen kann. Dem Literarischen Kränzchen rufe ich zu:

Hör' nimmer auf!

Stiftungsfest.

(Vgl. S. 130. Schluß.)

5. Generalbericht des Ordners.

Die Herren Festordner haben mir aufgegeben, unsere heutige Stiftungsfeier durch eine kurze Rede einzuleiten. Nach dem Grundsatz, welchen Dr. Nesselmann bei uns eingeführt hat:

Jedes Mitglied muß, mag es wollen oder nicht, ja mag es können oder nicht, Alles leisten, was ihm die Ordner aufgeben,

blieb mir jener Aufgabe der Festordner, welche für heute allein zu gebieten haben, gegenüber nicht mehr die Wahl zwischen Reden und Schweigen, sondern nur noch die Wahl des Themas zu meiner Rede. Da nun Jeder am liebsten über sich selber redet und reden hört, so will ich auch jetzt über uns selbst d. h. über unser Kränzchen sprechen.

Sowie alles Große unbestimmbaren Ursprungs ist, so hat auch unser Kränzchen keinen Anfang und hoffentlich kein Ende. Wir feiern unser Stiftungsfest im November und beginnen unser Vereinsjahr mit April, obwohl wir weder im April noch im November geboren oder entstanden sind. Unser Ursprung ist vielmehr weit verwickelter.

Sie wissen nemlich, geehrte Anwesende, daß Dr. Lehmann und ich im Jahre 1857 einen Altpreuß. Dichterverein stifteten, welcher hauptsächlich die alljährige Fortsetzung des 1856 mit Beifall erschienenen Ost- und Westpreuß. Musenalmanachs bezweckte und dadurch Leben erhalten sollte, daß in allen Theilen unserer Provinz Dichterkränzchen errichtet würden. Unser schöner Plan mißlang jedoch vollständig. Es bildete sich kein einziges Dichterkränzchen und der Almanach,

welchen Dr. Lehmann als Vereinsordner 1857—1859 mit eiserne Konsequenz herausgab, wurde mit derselben Konsequenz in allen Zeitschriften verlästert. Empört über eine solche Kritik, welche eben den Almanach für 1858 abgeschlachtet hatte, erklärte Dr. A. Hagen, daß er denselben durch einen öffentlichen Vortrag zur wohlverdienten Geltung bringen wolle, und ich lud, nachdem uns die hiesige Börsehalle zwei Nebenzimmer ihres Sommerlokals bewilligt hatte, als vertretender Ordner des Dichtervereins — denn diese Würde bekleidete ich damals — geradezu durch die Hartungsche Zeitung ein erstes Dichterkränzchen zum September 1858 ein.

Besetzen wir uns nun in jene kleinen Zimmer! Dort versammelten sich 4 Uhr Nachmittags etwa 40 Damen und 15 Herren. Wir tranken zuerst unter heiterem Gespräch Kaffee und versuchten dann, in das größte der beiden Zimmer zusammenzuziehen, aber — das Zimmer faßte außer dem Redner nur noch die Damen, und die Herren mußten dem Vortrage, der nun begann, vor der Thüre zulauschen. Wir hörten drei Stunden lang gewählte Gedichte des Almanachs und zum Schluß einen plattdeutschen Schwank, an welchem ich — denn ich hatte noch nie vor Damen geredet — mein Heil versuchen wollte. Dennoch hatte sich die Gesellschaft so wohlbehaft, daß sie gleich beschloß, sich den ganzen Winter hindurch allmonatlich in gleicher Weise zu versammeln und zur Beschaffung eines größeren Lokals einige Thaler sammelschoß.

Im Oktober kündigte ich also das zweite Dichterkränzchen an, und Wichert, der mir schon damals tren zur Seite stand, mietete den kleinen Saal der Deutschen Ressource, denn dieser, doppelt so groß als das Sommerstückchen vom September, schien dem Bedürfnisse der Gesellschaft überschwenglich zu genügen. Am Vortage der Versammlung aber kam Wichert in wahrer Verzweiflung mit der Nachricht zu mir, daß er überall die Losung höre: „Dichterkränzchen ist angefangen, wir kommen auch!“ und daß, wenn alle diese Drohungen einträfen, an den kleinen Saal gar nicht mehr zu denken sei. Das war in der That eine entsetzliche Nachricht, denn der große Saal sollte abendlich 10 Thaler kosten, also für sechs Winterabende 60 Thaler, und wo sollte dies schwere Geld herkommen? Aber wir wagten und mieteten den großen Saal, in dem wir noch heute tagen.

Es war ein eigenes Gefühl der Freude und der Bellschmerzlichkeit, als wir das geräumige Versammlungslokal betraten und es bereits vollständig gefüllt fanden. Alles sah uns neugierig und forschend an, wie wir wohl eine solche bedeutende und gewählte Gesellschaft einen ganzen Abend hindurch angenehm zu unterhalten gedächten, und nirgend verkündete ein Wink oder Blick, daß wir auch Hülfe zu erwarten hätten. Unwillkürlich griffen wir in die Tasche, legten unsere Vorträge zusammen und überschlugen, ob sie ausreichen würden. „Leider nein!“ — seufzten wir achselzuckend — „aber Schimpf und Schande dem, der das Feld räumt, bevor die letzte Munition verschossen ist!“ In diesem Todesmuth bestieg Wichert den Wank eines antihumanistischen Ratheders, welches er unter den Dolken des Ressourcengebäudes entdeckt hatte, und eröffnete die Sitzung. Kaum aber waren seine letzten Worte verhallt, als sich von allen Seiten und Ranten Redner erhoben, um den von ihm verlassenen

Platz einzunehmen. Sobald Einer vom Ratheder herabstieg, war der Folgende schon wieder oben, und jeder desamirte seine Gedichte mit einer Geläufigkeit und Begeisterung, daß der Abend verging, bevor man zur Besinnung kam. Die Neuheit des Schauspiels, das lustige Austauchen und der stete Wechsel unbekannter Dichter, auch manches wohl gelungene Lied, hatten aller Herzen gewonnen und erwärmt und die Gesellschaft ging zum zweiten Male froh und befriedigt auseinander.

Uns aber, die wir erst eine gründliche Blamage befrachtet und dann dem rettenden Wunder zugestimmt hatten, war der Kopf von den hundert kleinen Gedichten vollends schwindlich geworden. „Nein!“ — riefen wir — „auf die Dauer hält das kein Gott aus; es müssen größere Vorträge besorgt werden!“ Und so klang denn unsere November-Einladung schon anders: „Markgraf Rüdiger von Bechelarn, Vortrag des Gerichts-Majessors C. Wichert“. In dieser Sitzung sammelten wir zugleich die trefflichen Kräfte, welche sich uns dargeboten hatten: Dr. E. Hagen, H. Hartung, Dr. Nesselmann, H. Neusch, D. Rosenkranz, A. Stobbe etc., und unser erster Gesamtbeschluss war:

Die Unterhaltung der Sitzungen soll künftig in besondern Vorberathungen geordnet werden.

Der November ist also der Stiftungsmonat unserer Vorberathung; da indeß von ihr all unser Leben ausgegangen ist und ausgeht, so feiern wir mit Recht ihren Geburtstag als den Geburtstag des Kränzchens selbst. Sie hat uns durch eine rasche Folge consequent vordringender, einsichtsvoller und thatkräftiger Beschlüsse und Einrichtungen dem Spiele eines Dichterkränzchens entrisen und dem Verufe eines literarischen Vereins zugeführt. Schon im Dezember erließ sie das Gesetz, welches noch jetzt unsere Regel bildet:

Jede Sitzung soll in zwei Theile zerfallen. Der erste Theil wird durch einen größern Vortrag literarischen Inhalts, der zweite Theil durch kleinere Mittheilungen wissenschaftlich belehrenden oder anregenden Inhalts gefüllt.

Im Januar 1859 legte sie dem Kränzchen den, seinem umgewandelten Wesen entsprechenden Namen eines literarischen bei, führte die Diktatoren (Tagesordner) ein und bestellte einen Schriftführer. Im Februar stiftete sie unsern Fragekasten. Im März, als die ursprünglich unserm Dasein bestimmte Frist abgelaufen war, erklärte sie das Kränzchen für permanent und bestimmte seine Ferien. Im April endlich schuf sie das folgenreiche Institut der außerordentlichen Mitglieder und ernannte unsere Ordnerschaft, deren Geburtstag unserm Vereinsjahre den Anfang gegeben hat.

Hier, wo wir schon ziemlich ausgebildet erscheinen, will ich unsere Lebensgeschichte abbrechen und nur noch einen Blick auf das werfen, was wir jetzt geworden sind.

Das literarische Kränzchen zählt zur Zeit 112 ordentliche, 21 außerordentliche, 37 auswärtige Mitglieder und verfügt über eine Jahreseinnahme von circa 400 Thaler. Es besitzt eine Bibliothek, welche durch vielseitige Geschenke bereits auf 78 Nummern angewachsen ist. Es steht mit der hiesigen Alterthums-Gesellschaft Prussia und der Königl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft sowie mit den literarischen Vereinen Marien-

werber, Danzig, Thorn und Breslau in freundslichem Verkehr. Es hat, nachdem die 1861 und 1863 versuchte Fortsetzung des Preuß. Almanachs mißlungen war, im Dezember 1864 in unsern „Unterhaltungen“ ein selbstständiges Vereinsblatt errichtet, welches unsere Wirksamkeit nicht allein schon jetzt wesentlich erweitert hat, sondern — falls ihm ein günstiger Stern leuchtet — vielleicht einmal den literarischen Interessen unserer ganzen Provinz einen Sammelplatz bieten kann. Es hat endlich, um einzelnen Zweigen seines Berufs eine sorgsamere Pflege angedeihen zu lassen, besondere Sektionen für sie ausgeworfen.

Dies ist der Punkt, über den ich mit unserer Vorberathung niemals einig werde. Sie ist der Ansicht, daß eine Sektion erst dann gebildet werden dürfe, wann ein dringendes Bedürfnis dazu hervorgetreten sei; ich dagegen meine, daß die Sektionen geschaffen werden müssen, damit das dringende Bedürfnis hervortrete. So habe ich die Volksthums- und die dramatische Sektion, welche uns — wie ihre Berichte ausweisen — schon Früchte tragen, nur durch schwere Kämpfe errungen und mit einer dritten Sektion bin ich sogar zurückgeschlagen. Aber damit kann die Sache natürlich nicht enden. Wenn mir ein Freund etwas, das ich als gut für ihn erkenne, abschlägt, so schenke ich es ihm regelmäßig zu seinem nächsten Geburtstage; denn Geburtstagspräsente haben vor allen anderen den Vorzug, daß sie angenommen werden müssen. Und so will ich denn, meiner Gewohnheit treu, auch unsere Vorberathung zu ihrem heutigen Wiegenfeste mit der abgelehnten literarischen Sektion begaben.

Kraft meiner Machtvollkommenheit als erster Ordner unseres Kränzchens berufe ich die Mitglieder unserer diesjährigen Preiscommission zum Stamm dieser neuen Sektion und unter ihnen unseren D. Fabricius zum Sektionsordner. Nach Dr. Nesselmann's Grundsatz, dem auch ich mich gefügt habe, werden die Berufenen nicht in der Lage sein, mir einen Korb zu geben, ich setze vielmehr in sie das Vertrauen, daß sie Druckwerke und Manuscripte, welche dem Kränzchen zugehen, einer eingehenden und wohlwollenden Durchsicht unterziehen und das Gute darin, mag es auch noch so unscheinbar sein, in unseren Sitzungen oder in unserem Vereinsblatt zur berechtigten Geltung bringen werden.

Den Dank für dieses werthvolle Geschenk stunde ich der geehrten Vorberathung, bis sie seine Früchte gekostet haben wird. Dagegen wollen wir uns alle zu einem Danke vereinen, welcher unserer trefflichen Finanzcommission gelten soll. Denn hätte sie nicht unsern Fonds so knapp etatisirt und hielte sie nicht unseren Oberordner, welchem ein besonderes Talent zum Geldausgeben angedichtet wird, unter so strenger Fuchtel, wie würde dann wohl ein Groschen zu dem fröhlichen Feste übrig geblieben sein, das wir jetzt anheben wollen!

H. Neusch.

6. Bericht der Preiscommission.

In der vierten Nummer der Unterhaltungen vom 29. Mai dieses Jahres wurde die vom Ordner gestellte Preisaufgabe: Eine der Amerikanischen Erzählungen von Otto Rupp zu einem Lustspiele umzuarbeiten,

mitgetheilt, und schon die Einfachheit des ausgesetzten Preises zeigte, daß man dabei besonders den kleinen Kreis des literarischen Kränzchens im Auge hatte. Es sind daher auch nur drei Konkurrenzstücke eingelaufen: „Die Buschlerche“, „Der erste Ball in Milwaukee“ und „Kilian Dremmer“. Die Kommission hat beschlossen, den Preis dem letzten Stücke, das uns aus Berlin zugesandt wurde, zu ertheilen. Die Verfasserin ist Fräulein Bertha v. Woiski, die den ältern Mitgliedern des Kränzchens als Theilnehmerin unserer Versammlungen in Erinnerung sein wird, und die sich schon durch Novellen, die in Zeitschriften gedruckt wurden, bekannt gemacht hat. Das Stück hat seinen Namen von dem Boardingwirth, der im „ersten Ball in Milwaukee“ die Hauptrolle spielt, und wir befanden uns also in der Lage, zwei Lustspiele nach ein und derselben Erzählung geschrieben mit einander vergleichen zu können. Die Kommission war der Ansicht, daß die Arbeit des Fräulein B. v. Woiski auch strengern Anforderungen der Kunstkritik genügen werde und sich Beifall in größern Kreisen erwerben dürfte. Das Stück ist durchaus im Geiste der Erzählung gehalten, und Veränderungen im Gange der Handlung sind nur in so weit eingetreten, als der Unterschied einer Novelle und eines Lustspiels es bedingte. Einzelne Züge wurden mit Glück hinzugefügt und stellen das Lustspiel sogar höher, als die Erzählung selbst steht. Dazu gehört vor allem der trefflich gezeichnete, humoristische Musikant des Balles, ein eingewandter Berliner Schuster, der ganz im Geiste der Erzählung erfunden ist und auf allen deutschen Bühnen sein dankbares Publikum finden dürfte. Das Stück vereinigt überhaupt vieles in sich, was eine solche Arbeit den Bühnen gegenüber empfehlen kann. Der Dialog ist gewandt, die Sprache der jedesmaligen Rolle angepaßt, die Entwicklung fesselt bis zum Schluß, und die Personen werden alle in heiterer Weise dem Zuhörer näher geführt. Diese Vorzüge treten um so mehr hervor, wenn man die eigenthümlichen Schwierigkeiten erwägt, welche die Novelle selbst für ein Lustspiel hatte. Das Hauptthema, daß ein Boardingwirth aus Chicago nach Milwaukee kommt sich eine Frau zu suchen, weil in seiner Heimath gar keine zu finden, eignete sich mehr für eine Posse, als für ein Lustspiel. Dies zeigt der Vergleich mit dem zweiten Stücke nach derselben Erzählung, „dem ersten Ball in Milwaukee“ von Dr. R. Neusch. Dasselbe hat, als Posse oder dramatischer Scherz angesehen, manches Empfehlende. Es wurde von der Kommission die geschickte Zusammenfassung der verschiedenen Elemente der Erzählung, die leichte Aufführbarkeit des Ganzen, die der Posse so zusagende Kürze und einzelne drastische Wendungen, die geeignet sind das Zwergfell zu erschüttern, hervorgehoben. Bedenklich erschien die Vorliebe des Boardingwirths für den Whiskey, die allerdings der Erzählung entspricht, aber dort weniger auffällt, da die einzelnen

Scenen von dem Ganzen nur einen sehr kleinen Theil ausmachen und durch vieles, was dazwischen liegt, gesondert erscheinen; um so bedenklicher, da so das Zugreifen der Erwählten nicht nur liebenswürdig leichtsinnig, sondern auch gefährlich erscheint. Doch dürfte ein geschicktes Spiel die schwache Seite des Stückes wol verdecken können. Man war der Ansicht dasselbe der dramatischen Sektion zur Berücksichtigung vorschlagen zu können.

Somit hat nun die Kommission mit genauer Erwägung des Einzelnen den Preis Fräulein Bertha v. Woiski zuerkannt und hält es für einen glücklichen Zufall, daß durch Aufstellen dieser Preisaufgabe von Seiten des literarischen Kränzchens Fräulein B. v. Woiski veranlaßt wurde ihr viel versprechendes Talent dem Lustspiel zuzuwenden.

Auflösung des Räthfels S. 64.

Sternwarte.

Bibliothek.

Unsere Bibliothek will die literarischen Erzeugnisse unserer Heimath Ost- und Westpreußen und unserer, wenn auch vertriebelter Landsteute aus alter und neuer Zeit sammeln, und hier werden selbst unvollständige Werke, ja die kleinsten Flugblätter mit Dank angenommen. Außerdem besitzt sie einige jenem Zwecke fremde Schriften, die uns gerade freundlichst zukamen oder die zum Bedarf und zur Anregung der Mitglieder angeschafft wurden.

Die Bücher werden von dem zeitigen Bibliothekar, Lehrer Frisch hier — Altstädtische Bergstraße Nr. 10. 11. — gegen einen Empfangschein in Querschnitt, welcher die Nummer des Katalogs, den Titel des Buchs, das Datum der Entnahme, sowie Namen und Wohnung des Entnehmers enthalten muß, an die Mitglieder gerne ausgeliehen. Der Empfangschein ist in der Wohnung des Bibliothekars abzugeben und kann dann das gewünschte Buch sofort in Empfang genommen oder, falls der Bibliothekar nicht heimisch wäre, jedenfalls am folgenden Tage abgeholt werden. Die Rücklieferung erfolgt in spätestens acht Wochen und zwar in dem Zustande des Empfangs.

Das Fragment Nr. 41. des auf der Rehrseite des Titels gedruckten Katalogs, die Jahresberichte Nr. 7. und der Almanach Nr. 39. Jahrg. 2. 3. 5. 6. werden, soweit der Vorrath reicht, den Mitgliedern unentgeltlich zur Verfügung gestellt und ebendort ausgegeben.

Mit dieser Nummer schließt der erste Jahrgang des Vereinsblatts; ein Prospekt für den zweiten, in welchem wir zugleich um gütige Verichtigung des neuen Jahresbeitrags bitten, liegt bei. Schubert & Seidel.